FATHER E.J. REICHENBERGER

OST-DEUTSCHE PASSION



FÜR WAHRHEIT UND GERECHTIGKEIT

E. J. REICHENBERGER

OSTDEUTSCHE PASSION



WESTLAND VERLAG DÜSSELDORF

Den Umschlag zeichnete Albert Mankopf, Düsseldorf.



Gen. WiM-NRW II/c 1d-18 Nr. 2039 vom 27. Oktober 1948

Druck: W. Girardet, Wuppertal

Inhaltsverzeichnis

UNWIDERLEGBARE TATSACHEN UND ZAHLEN

AN DAS GEWISSEN DER WELT

Vorwort

Dieses Buch bricht den Bann des Schweigens der Weltöffentlichkeit zu den furchtbaren Verbrechen bei der Austreibung der Ostdeutschen. Hier spricht ein katholischer Priester und amerikanischer Staatsbürger, der Bürger einer freien Demokratie, aus glühendem Eifer für Wahrheit und Gerechtigkeit.

Dieses Buch ist eine Sammlung von Artikeln, die Father E. J. Reichenberger, ein 1938 aus dem Sudetenland emigrierter Priester, jetzt Seelsorger in den Vereinigten Staaten, in amerikanischen Blättern veröffentlicht hat, ein unerschütterlicher Vorkämpfer für Wahrheit und Gerechtigkeit und ein leidenschaftlicher Anwalt des Ostdeutschtums in einem.

Father Reichenberger lebte mit dem Sudetendeutschtum auf jenem Boden, der vor acht Jahrhunderten nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Pflug erobert worden ist, auf jenem Boden, den die Deutschen niemandem weggenommen, sondern in der Nachbarschaft der Tschechen der Wildnis abgerungen haben, weil die Tschechen solchen kargen Boden nicht bebauen wollten, so wie sie bekanntlich ihn auch heute nicht bebauen wollen. Und Father Reichenberger weiß es wohl: Diese Sudetendeutschen haben seit Hunderten von Jahren nicht anders als die Siebenbürger Sachsen, die Banater Schwaben, die Rußlanddeutschen und alle die Deutschen des Ostens, die Humanität zwar nicht im Munde geführt, wohl aber in einer einzigartigen Weise vorgelebt, in fleißiger Arbeit, in einem Wettkampf der Leistung, und Neid und Haß haben auf diesem Boden zwar viel deutsches Blut vergossen, niemals aber ist dieses Deutschtum gegen seine Nachbarn ausgeschritten, niemals hat es das Blut seiner andersnationalen Mitbürger fließen lassen.

Father Reichenberger erlebte den ersten Weltkrieg und den Untergang der österreichisch-ungarischen Monarchie. jenes großräumigen Staates, der durch Jahrhunderte die mitteleuropäischen Völkerkräfte im Gleichgewicht gehalten hatte und der eine der Grundlagen einer europäischen Union hätte sein können; kein „Kerker der Nationen", wie Masaryk diesen Staat nannte, sondern eine Heimat der Nationen, eine Heimat, der sie einst bitter nachklagen sollten. In diesem angeblich germanisierenden Großstaat waren nach tschechischer Feststellung mehr Deutsche tchechisiert als Tschechen germanisiert worden! — Unschwer war zu erkennen, daß es bei der Zertrümmerung der alten Monarchie nicht um die Freiheit der kleinen Völker, sondern um ihre größenwahnsinnige Herrschsucht ging, wie sie bereits in der hussitischen Bewegung einen sehr deutlichen Versuch unternommen hatte.

Ein Mann von dem wachen Sinn und dem kritischen Blick eines Father Reichenberger war durch keinerlei Propagandaphrasen zu bestechen. Er hörte das Wort T. G. Masaryks, daß die Deutschen als Kolonisten und Emigranten ins Land gekommen seien, und daß dadurch ihre staatsrechtliche Stellung bestimmt werde. (Hör es auch du, westliche Welt, die du einen Masaryk auf das Postament seiner internationalen Geltung gestellt hast: nach achthundert Jahren seiner Ansässigkeit und Leistung sollte dieses Deutschtum minderes Recht in Böhmen, Mähren und Schlesien haben!) Und er täuschte sich wohl auch nicht darüber, daß der Nationalhaß die führenden tschechischen Politiker theoretisch zu Verbündeten des Westens und praktisch zum Vortrupp des Ostens machte. Aber trotz einem sehr berechtigten Mißtrauen, das er mit jedem Beobachter teilen mußte, stand Father Reichenberger als überzeugter Demokrat auf dem Boden auch des neuen Staates, mochte dessen demokratische Verfassung auch nicht mehr als eine Fassade und ein — leider sehr unaufrichtiges — Versprechen sein. Father Reichenberger gehörte zu den zahlreichen deutschen

Persönlichkeiten, die die Demokratisierung dieses ausgesprochenen Nationalitätenstaates und damit seinen Bestand aufrichtig wünschten und für diesen Bestand auf ihrem Platze tatkräftig mitarbeiteten. Er sah die große Perspektive, er wußte, daß es ums Ganze ging. Um in der Gegenwart zu wirken, stieg er nun zwar nicht in die Tagespolitik, er beteiligte sich überhaupt nicht an dem, was man Politik nennt, aber er baute in der Tschechoslowakei seinen „Volksbund deutscher Katholiken" auf, als dessen Generaldirektor er zu den profiliertesten Persönlichkeiten der dreieinhalb Millionen meist katholischer, aber freilich auch vom Geiste der religiösen Duldung bestimmter Sudetendeutschen wurde.

Mit den Hinter- und Untergründen der Entwicklungen wie nur wenige vertraut, wurde Father Reichenberger Zeuge auch der sudetendeutschen Einheitsbewegung. Ihre Geburtsstunde war der Zeitpunkt, an dem das Sudetendeutschtum erkennen mußte, daß die Weltwirtschaftskrise, die sich in seinen hochindustrialisierten Gebieten zwangsläufig stark bemerkbar machte, zur nationalen Erdrosselung und Vernichtung benützt werden sollte. Und Father Reichenberger erlebte es, wie der chauvinistisch blinde Benesch so lange seinen Kurs des Verrats am Völkerfrieden und an Europa weitersteuerte, bis es zu spät war, und er sah mit eigenen Augen, wie Hitler keinen günstigeren Partner in Mitteleuropa haben konnte als eben diesen Benesch.

Und Father Reichenberger erlebte das Jahr 1938 und wurde noch Zeuge dessen, wie nach zwei Jahrzehnten einer gehässigen Politik tschechischer Chauvinisten, nach unzählbaren Nadelstichen und manchen Keulenschlägen die sudetendeutsche Bevölkerung gleichwohl keinerlei Rache nahm, sondern sich so verhielt, wie es einer Tradition von acht Jahrhunderten beispielhaft gelebter Humanität entsprach. Er sah noch, bevor er vor dem Zugriff der Gestapo seine zweite Heimat verließ, daß das Volk dieser Heimat all seiner Liebe und Mühe würdig geblieben war. — —

Nach den Vereinigten Staaten emigriert, nahm der ehemalige Generaldirektor des „Volksbundes deutscher Katholiken" die amerikanische Staatsbürgerschaft an und wurde Seelsorger einer sehr entlegenen, ganz kleinen Gemeinde in der Prärie. Dreißig Familien zählt diese Gemeinde des „Father Reichenberger"; die nächste „Stadt" mit etwa dreitausend Einwohnern ist fünfzig Kilometer entfernt. Diese Umstände sollen nicht verschwiegen werden für alle die vielen, die eine freilich oft bittere Not automatisch an die Überweisung oder Vermittlung von Lebensmittelpaketen denken läßt, wenn sie von einem Landsmann in Amerika hören . . .

Fern der alten Heimat, aber mit allen Fasern seines Herzens ihr noch verbunden, erfuhr Father Reichenberger von dem furchtbaren Schicksal seiner deutschen Landsleute — und er wurde in der amerikanischen Öffentlichkeit der Anwalt der Sudetendeutschen und der Ostdeutschen überhaupt. Aus seiner Entlegenheit wirkt Father Reichenberger mit einer unglaublichen Arbeitskraft ins Weite und Allgemeine. Jede Woche sendet er mindestens zwei Presseartikel aus. Immer wieder läßt er Sonderdrucke besonders wichtiger Veröffentlichungen erscheinen. Seine Artikel sind nicht in der Muße eines passionierten Journalisten geschrieben. Ihre Eigenheiten, mag sie nun der Leser als Stärke oder als Schwäche empfinden, kommen aus dem persönlichen Temperament des Kämpfers und aus der Situation des Kampfes. Es ist mehr Kunst in dieser leidenschaftlich hämmernden Sprache, als literarische Beflissenheit zu zeigen vermöchte. Aber gleichwohl liegt die Bedeutung dieser Artikel nicht in ihrer Form, sondern in ihrem Inhalt.

Wir legen hier eine Anzahl dieser Artikel der Öffentlichkeit vor — keine Sammlung, die auch nur auf annähernde Vollständigkeit Anspruch erheben dürfte, aber eine Reihe sehr charakteristischer Abhandlungen von gewichtigstem Inhalt.

Da ist vor allem die so wesentliche Klarstellung zu der behaupteten Kollektivschuld des deutschen Volkes und der behaupteten tschechischen, polnischen und russischen „Kollektivunschuld". Ein Mann von dem Gerechtigkeitssinne Father Reichenbergers lehnt den Vorwurf einer Kollektivschuld eines Volkes in jedem Falle ab. Aber indem er noch das Bild seiner haßlos glücklichen, ihrer vermeintlichen Befreiung in reiner Freude hingegebenen sudetendeutschen Heimatgenossen des Jahres 1938 vor sich hat, und nach den furchtbaren Erfahrungen, die die Menschheit mit Tschechen, Polen und Russen machen mußte, stellt Father Reichenberger etwas sehr Entscheidendes klar: Wie das deutsche Volk im ganzen, so ist gerade auch die Bevölkerung des Sudetenlandes jeder Ausschreitung ferngeblieben; eine negative Auslese uniformierter Büttel und Gewalttäter, besonders eingesetzte „Spezialkommandos", Befehligte sind es gewesen, die entgegen dem Willen der Bevölkerung Übergriffe und Verbrechen begangen haben, in Nacht und Verborgenheit. Zu einem erschrekkend hohen Hundertsatz aber, den selbst die benachbarten Deutschen nie für möglich gehalten hätten, hat sich die tschechische und polnische Bevölkerung, ihre vorgeblich katholischen Parteien keineswegs ausgenommen, an den Verbrechen bei der Vertreibung der Deutschen, an der Vernichtung von Millionen, an der Billigung dieser Verbrechen beteiligt, von dem Verhalten russischer Soldaten im Vergleich zur Haltung der deutschen Soldaten ganz zu schweigen. Und so wie das Verhalten der Sudetendeutschen im Herbst 1938 seine Tradition in ihrer jahrhundertelang bewiesenen Humanität hatte, so hatten allerdings auch die unerhörten Ausschreitungen eines großen Teiles der tschechischen Bevölkerung ihre Tradition: in der Hussitenzeit schon sperrten Tschechinnen, auch tschechische Mütter, deutsche Frauen und Kinder in Kirchen und ließen sie eines qualvollen Feuertodes sterben! — —

Wenn man also irgendwo von Kollektivschuld sprechen dürfte — Father Reichenberger lehnt es überhaupt ab —, dann so viel eher bei gewissen anderen Völkern als bei den Deutschen. Das vorliegende Buch nimmt die klare Unterscheidung zwischen 1938 und 1945 in solcher Deutlichkeit zum ersten Male vor. Schon dieser Umstand allein würde es zu einem geschichtlichen Dokument und mehr noch: zu einer geschichtlichen Tat machen. Dies Buch gibt auf Propagandaphrasen, Lügen und Verleumdungen d i e Antwort, deren es im Interesse der geschichtlichen Wahrheit und der endlichen Entgiftung der Atmosphäre zwischen den Völkern dringend bedarf!

Father Reichenberger hat in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine andere Heimat gefunden, er hat eine andere Staatsbürgerschaft angenommen, aber er ist derselbe geblieben: ein kompromißloser Christ, ein Weltbürger auf der Grundlage seiner Kirche und der Gebote der Menschenwürde, ein überzeugter Demokrat und ein anständiger Deutscher. Als amerikanischer Staatsbürger spricht er — uns ungewohnt genug — die freie Sprache Amerikas. Für diese Sprache haben wir dem demokratischen Amerika selbst zu danken, aber auch dem Manne, der aus dem kleinen Kirchensprengel in der Prärie seine Rufe in die Öffentlichkeit, seinen unermüdlichen Appell an das harte Gehör des sogenannten Weltgewissens erschallen läßt. Wir haben Father Reichenberger zu danken, weil auch unter seinen Umständen Mut dazu gehört, Mißbrauch des Christentums, Verbrechen, Lüge und Heuchelei bei ihren Namen zu nennen. Für diesen Mut und seinen heiligen Eifer ist Father Reichenberger des unaufhörlichen Dankes aller Ostdeutschen und des deutschen Volkes überhaupt gewiß.

Der Pressefreiheit in den Vereinigten Staaten, deren die Veröffentlichungen von Father Reichenberger ein so rühmliches Denkmal sind, dieser Pressefreiheit entsprechen allerdings noch nicht die Verhältnisse in den Besatzungszonen

Deutschlands. Wir dürfen der Öffentlichkeit, der wir dieses Buch vorlegen, nicht verhehlen, daß wir aus bestimmten Rücksichten nicht unwesentliche Striche an den ursprünglichen Texten vornehmen mußten. So ist dieses Buch gleichwohl auch ein Zeugnis dafür, daß der Dienst an der Wahrheit und der Kampf für die Gerechtigkeit auch in der Gegenwart nicht nur Verantwortungsbewußtsein, sondern auch Mut erfordert. Doch glauben wir, dem Mut des Father Reichenberger unseren Mut schuldig zu sein. —

Unser Buch enthält auch eine Anzahl von Veröffentlichungen, die zwar Father Reichenberger nicht zum Verfasser haben, die aber seinem besonderen Wirken zu verdanken sind und einzig durch seinen Einsatz die Öffentlichkeit amerikanischer Blätter erreicht haben. Es handelt sich um Zuschriften an ihn, deren eidesstattliche Angaben als urkundliche Belege seine Abhandlungen ergänzen.

Düsseldorf, im November 1948.

Der Verlag.

Die Schuld an der Katastrophe

Tragen die deutschen Volksgruppen im Osten an der über sie und das ganze deutsche Volk hereingebrochenen Katastrophe Schuld? War ihr Weg in den Jahren vor 1938 richtig? Hätten sie die Katastrophe aufhalten können?

Diese Fragen zu beantworten, ist gar nicht so leicht, wie es scheinen mag. Es ist kein Zweifel, daß der Nationalsozialismus eine Katastrophe für das deutsche Volk und darüber hinaus für die Welt war; ebenso klar ist es, daß zwischen Christentum und nationalsozialistischer Weltanschauung eine Kluft liegt, über die keine Brücke führt, genau so wie zwischen Christentum und Kommunismus. Das Erlebnis des Exils und das Geschehen um uns macht es aber klar, daß es eine Übervereinfachung ist, die Katastrophe mit Hitler allein erklären zu wollen, der doch nur die Personifizierung der religiösen, sittlichen und politischen Erkrankungen unserer Zeit ist. Der Nationalsozialismus — welchen Namen man auch immer dafür haben mag — ist nicht auf das deutsche Volk beschränkt geblieben; er ist auf den Schlachtfeldern des Krieges nicht überwunden worden, wie man Ideen überhaupt nicht mit Waffengewalt überwinden kann; er hat mit Hitler und den Gerichten in Nürnberg kein Ende gefunden.

Jeder, der nicht gegen das deutsche Volk, sondern gegen den Nationalsozialismus und seine weltanschaulichen und politischen Ziele kämpfte, muß sich doch immer wieder fragen, ob der Kampf wirklich gegen Staatsvergötzung, gegen Herrenrassentum, gegen Materialismus ging und für eine Demokratie, die jedem, der Menschenantlitz trägt, jene gottgegebenen, unabdingbaren Rechte sichert, von denen die amerikanische Unabhängigkeitserklärung spricht, für die in der Atlantic-Charta neuformulierten, keineswegs neuen

Ideale — oder gegen das deutsche Volk. Waren alle die feierlichen Erklärungen und Versprechungen nur Kriegspropaganda, darauf angelegt, das deutsche Volk von innen her zu zermürben? Oder waren es wirkliche Friedensziele, die dem Kriege den Charakter eines Kreuzzuges gegeben hätten? Ging der Kampf gegen eine Diktatur mit Welteroberungsplänen — wie ist es dann möglich, daß man die Bundesgenossenschaft einer anderen Diktatur suchte, die nicht minder tyrannisch, brutal, amoralisch und atheistisch ist? Wie konnte man dieser Diktatur den Osten Europas überlassen? Wie konnte man sie in voller Kenntnis des Hitler-Stalin-Paktes als Richter über ihre Spießgesellen zulassen? Kein gerecht denkender Mensch verurteilt die Bestrafung von Verbrechern. Warum wird die Strafe ausgedehnt auf ein ganzes Volk, einschließlich jener, die im Kampf gegen die Nazis Freiheit, Existenz und Leben einsetzten? Wie ist es möglich, daß man fünfzehn und mehr Millionen in der brutalsten Weise aus ihrer Heimat vertreibt, die ihre Vorfahren längst vor der Entdeckung Amerikas besiedelten und kultivierten?

Lord Bryce nannte einmal die Vertreibung der Armenier durch die Türken (die Franz Werfel in seinem Roman „Vierzig Tage von Musa Dagh" so ergreifend schildert) das „größte Einzelverbrechen des ersten Weltkrieges". Wie ist es möglich, daß sich am Ende eines „Kreuzzuges" dieselbe Untat in weit größerem Ausmaß wiederholt, die praktisch die Ausrottung der deutschen Minderheiten bedeutet, ohne daß das Weltgewissen sich dagegen auflehnt? Und so drängen sich hundert andere Fragen auf.

Und hätten wir Deutschen im Ausland die Katastrophe aufhalten können? Man stellt sich die Frage besonders, wenn man erlebt, daß die Millionen Heimatvertriebener beinahe als die Hauptschuldigen hingestellt werden und mehr zu leiden haben als viele andere. Man kann heute ohne Bitterkeit über diese Kampfjahre reden und schreiben: Tatsache ist, daß nur sehr wenige im Auslanddeutschtum die

Lockungen und Propagandaphrasen des Nationalsozialismus durchschauten oder die kommende Katastrophe ahnten. Die Führung versagte. Die wenigen, die klar sahen und den Mut zum Bekenntnis hatten, waren geächtet, „Volksverräter", man ging uns aus dem Wege wie räudigen Hunden, Menschen, die uns vorher Freunde nannten und als Apostel feierten, rückten von uns ab, und mehr als einer wurde zum Verräter, um den Anschluß an die „Volksgemeinschaft" nicht zu verpassen.

Es ist wahr, bei vielen kam sehr bald die Ernüchterung; viele haben für ihre Feigheit schwer gebüßt; die Gleichschaltung im letzten Augenblick wurde nicht honoriert.

So bitter die Jahre und vor allem die letzten Monate vor der „Machtübernahme" waren, rückschauend sieht man vieles in anderem Lichte. Ich entschuldige nicht die geistige Blindheit und die Rückgratlosigkeit der Führung. Man hätte sehen müssen, daß nach dem Anschluß Österreichs die Tschecho-Slowakei der einzige Raum war, in dem eine große deutsche Minderheit sich noch offen zum Christentum bekennen und das Christentum als menschen- und welterneuernde Kraft einsetzen konnte. Aber es gab in der Tschecho-Slowakei keinen Bischof, der offen dem Nationalsozialismus entgegengetreten wäre. Im Gegenteil, zur Zeit offener Christenverfolgung im Reich hat Kardinal Kaspar jedesmal ein Huldigungstelegramm an Hitler gesandt, so oft er zu Firmungsfeiern ins Glatzer Land fuhr — ein tschechischer Kirchenfürst eines damals noch unabhängigen Landes.

Was hätte der „kleine Mann" tun können, wollte er nicht Existenz und Familie aufs Spiel setzen? Wohin konnte er emigrieren, wovon sollte er im Exil leben? Haben die Tschechen nach der Übernahme des Sudetenlandes durch Hitler nicht Tausende nach Innerböhmen Geflüchtete zurückgejagt, die für diesen Staat sich exponiert hatten? Auf der tschechischen Gesandtschaft in Paris hat man mir erklärt: „Das ist nicht unser Staat, für den diese Menschen kämpften", als ich nach München Hilfe für Anti-Nazis zu

erreichen suchte. Und wenn man heute den kleinen Mann entnazifiziert — wie verhalten sich die Tschechen und ihre Führung gegenüber den letzten Ereignissen in ihrem Land?

Ich möchte jedenfalls für die sudetendeutsche Volksgruppe bezeugen, daß die Mehrzahl, einschließlich vieler Henleinanhänger, keineswegs „heim ins Reich" wollte, das ja geschichtlich und stammesmäßig nie ihre Heimat war, daß sie noch weniger mit dem Nationalsozialismus als Weltanschauung etwas gemeinsam hatten. Das haben in ruhigen Tagen führende Tschechen zugestanden, wie etwa Ripka in seinem Buch „Munich/before and after". Was sie wollten, war lediglich eine Einlösung der vor der Pariser Friedenskonferenz gegebenen Versprechungen, eine Autonomie, eine Behandlung als „Gleiche unter Gleichen", die sie auf Grund ihrer Zahl, ihrer kulturellen und wirtschaftlichen Leistung auch beanspruchen konnten. Leider wurden alle Verständigungsversuche, die auf politischem Gebiet als „Aktivismus" bekannt wurden, von tschechischer Seite mehr als von den wenigen überzeugten Nazis sabotiert. Vielleicht zeigt nichts so sehr als die brutale Massenaustreibung, die ja von den Machthabern von damals durchgeführt wurde, die wahre Gesinnung der Tschechen. Das Ziel war heute wie damals Auspowerung und Ausrottung der ganzen Volksgruppe.

Die Schuld an der Entwicklung, die zu „München" und schließlich zum vorübergehenden Verlust der Selbständigkeit der Tschecho-Slowakei führte, liegt also keineswegs allein auf seiten der Sudetendeutschen. Der Zerfall wäre früher oder später gekommen — ohne Hitler und Henlein —, weil man das Grundproblem des Staates nicht einmal sah, geschweige denn zu lösen versuchte. Erst in den Tagen von München wurden sich viele bewußt, daß es neben sieben Millionen Tschechen auch dreieinhalb Millionen Sudetendeutsche gab, die man nicht dauernd unterdrücken und als „Minderheit" behandeln konnte mit all den Schikanen, die der ganz und gar undemokratische Begriff in sich schließt.

Unverständlich, daß man das nicht aus der Geschichte Österreichs gelernt hatte. Aber angenommen, alle Sudetendeutschen hätten sich den Nazis widersetzt. Hätten sie den Zerfall der Tschecho-Slowakei aufhalten können? Sie hätten wohl Hitlers Taktik geändert, aber nicht sein Ziel. In den letzten Wochen wurde oft an das Wort Bismarcks erinnert, daß der Herr Böhmens der Herr Europas sei. Das wußte Hitler so gut wie Stalin.

Und man sollte auch heute nicht vergessen, daß es unter den Tschechen einflußreiche Kreise gab, die zur Zusammenarbeit mit Hitler bereit waren und den deutschen Anti-Nazis nicht bloß nicht beistanden, sondern ihnen alle nur denkbaren Schwierigkeiten machten. Das Ausland stand dem Problem des Nazismus ratlos gegenüber. Es sollen hier nicht die Lobeshymnen auf den „genius born of the miseries of Germany" wiederholt werden, nicht die Möglichkeiten, die man Henlein gab, seine Propagandareden zu verbreiten. Als Österreich in die Hände Hitlers fiel, war für jeden politisch denkenden Menschen auch das Schicksal der Tschecho-Slowakei entschieden. Nur Benesch äußerte damals die Ansicht, der Anschluß erleichtere die Situation, und Hitler sei ihm lieber als Habsburg.

Am 10. Mai 1938 erklärte Erstminister Chamberlain bei einem Lunch in Lady Astor's Hause, daß nichts so klar sei, als daß England nicht für die Tschecho-Slowakei kämpfen werde; die Abtrennung des Sudetengebietes werde zu einer verkleinerten, aber gerüsteten Tschecho-Slowakei führen; die Tschechen sollten doch realistisch sein und zu einem Übereinkommen mit Hitler kommen. (Vgl. G. T. Garrat, Europe's Dance of Death, London 1940, p. 270 f.) Die Runciman-Delegation, praktisch die Verneinung der Souveränität der Tschecho-Slowakei, lag auf derselben Linie. Am 7. September gab die London Times, die als offiziös gilt, den Wink nach Berlin und Asch, die Tschechen sollten an Deutschland preisgeben „that fringe of alien populations who are contiguous to the nations with which they are

united by race". So stand das Ergebnis von München schon von vornherein fest; die Begeisterung, mit der man „peace in our time" in London, Paris und Washington feierte, zeigt die Blindheit dieser Tage, aber auch die Hoffnungslosigkeit der Lage sudetendeutscher Demokraten, die gegen Hitler-Henlein kämpften. Man sollte weiter festhalten, daß die tschechische Regierung das Diktat von München ebenso bedingungslos annahm — obgleich sowohl das tschechische Volk als auch die Mehrheit der Sudetendeutschen zur Verteidigung der Freiheit bereit waren — wie die Sudetendeutschen gezwungen waren, es anzunehmen.

Der Schluß scheint darum wohl berechtigt, daß nicht bloß die sudetendeutschen Demokraten auf verlorenem Posten kämpften, sondern daß selbst der Widerstand der ganzen Volksgruppe das Resultat nicht geändert hätte. Unser Schicksal wäre in jedem Falle ohne uns und gegen uns entschieden worden. Rein politisch gesehen, war der Kampf nicht bloß aussichtslos, sondern auch sinnlos, wenn nicht selbstmörderisch.

Wie es zu den Austreibungen kam

Am 1. März 1947 überreichten einige deutsche Mitglieder des Vor-Münchener tschecho-slowakischen Abgeordnetenhauses den Unterzeichner-Mächten des Potsdamer Abkommens und dem General-Sekretär der UN eine Petition, in der sie der Weltöffentlichkeit die Leidensgeschichte des Sudetendeutschtums und das an ihm in Potsdam begangene Unrecht auseinanderzusetzen suchen. Sie ließen sich dabei von der Erwägung leiten, daß — auch wenn von dieser Schrift keine unmittelbaren Ergebnisse zu erwarten seien — „das verletzte Recht zunächst einmal Gehör heischen muß, um gehört zu werden“, da auch im Völkerrechte der Satz gelte: „Wo kein Kläger, da kein Richter“, und daß nur dann in Europa ein neuer Rechtszustand hergestellt werden könne, „wenn Unrecht angeprangert und Wiedergutmachung für offenkundige Verletzungen ungeschriebenen Naturrechts gewährt wird“.

In diesem Zusammenhang gewährt das kurz vor Jahresschluß 1947 erschienene Buch des verstorbenen Präsidenten der Tschecho-Slowakischen Republik, Dr. Benesch, „Erinnerungen. Von München zum neuen Krieg und neuen Sieg“ („Pameti“/Orbis-Verlag, Praha 1947) einen interessanten Einblick in die Motive, die zur Austreibung des Deutschtums aus dem tschecho-slowakischen Staatsgebiet geführt haben.

Die Tschecho-Slowakei verdankt ihre Entstehung den Pariser Friedensverträgen. Die Wurzel des später über sie gekommenen Unheils wird der Tieferblickende in dem Bruch jener feierlichen Zusicherungen sehen dürfen, die Dr. Benesch namens der tschechischen Delegierten in St. Germain abgegeben hatte. Damals wurde erklärt: „Es ist die Absicht der tschecho-slowakischen Regierung, die Organisation des

Staates so zu gestalten, daß die staatsbürgerlichen Rechte auf den Prinzipien der Schweizer Konstitution basiert werden . . ." (zitiert nach der deutschen Übertragung der in englischer Sprache abgefaßten Petition der Sudetendeutschen). Dieses Versprechen wurde niemals eingelöst, sondern eine „Staatsnation" der Tschechen und Slowaken geschaffen, deren privilegierten Rechten die minderberechtigten „Minoritäten" (darunter 3 200 000 Sudeten-Österreicher, 700 000 Ungarn, 100 000 Polen) gegenüberstanden. Wenn es auch keine Verfolgung der nationalen Minderheiten gab, so blieb die Prager Politik doch bestrebt, deren Position zu schwächen und sie systematisch in der öffentlichen Verwaltung und im Wirtschaftsleben zu benachteiligen. So ist es nur zu verständlich, daß Dr. Benesch von Anfang an der Weiterentwicklung des nach allen Seiten von nationalen Auseinandersetzungen erfüllten jungen Staatswesens nicht ohne Sorge entgegensah.

Jede Revision der Pariser Verträge mußte folgerichtig und zwangsläufig an die Fundamente des Staates rühren, ein neu ausbrechender Konflikt voraussichtlich auf seine Kosten ausgetragen werden. Die Prager Politik suchte diesem düsteren Aspekt durch militärische Aufrüstung und ein ausgebreitetes Bündnissystem zu begegnen. Der Sicherung des inneren Friedens (die freilich nur unter Preisgabe der Nationalstaatsideologie und Rückkehr zu den früheren Zusicherungen hätte vorangetrieben werden können) wandte man — wie man heute wohl urteilen darf, zum Schaden des Staatswesens — nicht die gebührende Sorgfalt zu. Mit Hitlers „Machtergreifung" 1933 begann nach Dr. Benesch der „Kampf auf Leben und Tod". Der 29. September 1938 mit dem „Münchener Abkommen" ersparte — scheinbar — der Welt den in der Luft liegenden Konflikt, indem er das Sudetendeutschtum aus dem tschecho-slowakischen Staat „friedlich" ausgliederte. Benesch sah tiefer; aus Cordell Hulls Memoiren („Neue Zeitung" vom 22. II. 48 Nr. 15) ergibt sich, daß er durch den damaligen amerikanischen Ge-

sandten Wilbur J. Carr den Präsidenten Roosevelt bat, er möge sich dafür einsetzen, daß Großbritannien und Frankreich die Tschecho-Slowakei doch nicht im Stich lassen möchten, „denn sonst würde die Gefahr eines nicht nur auf die Tschecho-Slowakei, sondern auf die ganze Welt sich erstreckenden Konfliktes noch näher rücken". Die Besetzung Prags im März 1939 und die Errichtung des „Protektorats" waren die folgerichtigen nächsten Aktionen der Hitlerschen Gewaltpolitik gegen einen Staat, der nach dem Zusammenbruch seines Bündnissystems von allen Freunden verlassen war.

Zu spät erkannten Frankreich und England ihre Fehlrechnung. Die volle Abkehr von „München" vermochte Dr. Benesch aber in den ersten Jahren nach Ausbruch des zweiten Weltkrieges nicht zu erreichen. Viele Politiker, die am Münchener Abkommen maßgeblich mitgewirkt hatten, waren noch am Ruder; sie sträubten sich gegen Verhandlungen mit einem Manne, den man als Exponenten der Vor-Münchener Republik ansprechen mußte. Die UdSSR paktierte mit Hitler auf der Grundlage der Anerkennung des Protektorates. Erst nach dem Zusammenbruch Frankreichs anerkannte England die provisorische tschecho-slowakische Regierung mit Dr. Benesch an der Spitze. Der Kampf um den „Widerruf" Münchens dauerte noch bis in den August 1942 hinein, wobei sich schließlich Rußland, die USA und Frankreich dazu bereit fanden, die Anerkennung der Kontinuität des tschecho-slowakischen Staates und der Vor-Münchener Grenzen auszusprechen.

Der nächste Schritt der tschecho-slowakischen Auslandsregierung ging dahin, schon während des Krieges alles zu unternehmen, um ein neues München auszuschließen. „Geben wir acht", so schreibt Benesch, „auch nach dem zweiten Weltkrieg kann sich der ganze Vorgang (der Revisionismus nach dem ersten Weltkrieg) wiederholen. München kann immer wieder sein!" Dieser „chauchemar de Munich" war es — und hier wird wiederum Hitlers unselige Hand sicht-

bar —, der zu zwei folgenschweren Schritten führte: Zu dem Freundschaftsvertrage mit Rußland (am 12. Dezember 1943), dessen Nachbarschaft und Unterstützung eine besondere Garantie gegen eine Wiederholung Münchens darstellen sollte, und — zu dem verhängnisvollen Beschluß, alle Deutschen auszusiedeln und damit die Nationalitätenfrage endgültig zu bereinigen, wobei diese „nationale Frage" den Vorrang vor allen sozialen Erwägungen gehabt habe. Nur so glaubte man, der möglichen Wiederkehr von München ein für allemal vorbeugen zu können . . .

Benesch bringt in seinem Buch den Beweis, daß er mit einem infamen Trick das größte Verbrechen der neuesten Zeit, die barbarischen Massenaustreibungen, einleitete. Er erzählte Roosevelt bei einem Besuch am 12. Mai 1943, daß er sozusagen die Zustimmung der Russen zu diesem Verbrechen schon in der Tasche habe, und er berichtete bei seiner Rückkehr, Roosevelt stimme mit der Auffassung überein, daß die Zahl der Deutschen durch „Transfer" wesentlich reduziert werden müsse. In demselben Buch wird aber auch eine Unterredung Ripkas mit dem Sowjetgesandten Bogomolov vom 29. Mai — also 17 Tage nach der Roosevelt-Unterredung! — erwähnt. Darüber berichtet Ripka: „Ich knüpfe daran an, daß nach der britischen nun auch die amerikanische Regierung ihre Zustimmung zum Transfer gegeben hat. Weiter lege ich Bogomolov dar, daß wir dasselbe nun von der Sowjetregierung erwarten." Die Russen hatten also am 29. Mai noch keine Zustimmung gegeben; erst am 6. Juni telegraphierte Ripka, daß Bogomolov die russische Zustimmung meldete. Das war die „Diplomatie" der Benesch-Ripka.

Die Potsdamer Volksabschiebungsklausel zog das Fazit aus diesen Entwicklungen, indem die daran beteiligten großen Drei anerkannten, „daß die in Polen, der Tschecho-Slowakei und Ungarn vorhandenen deutschen Bevölkerungen . . . nach Deutschland abzuschieben sind", wobei man freilich hinzusetzte, „daß jedwelche platzgreifende Abschie-

bung in ordentlicher und humaner Weise zu bewerkstelligen wäre". Die Angst vor einem neuen München also war es, die nach Beneschs Memoiren den Entschluß zur Deportation einer Millionenbevölkerung bestimmte, deren Vorväter vor 700 Jahren von den Przemysliden-Königen zur Ansiedlung eingeladen worden waren, und deren Fleiß und Tüchtigkeit nicht zuletzt dem jungen tschecho-slowakischen Staatswesen nach seiner Begründung Wohlstand und Ansehen weit über seine Grenzen hinaus verschafft hatten.

Daß die „in humaner Weise" zu bewerkstelligende Zwangsaustreibung sich zu einem besonderen Kapitel tragischer Unzulänglichkeiten und nationalistischer Grausamkeiten auswuchs, erscheint, wie auch sie selbst, als kein gutes Omen für diese neue Aera des tschechischen Staates.

Das Potsdamer Dokument

Lord Bryce nannte die Ausrottung der Armenier „das größte Einzelverbrechen, das während des ganzen (ersten) Weltkrieges begangen wurde". 1915 ordnete Talaat Pascha ihre Deportation an. In einem Geheimkabel forderte er: „Besondere Sorgfalt ist auf die Ausrottung dieser Leute zu verwenden . . . Der Ort ihres Exils ist nirgendwo." Man gab ihnen wenige Tage Zeit, ihre Habseligkeiten zu verkaufen, dann trieben türkische Gendarmen sie zusammen wie das Vieh. Die Männer mußten allein marschieren — die waffenfähigen hatte man vorher in die türkische Armee eingezogen —, unterwegs wurden sie in den Engpässen überfallen und hingemordet. Frauen und Kinder, soweit sie nicht gefangen und in Sklaverei geführt wurden, starben an Hunger, Seuchen, Erschöpfung oder wurden einfach ermordet.

In einem deutschen Memorandum, das man bei der Versailler Konferenz vorlas, finden wir eine Einzelschilderung: „Den Weg entlang waren die Felder bedeckt mit aufgefundenen nackten Leichen — man hatte sie ja der Kleider beraubt —, die die Luft mit ihrem Gestank verpesteten. Andere, Rücken an Rücken gebunden, dienten als Dämme zum Euphrat oder als Futter für die Fische . . . Diese Opfer starben jeden seit Menschengedenken nur denkbaren Tod. Ich habe Leute gesehen, wahnsinnig vor Hunger, die die Ausscheidungen ihres eigenen Körpers aßen, Frauen, die das Fleisch ihrer Neugeborenen kochten; Mädchen, die die noch warmen Leichen ihrer Mütter aufschnitten, um das Geld zu suchen, das die Toten aus Angst vor den Gendarmen verschluckt hatten. In den zusammenbrechenden

Karawanen lagen diese entsetzlichen Überbleibsel der Menschheit unter halb verwesten Leichen und warteten auf den Tod. Wie lange konnten sie ihr erbärmliches Dasein noch aus den Körnern von Pferdedünger oder mit Gras fristen?"

Es gab einzelne Deutsche, wie Freiherrn von der Goltz, welche gegen diese Verbrechen protestierten; einfache Soldaten waren entsetzt, aber machtlos. Die offizielle Haltung war, daß man sich nicht in die „inneren Angelegenheiten" des Bundesgenossen einmischen könne. Nach dem Waffenstillstand machte England einen Versuch, wenigstens die überlebenden Frauen aus den Harems zu befreien — vergebens.

Wer hätte erwarten können, daß dieses bestialische Verbrechen nicht während des Krieges, sondern nach Beendigung der Feindseligkeiten mit derselben Brutalität, in zehnfach erweitertem Umfang wiederholt würde, nicht durch fanatisierte türkische Verbrecher, nicht von Nazis oder Japanern, sondern von „friedliebenden Nationen" Mittel- und Osteuropas, von denen, die als vollwertige Mitglieder in die UNO aufgenommen wurden.

Im Potsdamer Dokument war bestimmt worden: „Die drei Regierungen (besser gesagt: drei Männer) haben die Frage nach allen Gesichtspunkten erwogen und kommen zur Erkenntnis, daß die Überführung der deutschen Bevölkerung oder ihrer Teile, die noch in Polen, der Tschecho-Slowakei und Ungarn sich befinden, nach Deutschland durchgeführt werden muß. Sie stimmen überein, daß jeglicher Transfer in geordneter und menschlicher Weise durchgeführt werden soll."

Die Auslegung dieses Dokumentes und die Art seiner Durchführung in der Tschechoslowakei, Polen, Ungarn und darüber hinaus in Jugoslawien und Rumänien kann nicht schweigend hingenommen werden. Hätten die Christen der Welt nur eine blasse Ahnung von der Lehre vom mystischen Leibe Christi, fühlten sie sich nur irgendwie solidarisch mit

den zwanzig Millionen Christen, die man beraubt, schändet, mordet wie je die Armenier durch die Türken, die gräßlichen Folgen von Potsdam wären verhindert worden.

Man ist immer wieder etwas erleichtert, wenn sich in dieser Verschwörung des Schweigens gegenüber den Potsdam Displaced Christians eine Stimme findet, die nach Gerechtigkeit schreit, die diesen Schandfleck am Christentum und an unserem Gewissen und unserer Ehre auslöschen möchte. Das „Committee against Mass Expulsion" (112 East 19th Ct., Room 706, New York City), hat bereits zwei bedeutsame Broschüren herausgebracht: „The Land of the Dead" über die Deportierungen aus Ost-Deutschland, und „Tragedy of a people" über den Rassismus in der Tschechei. Unlängst erschien eine Fortsetzung: „Men without the Rights of Men", die wie die früher erschienenen Schriften in Massen verbreitet werden müßte, wenigstens unter denen, die sich Christen nennen und an Demokratie glauben. Die Verantwortung für den Inhalt übernehmen eine Reihe von Männern und Frauen, deren Namen besten Klang in Amerika haben; bedauerlich bleibt, daß m. W. nur ein Katholik unter ihnen erscheint, Father John LaFarge, S.J., der Herausgeber der angesehenen Zeitschrift „Amerika".

Es fehlt der Raum, im einzelnen auf den Inhalt einzugehen, wenn man überhaupt eine so knappe, sachliche Schrift exzerptieren kann. Die Schrift behandelt die unmenschlichen Austreibungen aus Ungarn, Rumänien, Jugoslawien und Polen. In kurzen Zügen ist die Geschichte der deutschen Siedlungen in diesen Ländern gezeichnet: Sie sind nicht von gestern; sie haben sich nicht aufgedrängt; viele haben dort Kulturarbeit geleistet lange vor der Entdeckung Amerikas; nur eine verschwindende Minderheit war irredentistisch eingestellt, irgendwie begreiflich, da man sie ja wie Figuren auf dem Schachbrett herumschob — trotz „Selbstbestimmungsrecht". Die Legende der Illoyalität wurde nur erfunden, um die Niederlagen zu verschleiern und um Ansprüche

auf Raub des ganzen seit Jahrhunderten erarbeiteten Besitzes zu „legalisieren“.

Es ist bezeichnend, daß Rumänien und Jugoslawien sich an dem Raub- und Mordplan beteiligten, obwohl sie in Potsdam keine besondere Lizenz dafür erhielten. Sie nahmen sich selber, mit derselben Moral wie die Tschechen, das Jagdrecht und erklärten open season. Es wiederholten sich in jedem Lande — fast möchte man sagen planmäßig — die Verbrechen der Türken an den Armeniern: Diebstahl, Raub, Massenmord, Schändungen, Arbeitslager, Sklaverei, kurz, jedes Verbrechen, das ein perverses Gehirn nur ausdenken kann. Es ist ebenso bezeichnend, daß Moskau und seine Satelliten eine außerordentliche Freude an diesem „Sieg der Menschenrechte“ haben. Ungarn z. B. war durchaus gegen die Ausweisungen seiner fleißigsten und treuen Bürger; als die Kommunisten die Regierung übernahmen, erzwangen sie das Verbrechen. Ganz begreiflich: Moskau weiß genau, daß zwanzig Millionen vertriebener, heimatloser, bettelarmer, proletarisierter Menschen ein Herd der Unruhe, damit Nährboden des Bolschewismus sein müssen, nach allen Regeln der Logik und Psychologie, daß darum Europa nicht zum Frieden kommen kann, solange dieses Problem nicht gelöst ist. Es weiß, daß Millionen der Vertriebenen und ihre Kindeskinder mit unaustilgbarem Haß Potsdam verfluchen werden. Unverständlich, daß man in London, Paris und Washington nicht verstand, daß die Massenaustreibungen nur dem Bolschewismus dienen; daß man nicht längst von diesem sadistischen Wahnsinn abrückte. „Denkt daran, daß Völker nicht sterben“, rief Papst Benedikt inmitten des ersten Weltkrieges; „gedemütigt und unterdrückt, reiben sie sich wund unter dem ihnen auferlegten Joch, bereiten sich vor auf neue Kriege und geben von Geschlecht zu Geschlecht das traurige Erbe des Hasses und der Rachsucht weiter. Warum nicht ernstlich die Rechte und das berechtigte Verlangen der Völker prüfen?“ . . .

Die wichtigsten Teile der Broschüre scheinen mir die Einleitung und der Schluß zu sein. Jeder, der nicht blind sein will, kann ja täglich Einzelheiten über die Verbrechen hören. Obwohl die Tschechei neuestens nur offene Briefe zuläßt und die Briefzensur wieder einführte, gibt es immer noch Leute, die nahe genug an der Grenze wohnen, um hinter den Vorhang schauen zu können. So erreichen mich eben wieder folgende Einzelheiten aus absolut einwandfreier Quelle: „Landesschulinspektor Fritz Andreasch wurde im Kaunitzlager Brünn zu Tode gemartert. Unter einem Drahtgitter wurde dem Gefesselten eine Ratte an den Bauch gesperrt, die innerhalb dreier Tage den Körper bis auf die Gedärme anfraß. Erst am siebenten Tage trat der Tod ein. — In Pohrlitz wurden kleine Kinder wie Keulen geschwungen und an den Straßenbäumen zerschmettert. — In Moleis bei Pohrlitz wurden die zusammengetriebenen Männer gezwungen, Menschenkot zu essen, und widernatürliche Handlungen zu vollbringen. Wer sich weigerte, wurde erschlagen. — Im Lager Pohrlitz gab man den Häftlingen am siebenten Tag zum ersten Mal verdünnte Jauche statt Wasser. — In Schlappenz bei Iglau wurden 40 Kinder im Ortsteich ertränkt, mit Stangen vom Ufer ferngehalten und untergetaucht" etc. etc. Das sind nicht Berichte aus einem Irrenhaus, oder vielleicht doch: Nur verbrecherische Narren sind solcher Handlungen fähig. Aber diese Verbrecher sind Mitglieder der UN und propagieren das neue Menschenrecht! Wenn hier einmal der Gerichtstag kommt! Und der Tag kommt, so wahr ein gerechter Gott im Himmel lebt.

Zurück zur Broschüre nach dieser Abschweifung, die einem das Blut kochen macht. Die Einleitung stellt eindeutig fest: „Wir sind überzeugt, daß Massen-Austreibung, wann immer, wo immer und durch wen immer begangen, eine Verletzung der fundamentalen Rechte ist, die jedem Menschen eigen sind, und eine Verleumdung der sittlichen Ideale jeder christlichen oder demokratischen Gesellschaft. Sie ist ein Verbrechen, das wenig zurückbleibt hinter dem Grup-

penmord, den man heute Genocide (von genus und occidere, Rassenmord) nennt." Ich möchte weitergehen: Die Massenausweisung ist direkter, geplanter Rassenmord: Mord ist ja das Ergebnis, nur langsamer, qualvoller, unmenschlicher. Weiter: Wir glauben, daß „Menschenrechte nur dann erfolgreich verteidigt werden können, wenn sie allgemein verteidigt und daß tatsächlich die Behandlung unserer Gegner der Prüfstein unserer Grundsätze und unseres Glaubens ist." Wir unterstreichen: „. . . daß die einzig wirkliche Lösung der Minderheitenprobleme in vollster Sicherstellung der persönlichen zivilen Rechte sowie der Minderheitsrechte ethnischer Gruppen liegt."

Dazu sei nur betont, daß schon der Begriff Minderheitsrecht irgendwie im Widerspruch zu Menschenrechten steht. Warum sollte der Angehörige einer nationalen Minderheit deshalb minderberechtigt sein? Aus den Begriffen „Staatsvolk" und „Minderheit" entstand viel des Leides und der Zerrissenheit Europas. Der Begriff Staatsvolk ist ein Ausfluß des Rassismus und absolut undemokratisch. „Jeder Versuch, diese Probleme durch neue Grenzziehungen und Ausweisung unerwünschter Gruppen zu lösen, ist nicht nur unmenschlich und unsittlich, sondern ein Schritt hinweg von einer wirksamen Lösung", ein Schritt näher zum Kriege.

Es ist richtig: Die Westmächte wollten eine „geordnete und menschliche Ausweisung". „Sie mußten wissen, daß ohne wirksamen Zwang diese Forderung ohne Erfolg sein würde, abgesehen davon, daß die Ausweisung von Menschen aus ihrem rechtmäßigen Heim in sich selber ein Akt der Unmenschlichkeit ist."

Wir können nur zustimmen, wenn die Broschüre betont, daß „nationale Manie, nicht Mitarbeit mit Hitler der wahre Grund für die Skandale ist"; daß es sich „nur zum geringen Teil um Ausbrüche der Leidenschaft handle; daß diese (Untaten) zumeist kaltblütig kalkulierte Maßnahmen gewisser osteuropäischer Regierungen seien mit dem Ziel der wirt-

schaftlichen, politischen, kulturellen und physischen Austilgung der ganzen Gruppen." Wir empfinden mit den Verfassern peinvoll den Gegensatz zwischen dem phrasenreichen Geschwätz der tschechischen, polnischen etc. Delegierten über „Rassenmord" und den Handlungen ihrer eigenen Regierungen.

Das Schlußkapitel ist ein Aufruf zur Tat. Ob es noch Zeit ist? Die Broschüre stellt ja selber fest, daß „beinahe die Hälfte (der in Frage kommenden Gruppen) bereits umkamen oder unweigerlich in den nächsten Monaten umkommen müssen, gleichgültig, ob nun von außen her Hilfe organisiert werden kann oder nicht." (S. 4.) Gründe für eine Aktion wurden im Verlauf dieser Zeilen genannt. Ich wiederhole nur zwei: Wir müssen den Schandfleck an unserem Gewissen und an der Ehre Amerikas austilgen, der durch die Unterschrift unseres Repräsentanten und durch unser feiges Schweigen zu diesem Verbrechen entstanden ist. Wir stehen vor der ganzen Welt als Heuchler, wenn wir weiter schweigen. Der andere Grund: Der Bolschewismus muß zwangsläufig in Europa siegen, wenn dieses Problem nicht gelöst und die für diese „Verbrechen gegen die Menschlichkeit" Schuldigen nicht nach unseren Nürnberger Gesetzen gerichtet werden.

Im einzelnen fordern die Verfasser: Weiteste Aufklärung der Öffentlichkeit. Auch die katholische Presse englischer Sprache sollte sich das sagen lassen! Einflußnahme auf die Verbrecherstaaten, die wir „Bundesgenossen" nennen! Mit guten Worten bekehrt man in der Regel Verbrecher nicht. L. F. Budenz schrieb unlängst in einem Briefe an die N. Y. T. (15. 1. 48) bezüglich des Verrats an Polen: „Was die amerikanische Abordnung in den UN getan haben sollte und noch tun müßte, ist aufstehen in dieser Körperschaft und die Ausstoßung des Regimes, das Polen regiert, aus der Gesellschaft anständiger Nationen fordern. Es war ein moralisches Versagen unserseits, geboren aus appeasement, daß wir das unterließen." Ganz recht. Nur

sollten wir das nicht auf Polen beschränken: alle diese osteuropäischen Satelliten müssen aus den UN ausgestoßen werden — sonst werden die UN zum Gespött und müssen zerfallen.

Es ist durchaus billig, zu fordern, daß den Vertriebenen ihre Heimat, ihr Besitz und Vermögen zurückgegeben werden muß, daß aller Schaden zu ersetzen ist. Wer wird die Erschlagenen wieder ins Leben zurückrufen? Wer den Geschändeten ihre Ehre wiedergeben? Wer den Krüppeln gesunde Glieder? — Und wird Stalin ohne Krieg die Gebiete wieder zurückgeben, die man ihm so großzügig without much thought überließ??

Ich sehe im Augenblick nur eine Forderung, die sofort erfüllt werden kann: daß nämlich die Potsdam Displaced Christians offiziell anerkannt werden, daß IRO für sie ebenso sorgt wie für die offiziell anerkannten displaced persons, daß überhaupt das Lebensniveau in Deutschland auf eine menschenwürdige Höhe gebracht wird, das es nie erreichen kann, solange der landwirtschaftliche Osten abgetrennt ist. Wiederzurückführung in die Heimat und Wiedergutmachung allen Unrechts bleiben das Fernziel, unsere rechtliche Verpflichtung für die Friedenskonferenz, weil wir in Potsdam zu Teilhabern des Verbrechens gemacht wurden. Der Marshall-Plan wäre eine mächtige Waffe, die Sklavenhalter in Osteuropa an Menschenpflichten zu erinnern; unsere wirtschaftliche Überlegenheit würde die Regierungen in der Tschechei, Polen, Ungarn etc. zur Humanität erziehen — wenn Christentum und Demokratie über Business gingen. Während des Krieges hatten wir das Schlagwort: You cannot do business with Hitler? Warum aber mit seinen Nachfolgern? —

Die letzten Jahre sind Bestrebungen im Gange, die in der Welt zerstreuten überlebenden Armenier wieder nach Sowjet-Armenien zurückzubringen. Müssen die durch Potsdam vertriebenen Christen warten, bis Stalin, der „Beschützer der Minderheiten“, die Lösung in die Hand nimmt

und sich als ihr Retter aufspielt? Verzweifelte Menschen glauben alles, halten sich an jeden Strohhalm der Hoffnung. Viele fangen an zu vergessen, was sie von den Bolschewiken erfuhren, um so mehr als es Tatsache ist, daß Tschechen, Polen, Jugoslawen sich zumeist weit brutaler und unmenschlicher verhielten als die Russen. Darum warten heute schon viele auf Stalin.

Die Folgen von Jalta und Potsdam

Ein Sonderkorrespondent der Londoner „Times" berichtet:

Die Abschiebung von drei Millionen Deutschen aus dem Sudetengebiet und die Einweisung einer ungefähr ebenso großen Anzahl von Tschechen und Slowaken wurden von dem Umsiedlungsamt in Prag vorgenommen, einer hauptsächlich mit Kommunisten besetzten Behörde. Schwierige Probleme sind dabei ungelöst geblieben.

Die Mehrzahl der ausgewiesenen Deutschen waren teils Fachhandwerker und sonstige Spezialisten, die seit langen Jahren ihr Gewerbe ausübten, teils Landwirte, die seit ihrer Kindheit auf dem väterlichen Acker tätig gewesen waren. Die Zugewanderten sind zum größten Teil Neulinge. Sie haben in einem Jahr wohl dies und jenes gelernt, aber vieles bleibt ihnen noch zu lernen übrig. So ist es noch nicht möglich gewesen, in der Glas- und keramischen Industrie, die Weltruf hatte, die Konkurrenz der im Lande verbliebenen Deutschen auszuschalten, wenn man die Exportfähigkeit wiederherstellen wollte. Obwohl viele von diesen Deutschen der tschechischen Sprache nicht mächtig sind, scheinen sie sich in die neue Ordnung gut eingewöhnt zu haben; sie bekommen gleiche Löhne und gleiche Rationen wie die Tschechen und haben auch die gleichen Rechte. Alle Industriellen, die ich sprach, hoffen, ihre deutschen Arbeiter so lange zu behalten, als der Zweijahresplan noch nicht ganz verwirklicht ist. Da es keine deutschen Schulen mehr gibt, werden die Kinder dieser letzten hunderttausend Deutschen ebenso unterrichtet wie die kleinen Tschechen.

Zur Zeit beschäftigen die Bergwerke im Grenzgebiet die meisten Deutschen. Die Animosität der beiden Völker scheint sich gelegt zu haben. „Die Bergarbeiter", sagte man

mir, „sind heute alle Verbündete im Kampf gegen die Natur für die Interessen des Volkes.“ In diesem Gebiet ist auch die Wiederbesiedlung am weitesten gediehen, und alle von den ausgewiesenen Deutschen geräumten Häuser sind wieder besetzt.

In andern Teilen des Gebietes ist die Lage eine andere. Hier stehen nicht nur einzelne Häuser in der Stadt wie auf dem Land leer, sondern ganze Ortschaften sind ohne Bewohner. Die amtliche Erklärung dafür lautet, es seien alle bewohnbaren Häuser und alle bebaubaren Äcker bereits zugewiesen .Die unbewohnten Häuser sollen abgerissen, die unbebauten Felder aufgeforstet werden. Aber man braucht sich nur ein wenig im Lande umzusehen, um zu bemerken, daß weite Strecken Kartoffel- und Getreideland brachliegen. Dieser Anblick, verbunden mit den unbestimmten Auskünften amtlicher Stellen, muß gewisse Zweifel über das Gelingen des Umsiedlungswerks aufkommen lassen.

Karlsbad und Marienbad sind nur noch Schatten ihrer selbst. Karlovy-Vary (Karlsbad) zählt nur noch 12 000 Einwohner. Gewiß leiden beide Bäder stark unter den Deviseneinschränkungen vieler Besucherländer, aber es ist auch nicht zu verkennen, daß die tschechischen Hoteliers bei weitem nicht die Erfahrung haben wie ihre sudetendeutschen Vorgänger.

Vor dem Kriege hatte die Tschechoslowakei jährlich etwa 500 000 Kurgäste, davon einen hohen Prozentsatz an Deutschen. Marianske-Lazne (Marienbad) und Karlovy-Vary haben ein Programm für die nächste Saison gemacht und wollen versuchen, wieder auf den alten Stand zu kommen. Aber wird es ihnen gelingen?

Das Organ des tschechoslowakischen Außenamtes „Ceskoslovensky Svet“ berichtet in der Nummer 9/1947:

Gemeinden im Sudetengebiet, die nicht besiedelt werden.

Auf Grund eines Beschlusses des Besiedlungsamtes und des Fonds für die nationale Erneuerung werden gewisse Gemeinden im Sudetengebiet nicht besiedelt werden. Unter-

dessen wurden zwei Verzeichnisse jener Gemeinden herausgegeben, an deren Besiedlung kein Interesse vorhanden ist und die daher tot bleiben.

Im Bezirk Falkenau sind dies fünfundzwanzig Gemeinden, im Bezirk Marienbad sechs Gemeinden, im Bezirk Tepl drei, Bezirk Elbogen drei, Bezirk Böhm.-Krumau fünfundzwanzig Siedlungen und Gemeinden, Bezirk Bärn vierzehn Gemeinden und Siedlungen, Bezirk Mähr.-Weißkirchen fünf Siedlungen, Bezirk Olmütz drei Siedlungen, Bezirk Kaplitz fünfzehn Gemeinden und Siedlungen, Bezirk Prachatitz acht Gemeinden und Siedlungen, Bezirk Schüttenhof sechs Gemeinden, Bezirk Klattau drei Gemeinden, Bezirk Plan drei Gemeinden, Bezirk Bergreichenstein zwanzig Siedlungen und Gemeinden, Bezirk Taus sieben Gemeinden, Bezirk Eger zwei Gemeinden, Bezirk Tachau neunzehn Siedlungen und Gemeinden, Bezirk Graslitz sechs Gemeinden, Bezirk Neudeck neunzehn Gemeinden, Bezirk Joachimstal sieben Gemeinden, Bezirk Weipert vierzehn Gemeinden, Bezirk Brüx zwei Gemeinden, Bezirk Trautenau drei Gemeinden, Bezirk Senftenberg sechs Gemeinden, Bezirk Neubistritz zwei Gemeinden, Bezirk Jägerndorf zwei Gemeinden. Insgesamt 225 Gemeinden und Siedlungen, die planmäßig nicht besiedelt, sondern in Weideplätze umgewandelt oder aufgewaldet werden sollen.

In einer Zeit der schrecklichsten Wohnungsnot Millionen in die Wohnungslosigkeit gestoßen und die Häuser der Vertriebenen verfallen oder niedergerissen! In einer Zeit des Weltmangels an Nahrungsmitteln Ackerland in Wald verwandelt! Wie hätten die Kommunisten in der ganzen Welt aufgeschrien, wie leidenschaftlich hätten sie über diese kapitalistische Mißwirtschaft geklagt und nach Vernunft gerufen!

Im Sommer 1942 zerstörten die Nazis das Dörfchen Lidice bei Prag. Sie trieben die Frauen und Kinder fort, töteten die männlichen Einwohner, die ihnen in die Hände fielen, und ließen keinen Stein dieser Siedlung auf dem

anderen. Es war eine barbarische Kriegsmaßnahme, roh und erbarmungslos wie alles, was der Terrorwahn der Nazis ausbrütete. Kurz vorher war der Nazivogt Heydrich in Prag ermordet worden, und die Einwohner von Lidice sollten den Attentätern Unterschlupf gewährt haben. Darum die nazistische Strafmaßnahme gegen das Dorf, die in der ganzen Welt eine Welle der Empörung auslöste. Auch Deutsche, die zu dieser Zeit im Auslande lebten und eine Tribüne hatten, schrien es in die Welt hinaus, daß sie ihre Stimme mit allen Stimmen in der Anprangerung der Untat von Lidice vereinten!

Die Tschecho-Slowakei hat also heute nicht genug Menschen, um die verödeten sudetendeutschen Gebiete zu besiedeln. Diese Gemeinden haben auch keine Anziehungskraft für „Goldgräber", denn es sind arme Gemeinden mit dürftigem Gebirgsboden. Die Menschen, die dort wohnten, mußten sich rackern, um leben zu können. Ihre Ahnen hatten dort vor Jahrhunderten den Urwald gerodet, der nun wieder wachsen soll, und sie selber hausen hungernd und frierend in überfüllten Lagern in der Fremde!

225 Gemeinden aber werden verschwinden, und die Tiere des Waldes werden ihre Schlupfwinkel haben, wo Jahrhunderte hindurch fleißige, friedliche Menschen bauten und wohnten, wo sie ihre Alten zur letzten Ruhe bestatteten, und wo ihre Kinder lustig spielten.

(Aus „Die Brücke")

* *
*

Der Vatikansender stellt fest, daß Papst Pius XII. zu keiner Zeit und mit keinem Wort die Oder-Neisse-Grenze jemals gutgeheißen habe. In diesem Zusammenhang bringt Radio-Vatikan einen katholischen spanischen Presse-Kommentar, worin es u. a. heißt:

Die Frage der Flüchtlinge ist das Hauptproblem im gegenwärtigen Deutschland. In Jalta wurde entschieden und

in Potsdam verkündet, daß Polen, obwohl ihm die Westmächte die Grenzen von 1939 garantiert hatten, mehrere Gebiete an die UdSSR abtreten müsse, und daß es entschädigt würde mit den Gebieten bis zur Oder und zur Görlitzer Neisse, die sich gegenwärtig unter polnischer Verwaltung befinden. Rein zahlenmäßig verliert Polen im Osten 180 000 qkm mit 12 Millionen Einwohnern und erhält dafür im Westen 101 000 qkm, die von 9 800 000 Deutschen bewohnt waren. Es ist dies wohl die größte geographische Verschiebung, die jemals ein Volk erlebt hat. Ein ganzer Staat wurde einige hundert Kilometer nach Westen verschoben. Von den 11 Millionen Bewohnern des östlichen Polen waren aber 8,5 Millionen Ukrainer und Weißrussen — also keine Polen —, die der UdSSR einverleibt wurden. Eine weitere Million fiel dem Krieg zum Opfer, so daß die Regierung von Warschau im ganzen nur 2 500 000 umzusiedeln hatte. Zudem verlor Zentralpolen infolge des Krieges von seinen Minderheiten — Deutschen, Ukrainern, Juden und Ruthenen — etwa 4 Millionen. Aus den deutschen Provinzen wurden jedoch 95—100 Prozent, d. h. gegen 9 Millionen Menschen, ausgesiedelt, so daß diese Provinzen nur durch Siedler aus Zentralpolen wieder bevölkert werden können. Trotz des Gebietsverlustes zählt aber das jetzige Deutschland nicht weniger Einwohner als das Deutschland von Weimar, nämlich 66 Millionen, nach der Zählung von 1946. Diese Zahl wird sich durch die Heimkehr der Kriegsgefangenen und durch andere Volksverschiebungen auf 69 Millionen erhöhen, so daß die Bevölkerungsdichte, die im Jahre 1933 146 pro qkm betrug, auf etwa 190 pro qkm steigt.

Von rund 66 Millionen Deutschen sind 15 052 000 Flüchtlinge, d. h. daß jeder vierte Deutsche heimatlos ist. 6 520 000 dieser Heimatlosen stammen aus Gebieten ostwärts der Oder-Neisse-Linie, 1 496 000 aus den übrigen ostdeutschen Gebieten, 3 576 000 sind umgesiedelte Volksdeutsche. Ferner haben etwa 5,5 Millionen Kinder und

Jugendliche durch Kriegsfolgen ihre Heimat verloren und 2,7 Millionen sind aus Ostdeutschland ausgewiesen worden. Der Anteil von Flüchtlingen und Neubürgern an der Gesamteinwohnerschaft der einzelnen Länder gliedert sich folgendermaßen: Schleswig-Holstein 48,2 Prozent, Mecklenburg-Vorpommern 45,4 Prozent, Niedersachsen 35,4 Prozent, Bayern 31,1 Prozent, Sachsen 26,4 Prozent, Thüringen 24,1 Prozent, Württemberg-Baden 21,6 Prozent, Sachsen 18,2 Prozent, Nordrhein-Westfalen 12,7 Prozent, Hamburg 7,2 Prozent, Berlin 3,6 Prozent.

„Potsdam Displaced Christians"

Man redet und schreibt sehr viel über displaced persons; ebenso tief und allseitig ist das Schweigen über die Lage der Potsdam Displaced Christians, im ganzen 15 bis 18 Millionen, zur Hälfte Katholiken, davon über 2300 Priester, Tausende von Laienbrüdern und Ordensfrauen. Ich weiß sehr wohl, daß man die Bezeichnung Potsdam Displaced Christians nicht gerne hört; die Nazis posierten auch als Tugendbolde und Menschheitserneuerer und wollten nicht gerne an ihre Verbrechen erinnert werden. Die Opfer von Potsdam sind Opfer eines ungeheuerlichen Verbrechens. In Potsdam haben Polen, die Tschecho-Slowakei und Ungarn den Freibrief zur Austreibung der Bürger deutscher Zunge erhalten; es ist natürlich und war zu erwarten, daß die Balkanregierungen folgen würden.

Diese Menschen sind wirklich displaced, in der brutalsten und unmenschlichsten Weise ins Nichts gehetzt worden. Sie sind ausnahmslos Christen, da ja die Juden, sowohl die von Hitler mißhandelten als die vor der östlichen Demokratie geflohenen, automatisch als displaced anerkannt werden. Der Ausdruck Potsdam Displaced Christians besteht also völlig zu Recht. Es ist irreführend, sie „Flüchtlinge" zu nennen; sie wollten nicht fort aus ihrer Heimat; sie haben es nie für möglich gehalten, daß vor allem die Westmächte solcher Brutalität je zustimmen würden; ihr einziger Wunsch ist: Zurück in die Heimat! Eben erreicht mich die Nachricht vom Tode eines lieben priesterlichen Freundes, in dessen Gebetbuch man handschriftlich die Worte fand: „Die Seele dem Himmel, das Herz nach Rom, den Leib aber der Heimat." Und nun begruben sie ihn in der Fremde, in einem Land, das den Opfern von Potsdam oftmals so wenig Herz und Verständnis entgegenbringt,

in einem Land, das seinen deutschen Namen verloren und in Bizonia umgenannt wurde.

Die Lage der offiziell, wenn auch absolut willkürlich, als „displaced" anerkannten Personen ist nicht ideal, aber immerhin hundertfach besser als die der Potsdam Displaced Christians; die UNRRA sorgte für sie, heute die IRO und die Militärverwaltung sorgt für sie. Für sie bestehen umfangreiche Hilfsstellen; überall entstehen Komitees, die sich um sie und ihre Zukunft sorgen. Und was geschieht für die Potsdam Displaced Christians? Nichts, so gut wie gar nichts, es sei denn von einzelnen gutgesinnten Menschen. Viele glauben, daß in der Gruppe der D. P. auch die Opfer von Potsdam eingerechnet sind. Das ist durchaus unzutreffend, da man ja nur etwa eine Million Menschen als displaced anerkennt. Wissen denn die Katholiken der Welt, die jetzt sich überall für die Zulassung der D. P. einsetzen und zum Einsatz aufgefordert werden, nichts von der Existenz der 15 bis 18 Millionen Potsdam Displaced Christians? Solches Nichtwissen wäre unentschuldbar. Oder schweigen sie darüber, weil man nicht gerne an die Barbarei von Potsdam und noch weniger an die Billionen, die es kostet, erinnert sein will? Wie will man diese Feigheit, dieses Schweigen zu einem weltgeschichtlich unerhörten Verbrechen, diese Verleugnung der Lehre des Barmherzigen Samariters am Tage des Gerichtes entschuldigen?

Es ist eine gewisse Genugtuung, daß die Existenz der Potsdam Displaced Christians allmählich auch im USA-Kongreß bekannt wird, und daß Männer von Charakter sich von dem Verbrechen von Potsdam distanzieren und — soweit es noch möglich — das Unrecht wieder gutmachen wollen. Eben lese ich, daß der Abgeordnete H. F. Youngblood (Rep., Michigan), die Frage aufgriff. Herr Francis Case, Abgeordneter von South Dakota, hat mir, bezugnehmend auf meinen Artikel „A People Forgotten" im Brooklyn „Tablet" vom 10. Januar die beiden Gesetzes-

anträge zugeschickt, die er im Kongreß einbrachte. Dazu möchte ich kurz Stellung nehmen.

Bill H. R. 4723 vom 15. Dezember 1947 fordert die „Zulassung (recruitment) gewisser qualifizierter Arbeiter, die in Amerika gebraucht werden und gleichzeitig die Last reduzieren, Hilfe für Deutschland, Oesterreich und Italien beizustellen." Schon aus dieser Formulierung geht hervor, daß weniger humanitäre oder gar christliche Motive hinter der Bill stehen, sondern ausschließlich Bedürfnisse Amerikas und Ersparnisgründe. Die Bill fordert die Zulassung von insgesamt 100 000 Personen, die „folgende Zahlen und Kategorien nicht überschreiten dürfen: zehntausend Spitaldiener (hospital attendants); zwölftausend Gemüse- und Zuckerrüben-Arbeiter; zwölftausend Arbeiter für Molkereien und Molkereiprodukte; fünftausend Zimmerleute, Maurer, Stuckarbeiter (plasterers), Steinhauer und Mechaniker; fünfundzwanzigtausend Hausangestellte und Gärtner; sechsunddreißigtausend Farmarbeiter." Was sind 100 000 in einem Lande wie Amerika? Die Anwärter werden „rekrutiert", sie müssen sich „verpflichten, daß sie wenigstens für drei Jahre nach der Zulassung die Stelle (such employment) nicht ändern."

Der Fortschritt der Bill liegt darin, daß nicht mehr von displaced persons die Rede ist, sondern, daß „Personen, die heute in Deutschland, Oesterreich oder Italien wohnen und den übrigen Qualifikationen entsprechen" sich bewerben können, daß also zum ersten Male wenigstens eine beschränkte Gruppe als Menschen und nicht bloß als enemy aliens betrachtet wird. Anderseits ist die Zulassung beschränkt auf eine kleine Gruppe von Spezialarbeitern und nur auf diese als Individuen. Es ist nicht gesagt, daß z. B. mit den Zugelassenen auch ihre Familien zugelassen würden, ganz abgesehen davon, daß selbst in diesem Falle kranke Familienmitglieder nicht Aufnahme fänden. Die Bill beschränkt also praktisch den Kreis auf 100 000 ledige, quali-

fizierte Arbeiter. Und diese werden „rekrutiert", so ungefähr wie etwa die Kriegsgefangenen in Frankreich.

Eine andere Frage ist, daß man gesunde, qualifizierte Arbeiter heute in Europa so dringend braucht wie hier, um so mehr als noch Millionen in der Sklaverei der Kriegsgefangenschaft gehalten werden. Europa ist ein Armenhaus — muß es nun auch zu einem Siechenhaus werden?

Die einzige Gruppe, die aus der Bill Vorteil haben dürfte — vorausgesetzt, daß sie angenommen wird — sind 100 000 ledige Menschen, die nicht mehr in ihre den Bolschewiken ausgelieferte Heimat zurückkönnen, z. B. Deutsch-Rußländer. Werden sie sich von ihren Angehörigen trennen, nachdem ohnehin Glieder der meisten Familien nach Sibirien verschleppt sind?

Soll die Bill wirklich Sinn haben, dann müßte sie zumindest auf 100 000 qualifizierte Arbeiter und ihre Familienangehörigen, einschließlich Brüder und Schwestern, ausgedehnt werden.

Die beste Lösung der Frage wäre die Aufhebung aller Visa-Einschränkungen, die Wiederherstellung des Vorkriegszustandes, gleichzeitig die Auffüllung der während des Krieges entfallenen Quota, selbstverständlich unter Überprüfung jeder einzelnen Bewerbung. Es scheint an der Zeit, daß wir wieder zu normalen Zuständen zurückkehren. Vielleicht ist dies mehr im Interesse Amerikas als die Zulassung einer kleinen Gruppe: Amerika ist — im Gegensatz zu Rußland — ein sterbendes Land, dank der geduldeten Unsittlichkeit, der religionslosen Moral, des Ehezerfalls und der Geburtenbeschränkung.

Nur eine verschwindend kleine Gruppe kann und will nicht heim — nach Rußland. Die überwiegende Mehrzahl der Potsdam Displaced Persons will heim und kann nicht heim. Vielleicht sollten wir dem Herrgott danken, daß die Opfer Potsdams sich trotz der furchtbarsten Erlebnisse die Liebe und Treue zur Heimat bewahrten. Die Frage für sie lautet aber: Rückkehr in die Heimat oder Anarchie!

Eine Bill ist lange überfällig, die fordert: „Der Kongreß der U.S.A. lehnt jede Mitschuld und Mitverantwortung an den Massenausweisungen von Potsdam ab. Die Alleinschuld haftet an den Signataren, ihren Beratern und den interessierten Hintermännern. (Pressure groups.) Der Kongreß wird den ganzen moralischen, wirtschaftlichen und politischen Einfluß einsetzen, um das Unrecht wieder gutzumachen, den Vertriebenen Heimat und Vermögen wiederzugeben, sei es durch Abbruch aller Beziehungen zu den Staaten, die Exekutoren und Nutznießer dieses Verbrechens gegen das Naturrecht und gegen die Menschlichkeit sind.“ Utopisch? Wiedergutmachung von Verbrechen ist keine Utopie, sondern Grundvoraussetzung jeder geordneten Gesellschaft. Präsident Truman erklärte dieser Tage vor den Baptisten: „Es gab Tausende von Verträgen in der Weltgeschichte, die momentan expedient (ratsam) waren, aber die Verträge sind nicht gut, wenn sie nicht durch Herz und Sinn des Volkes gedeckt sind.“ Sagen wir besser: durch das Gewissen des Volkes, das sich am Naturrecht und den Geboten Gottes orientiert. Es gibt nur wenige denkende Menschen, die noch den Mut haben, das Verbrechen von Potsdam zu verteidigen; daß es nicht expidient war, wissen nicht zuletzt die Steuerträger, die jetzt Billionen für die Vorbereitung des nächsten Weltkrieges, geboren in Jalta und Potsdam, zahlen müssen.

Diese Forderung: Rückkehr in die Heimat, ist nicht unmittelbar zu erfüllen, wenn überhaupt ohne einen neuen Krieg. Darum bleibt die andere Verpflichtung: Die Potsdam Displaced Christians müssen in jeder Hinsicht den offiziell protegierten D. P. gleichgestellt werden. Es ist unsere Pflicht, ihnen ein menschenwürdiges Leben zu sichern, wie hoch auch die damit verbundenen Kosten sein mögen. Menschenleben sind wichtiger als Dollars. Daneben bleibt die Pflicht zu privater Hilfe.

Damit komme ich zur zweiten Bill H. R. 4904 vom 12. Januar, die vorsieht, daß freiwillige Hilfe ermuntert

werde, um sowohl die Auslagen der Regierung (die nach der Genfer Konvention für einen vernünftigen Lebensstandard der besetzten Gebiete verantwortlich ist) herabzusetzen als den Notgebieten zu früherer wirtschaftlicher Selbständigkeit zu verhelfen. Mr. Case schlägt die Errichtung von Hilfsdepots in New York und San Francisco vor, an die Einzelpersonen oder Gruppen lebensnotwendige Dinge schicken können, die in den Notländern durch die Armee verteilt oder an gewünschte Personen oder Gruppen abgegeben werden. Die Pakete sollen in den Hilfsdepots inspiziert und dann auf Kosten der Armee weitergeleitet werden.

Der Vorschlag ist sicherlich wohl gemeint, aber mit zuviel „red tape" umgeben. Ist die Armee wirklich die berufene Caritasstelle? Wie lange schleppen sich die Sendungen in den Hilfsdepots herum? Wie handhaben herzlose Bürokraten die Inspektion? Und ganz wesentlich: Wir zahlen hier vom Mittelwesten nach New York beinahe das gleiche Porto als für direkte Lieferungen nach Deutschland oder Oesterreich. Nach meiner Anschauung ist die beste, wirksamste und christlichste Hilfe die direkte Hilfe von Mensch zu Mensch. Sie allein weckt Vertrauen und erhält die Ideale. Meine Forderung wäre daher: Aufhebung oder wesentliche Reduzierung des Portos; Abschaffung aller unnötigen Formulare; Erhöhung des zulässigen Gewichtes der Sendungen bis auf 70 Pfund — wie bei der Armee; Beschleunigung der Ablieferung; Einführung der Versicherung. — Die durch die Portoherabsetzung entstehenden Mehrkosten werden mehr als aufgewogen durch die Ersparnisse an öffentlicher Hilfe und vor allem durch den Wiedergewinn des Vertrauens. Und vielleicht brauchen wir trotz unserer materiellen Übermacht auch einmal Freunde in der Welt.

Dazu kommen eine Reihe anderer Forderungen, die mit einem Federstrich des Präsidenten zu erfüllen wären: Abschaffung der Briefzensur mit Oesterreich; Zulassung der Luftpost nach Deutschland für beide Wege — evtl. durch Einführung internationaler Antwortscheine zum selben

Preise oder durch bei dem Papiermangel besonders nötige Kartenbriefe zu 10 Cents, wie sie hier für internationale Post zulässig sind. Wie viele Menschenleben sind verloren gegangen, weil Anforderungen für Medizin erst nach sechs bis acht Wochen eintrafen, die in drei bis fünf Tagen hätten da sein können. (O. G. Villard hat in Human Events, 21. Jan., in einem Artikel: No Humanity for Germans mehr Forderungen aufgestellt, auf die einzugehen hier der Raum fehlt.)

Wie können wir diese Forderungen erreichen? Nur dadurch, daß wir die Kongreßleute stützen: Schreiben und immer wieder schreiben, bis das Eis am Kapitol schmilzt und die Schneewehen zerfließen. Nehmen wir uns ein Beispiel an den Gruppen, die sich für die Teilung Palästinas einsetzten. Es soll doch auch so etwas wie eine christliche Solidarität geben, sogar einen Mystischen Leib Christi, dessen Glieder die Potsdam Displaced Persons sind.

Inzwischen weiterhelfen „till it hurts", nicht bloß aus Menschlichkeit und christlicher Liebe, sondern zur Errettung der Welt einschließlich Amerikas aus den Klauen des russischen Bären, denen nicht bloß Deutschland, sondern die Welt in Jalta und Potsdam ausgeliefert wurde. Ich kann nur die Worte Father Warnkes, O.M.I., wiederholen, die durch meine Post täglich bestätigt werden: „Die westliche Welt muß sich klar werden, daß die Welt durch den Kommunismus bedroht ist. Diese Drohung ist wirklich und wird täglich stärker. Die heutige Hoffnungslosigkeit des deutschen Volkes erzeugt Kommunismus. Und wenn Deutschland kommunistisch wird, wird nichts die kommunistische Diktatur von ihrem Siegeslauf nach Westen abhalten — bis sie die ganze westliche Hemisphäre erfaßt hat. Das sind nicht leere Worte. Von Deutschland aus kann man sie als klare Tatsache sehen."

Die weiße Armbinde

Unlängst schickten mir Freunde eine weiße Armbinde aus billigstem Material, in die ziemlich hilflos der Buchstabe „N“ in schwarzer Farbe gestickt ist — eine Originalbinde, wie sie Tausende von Sudetendeutschen unter der Herrschaft der Benesch und Gottwald tragen mußten, um die Leidenschaft des tschechischen Pöbels aufzustacheln und lebendig zu halten: Nemec — Deutscher! — Ich weiß nicht, wer die Binde trug, ich weiß nichts von seinem Schicksal, ich weiß nicht, ob sein Leidensweg in die Hölle von Theresienstadt oder Hodolany führte, ob er in der Elbe oder Moldau ersäuft wurde oder beim Todesmarsch aus Brünn, Aussig oder Reichenberg „menschlich und ordentlich“ ums Leben kam — wie das Gesetz von Potsdam es befahl. Ich weiß nur, daß der, der die Binde tragen mußte, ein Deutscher war, der seiner Rasse und seines Volkstums wegen verhöhnt und verfemt war. So ist mir die Binde irgendwie ehrwürdig, fast wie eine Reliquie.

Meine Gedanken gehen zurück in die Leidensgeschichte des Herrn. Pilatus, der Feigling, der um die Gunst des Pöbels buhlte, um in des Diktators Gunst zu bleiben, der einen Unschuldigen Spott und Hohn preisgab und ihn geißeln ließ und selbst vor einem Justizmord nicht zurückscheute, ist anscheinend das Vorbild der „liberalen“ Politik und „demokratischen“ Gerechtigkeit Beneschs geblieben. Hitler befriedigte den Mob, indem er ihm seine politischen Gegner und Juden hinwarf. Benesch, Hitlers Vorläufer und vollendeter Kopist, der ehrgeizige Streber, der, um sein Thrönchen und sein dubioses Vermögen zu retten, Oesterreich und zuletzt sein eigenes Land und Volk verriet, warf dem tschechischen Pöbel die Deutschen hin, ja selbst seine Freunde, die Verteidiger der Republik. Wie gern hätte er

wohl jedem einen Spottmantel umgehängt; aber er konnte nicht genug Material stehlen. So mußte eine Armbinde den Zweck erfüllen und der eine Buchstabe: N. Und der Pöbel — ich meine nicht unverdorbenes Volk, wohl aber auch akademischen Mob — schwelgte in sadistischer Wollust: „Wir haben ein Gesetz . . ." Der spätgeborene Hussit Benesch gab das Gesetz . . .

Der Spottmantel und die Dornenkrone konnten Christus den Herrn nicht entwürdigen. Er war und blieb ein König, auch im Gewande der Schande. Der Zionsstern, den die Juden unter Hitler tragen mußten, konnte sie nicht verächtlich machen; ich kann mir denken, daß mehr als ein Jude ihn mit Stolz trug. Die beabsichtigte Schande fiel auf die zurück, die sich zu kulturlosen Handlungen hergaben. So bin ich überzeugt, daß viele der Sudetendeutschen die Benesch-Binde mit dem „N" mit Würde, wenn nicht mit Stolz trugen, Zeugen für die wahre Größe und unvergänglichen Kulturleistungen des deutschen Volkes. Father Jos. Kentenich, einer der wahren Heroen von Dachau, in dessen Gesellschaft ich nur einige Wochen verbringen konnte, hat mir erzählt, daß gar manche unter dem Terror, den geistigen und leiblichen Qualen und Martern des KZ, zusammenbrachen und auf die tiefste Stufe des Menschentums herabsanken, ganz gleichgültig, was ihre Vorbildung, ihr Beruf, ihre Stellung in der Welt oder in der Kirche waren. Nur jene kamen seelisch, wenn auch nicht immer physisch, ungebrochen zurück, die für eine Idee litten und einer Idee lebten, zuerst Katholiken und nach ihnen — Kommunisten!

Vor einigen Tagen schrieb mir eine bekannte amerikanische Persönlichkeit aus dem Reich: „Dear Father Reichenberger, You have reason to be proud of your Sudeten-Landsleute. Give them a boot in your articles." („Sie haben Grund auf Ihre sudetendeutschen Landsleute stolz zu sein.") In einem anderen Briefe derselben Persönlichkeit heißt es: „Sie werden sich freuen zu hören, daß die Sudetendeutschen eine Reihe kleiner Industrien und Selbsthilfe-

Projekte begannen. Sie werden mit der tschechischen Industrie in starken Wettbewerb treten. Ein Wort der Ermunterung von Ihnen in dieser Hinsicht wird viel Gutes stiften."

Gerne gebe ich dieses anerkennende Wort an die Träger der Benesch-N-Armbinde weiter. Könnte ich den Namen des Verfassers nennen, es hätte viel weitreichendere Wirkung. Andererseits ist mir die Mitteilung weder neu noch überraschend. Die Sudetendeutschen können ihre kulturellen Leistungen stolz mit denen jedes anderen Kulturvolkes vergleichen; wirtschaftlich waren sie das Rückgrat der Tschecho-Slowakei, auch wenn sie dem Chauvinisten Benesch nur als „Minderheit" galten. Ein bekannter Jurist und Sachberater der Industrie schrieb mir eben zu diesem Kapitel: „Das Wort ‚Minorität' verleitet allzuleicht, seinen Begriffsinhalt nur primitiv-zahlenmäßig auszulegen, und nicht immer auch die Menschen zu sehen, die dahinter stehen, um deren Wohl und Wehe es doch geht, nicht um ihre mehr oder minder große Zahl. Nicht die Zahl ist entscheidend, sondern die Summe aller kulturellen, ökonomischen und politischen — mit einem Wort: menschlichen Werte, die eine ‚Minorität' für das Staatsganze repräsentiert. Denn alle diese Werte kommen ja nicht nur der ‚Minorität' zugute, sondern dem ganzen Lande, in dem sie lebt und schafft. Vor allem müßten doch die materiellen Werte sofort ins Auge springen, z. B. die Steuerkraft, die Boden- und sonstigen natürlichen Reichtümer ihres Raumes, wie Heilquellen, Bäder, Bergwerke usw., ihr gewerbliches und industrielles Niveau und die daraus hervorgehende Konkurrenz und Exportfähigkeit auf den Weltmärkten. Wenn z. B. eine ‚Minorität' reichlich zwei Drittel aller Steuern eines Landes allein aufbringt wie die Sudetendeutschen in der CSR, dann ist das doch keine ‚Minderheit' im landläufigen Sinn, selbst dann nicht, wenn sie zahlenmäßig weniger als die Hälfte des tschechischen Bevölkerungsteiles betragen würde. Wer als verantwortlicher Staatsmann dies nicht erkennt und beachtet, der treibt ein leichtfertiges Spiel

nicht mit Zahlen, sondern mit Menschen und all den schöpferischen Kräften, die hinter diesen Menschen stehen und den Reichtum eines Landes ausmachen.

Wer das aber erkennt, wird verstehen, wenn wir Sudetendeutschen uns immer dagegen empörten, mit den anderen ‚Minderheiten' der Republik . . . politisch, verwaltungstechnisch und in anderen wesentlichen Belangen über den gleichen Kamm geschoren zu werden . . . Wir waren für die CSR das wirtschaftliche Rückgrat und der Schlüssel zu den Weltmärkten, wenn es auf Qualität, Mannigfaltigkeit, auserlesenen Geschmack, handwerkliches und industrielles Können ankam. Was hatte schon der Name Bata, den uns die Tschechen gern als Beweis ihrer Tüchtigkeit vorhielten, in der Welt für ein Gewicht gegen sudetendeutsche Namen wie Hardtmuth, Schicht, Liebig, Ginzkey, Klinger, Ettrich, Habich, Hückel, Schefter, Brass, Faber, Kluge, Grohmann, Ettel, Kunnert, Wolfrum, Thonet und viele andere! Jeder dieser Namen war ein Programm, lange bevor der einzige Stern der Tschechen, Bata, aufging, und verbürgte eine meist über viele Geschlechterfolgen zurückreichende Tradition besten Könnens und genialen Schaffens, nicht zuletzt einer tiefverwurzelten Heimattreue, die alle Krisen und Stürme überwand und immer wieder neue Wege fand, um sich im Kampf um die Weltmärkte zu behaupten . . .

Eine der ersten internationalen Wollkonferenzen nach dem ersten Weltkrieg wurde in Reichenberg abgehalten. Sehr zum Verdruß der Tschechen hatten die Engländer, Franzosen und Belgier auf Reichenberg bestanden und Prag abgelehnt, weil sie eben etwas sehen wollten, was in ihr Fachgebiet einschlug. Das konnten sie nach ihrer Überzeugung nur in dem weltbekannten Textilzentrum. Nach den Beratungen lud Baron Ginzkey die Konferenzteilnehmer nach Maffersdorf zu Gast. Was sie dort zu sehen bekamen, lohnte, wie vor allem die Engländer immer wieder in ehrlicher Bewunderung versicherten, allen die weite Reise

in die Tschecho-Slowakei. Staunend standen die ersten Wollfachleute der Welt vor den Vitrinen im Ausstellungsraum der Firma und prüften immer wieder ungläubig die unendlich feinen Wolldecken. Noch nie hätten sie so etwas gesehen. Wohin denn Ginzkey die Erzeugnisse liefere? Nur nach Washington und New York, war die Antwort des Barons. In der Teppichhalle waren wir Zeugen, wie geschickte sudetendeutsche Frauenhände an einem wahren Wunderwerk von Teppich größten Ausmaßes knüpften, der von den USA für das Weiße Haus in Washington bestellt war.

Wenn man in Prag über den Graben ging, konnte man alle paar Wochen im Ausstellungsraum der sudetendeutschen Firma Moser (Karlsbad) irgend ein neues Prachtservice in Glas oder Porzellan bewundern, für den Präsidenten, den Vatikan oder ein anderes Staatsoberhaupt in Auftrag gegeben. — Unsere Wollstoffe gingen zu einem nicht unerheblichen Teil über England, wo sie den berühmten englischen Qualitätsstempel erhielten, um als ‚echt englische' Stoffe in alle Welt ausgeführt zu werden." (Dr. O. M.)

Soweit der Bericht. Ich habe ihn ausführlich zitiert, weil viele dieser Dinge in Amerika weniger bekannt sind, aber auch um zu zeigen, daß die Tüchtigkeit der Sudetendeutschen nicht von gestern ist, schließlich um darzutun, welcher Wahnsinn es war, dieses alte Kulturvolk von der Heimat zu vertreiben und ins Chaos zu jagen, vom Standpunkt der Tschechen wie Europas. Die einzig logische Folgerung aus diesen Erkenntnissen kann nur die sein: Gebt den Sudetendeutschen die Heimat wieder! Und wenn es im Augenblick unmöglich scheint, diese Forderung zu erfüllen, die unabdingbar bleibt, dann laßt sie wenigstens im Exil ihre Arbeit fortsetzen als freie Menschen.

Eben sehe ich in einem Schweizer Blatt ein Inserat, das Besucher für die weltbekannten geraubten sudetendeutschen Heilbäder wirbt. Die Räuber schämen sich nicht, die uralten deutschen Namen Karlsbad und Marienbad zu gebrauchen,

weil ja niemand in der Welt Karlovy Vary und Marianske Lazne kennt. Non olet und Schweizer Franken sind wertvoller als russische Rubel und Gottwald-Kronen. Sonst geht der Irrsinn weiter, ein altes Kulturland wird zur Wüste, während Europa hungert. Über den Kulturbeitrag der Tschechen erreicht mich ein Bericht eines Bauern, der eben erst nach Deutschland entkommen konnte: Er hatte vor dem Abtransport riskiert, nochmal sein Heimatdorf zu sehen, ebenso seinen Hof. Er fand alles, wie er es beim Ausweisungsbefehl vor mehr als zwei Jahren verlassen. Das Vieh, zwei Zugochsen, 14 Kühe und Kälber hingen, zu Gerippen abgemagert, an den Ketten, verhungert. 17 Dörfer in seiner Heimat sind menschenleer und verödet. Die Tschechen nahmen sich nicht einmal Zeit, alles zu stehlen. —

Zurück zur Armbinde! Da die Mehrzahl der Sudetendeutschen „menschlich und ordentlich" ausgewiesen ist, und nur noch etwa 200 000 mit Wissen der UN als Sklaven gehalten werden, herrscht wohl in der CSR. ein Überfluß an Binden. Ich würde vorschlagen, daß sie Gottwald überreicht werden und all denen, die einmal an der Barbarei der Massenausweisungen, den Massenmorden, dem Massenraub mitwirkten, den Ripkas, Slaviks, Papaneks, die heute in Amerika und England als Demokraten posieren und Regierungspläne haben. Das „N" mag sie an die Verbrechen mahnen, die sie an den nemci begingen.

Ein Friedenspreis-Kandidat

Es ist eine Ironie, daß die Mittel für den Friedenspreis aus Gewinnen der Erfindung und Auswertung von Kriegsmaterial stammen. Alfred Nobel, der schwedische Chemiker, erfand 1867 das Dynamit, gründete Fabriken für rauchloses Pulver, auch Geschützgießereien in Schweden und in Italien. Er bestimmte den Ertrag seines Vermögens von 44 Millionen Franken für wissenschaftliche und humanitäre Zwecke. Zum ersten Male wurden die fünf Preise im Dezember 1901 verteilt.

Der Friedenspreis für 1947 — insgesamt 140 000 schwedische Kronen oder etwa 39 000 Dollar — wurde der Society of Friends, besser bekannt als Quäker, in England und Amerika zugeteilt. Man kann rückhaltlos zustimmen, wenn der Vorsitzende des Preiskomitees, Gunar Jahn, betonte, das humanitäre Werk der Quäker sei so bedeutsam, „daß jeder weitere Kommentar überflüssig sei." Das wissen Millionen von Menschen in Not und Verzweiflung; ich habe das aus unmittelbarster Nähe in Prag und London beobachtet; ich habe oft gewünscht, wir hätten viel mehr katholische Laienapostel, die mit derselben Liebe, demselben Opfersinn, derselben Selbstlosigkeit arbeiten im Geiste des Barmherzigen Samariters. Man braucht nur den Namen Herbert Hoover zu nennen, dessen Arbeit für Frieden und Liebe in Millionen Herzen weiterleben wird. Oder man vergleiche etwa die Arbeit der Quäker mit der der UNRRA, die letzten Endes nur ein Instrument zum Aufbau des Bolschewismus war.

Es ist interessant und für die Begriffsverwirrung unserer Tage bezeichnend, die Namen anderer Kandidaten für den Friedenspreis — „Friedenspreis", bitte — zu beachten. Da finden wir Mohandas K. Gandhi, den großen Inder: er hat

für die Idee der Gewaltlosigkeit, für einen Frieden, der sich nicht auf Bajonette, sondern auf sittliche Werte stützt, geopfert, gearbeitet, gefastet und gebetet. Der „Heide" Gandhi steht wie ein christlicher Heros unter den „christlichen" Heiden, die sich Staatsmänner dünken.

Und da finden wir auch Edward Benesch als Kandidaten, den Wegbereiter des Kommunismus in Europa, Stalins ergebensten Quisling, den Menschen, der phrasenreiche Moralpredigten hielt und dabei die Zehn Gebote Gottes vetieren will: den geistigen und politischen Urheber der tschechischen Konzentrationslager, den Vater der „Goldgräber", das heißt der Räuberbanden, die auf sein Geheiß ins Sudetenland strömten, den Mörder Tisos und von Hunderttausenden von Sudetendeutschen. Denkende Tschechen erkennen heute, daß der Zerstörer Österreichs nun zum Zerstörer seiner eigenen Heimat und seines eigenen Volkes wird. Es ist bezeichnend, daß man heute nicht mehr vom „böhmischen Zirkel" spricht, sondern vom „Benesch-Zirkel", nicht mehr von stehlen und „organisieren", sondern von „beneschieren". Wahrhaftig ein würdiger „Friedens"-Kandidat!

Vielleicht darf ich doch die „Friedensarbeit" dieses „Staatsmannes" von Moskaus Gnaden etwas näher beleuchten. Ich zitiere aus seinem Buch: „Sechs Jahre im Exil" („6 let vexilu", Orbisverlag Prag 1946). Im November 1938 wiederholt er — aus einer Londoner Luxusvilla — seine „Mahnung nach Prag", die er bei seiner Rückkehr aus Genf im Jahre 1932 seinen Generalen gegeben: „Ich gebe euch vier Jahre. Im Jahre 1936 kommt es wahrscheinlich zur Krise. Alles bis zu diesem Termin vorbereiten." (S. 27.) Jawohl, die Tschechei war 1938 bis an die Zähne gerüstet; sie hatte nicht die innerpolitischen Probleme gelöst, die zum Frieden geführt hätten.

Am 1. Oktober 1941 rief er über Radio London: „. . . jede Untat, jede Gewalttat, jeder Mord von seiten der nazistischen Übeltäter in der CSR und in den übrigen be-

setzten Gebieten muß und wird tausendfach gerächt werden!" (S. 133). Tausendfach gerächt an Greisen, Frauen und Kindern war das Echo seit der „Befreiung". Sagte man nicht in Nürnberg, daß die moralisch für Verbrechen gegen die Menschlichkeit Verantwortlichen bestraft werden müssen?

Am 27. Oktober 1943 rief er wieder über Radio London: „. . . deswegen wiederhole ich: In den Kampf! Heute, morgen, jeden Tag! Jeder wie er kann . . ." (S. 225.) Jeder, wie er kann. Friedenspreis-Kandidat! Wenn jemand heute den Deutschen im besetzten Gebiet solche Parolen zurufen würde —??

Am 12. Februar 1945 erklärte er wieder über Radio London: „Wo sich ein Widerstand findet, wird er erbarmungslos gebrochen" (S. 225). Erbarmungslos gebrochen. Das ist Hitlers Sprache. Daraus entstanden die Bartholomäusnächte in Prag und Aussig, diese unaustilgbare Schande an der Ehre der tschechischen Nation, dieses tausendfache Lidice.

Am 11. Dezember 1940 erklärte Benesch im tschechischen Staatsrat in London: „Ich betone bei dieser Gelegenheit — zur Feststellung der geschichtlichen Wahrheit —, daß die Tschecho-Slowakei 1938 auch um den Preis von einer Million tschecho-slowakischer Leben zum Kriege bereit war" (S. 274). Jedes Kind weiß, daß die Tschecho-Slowakei nicht kämpfte, weil eben England, Frankreich, Rußland nicht für Beneschs Thron in der alten Kaiserstadt kämpften, weil der „Oberbefehlshaber" im Sonderflugzeug geflohen war. Ganz glaubwürdig, daß Benesch bereit war, „eine Million Menschenleben" zu opfern, um einen Pan-Slawismus zu befriedigen, so wie er aus denselben Motiven den ersten Weltkrieg entfesselte und Österreich zerschlug. Bezeichnend, daß die Tschechen den serbischen Mördern des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand ein Denkmal setzten.

Das also ist der Mann, der aus der Sicherheit und Sorglosigkeit seines Exils so tapfer gegen Hitler kämpfte, der

dort ein Buch über Demokratie schrieb oder durch einen Ghostschreiber zusammenstellen ließ, der Mann, der alle Sudetendeutschen durch Raub, Mord und Austilgungslager entnazifizierte, der Tausende seiner Landsleute als Kollaboratoren hetzte und verurteilte. Niemand hatte ihm einen Revolver zwischen die Rippen gepreßt oder doch auf den Tisch gelegt, niemand sprach von purge — oder doch? — Und er klappte zusammen vor Moskau wie ein Taschenmesser, wie ein Schilfrohr, das der sibirische Wind anbläst, wie ein kleiner Junge, auf den der Lehrer mit dem Rohrstab wartet. Das nenne ich Charakter! Welcher Feigling! Und warum stand kein Sonderflugzeug zur Verfügung? Ach ja, in Moskau wartete die Gestapo — und bei den „Dollar-Strolchen" — wie man uns Amerikaner nennt in der Prager Sowjetfiliale, mit UNRRA-Geldern aufgebaut — war er „erkannt", so wie Jan Masaryk.

Welcher Heroismus! Vielleicht darf man doch fragen: Wie kam es denn zu „diesen Umständen"? Benesch war ein sturer Nationalist wie Hitler; unfähig, übernational zu denken, hatte er das alte Österreich, ein „Europa im Kleinen", zerschlagen; seine Politik war die ganzen Jahre anti-deutsch, anti-österreichisch, anti-ungarisch, anti-polnisch, darum anti-europäisch; während des Krieges war sein leitender Gedanke, den Pan-Slawismus nach Europa zu tragen; von Moskau aus war er in die „befreite Republik" eingezogen; an Moskau hatte er die Karpatho-Russen verkauft; er legalisierte den größten Raub der Weltgeschichte am Gesamtvermögen der nicht-tschechischen Völker des Staates; er ist verantwortlich für die Verbrechen, die seitdem geschehen sind, denen gegenüber Lidice eine Idylle ist. Diebstahl, Raub, Mord, Schändungen und abendländisches Denken sind unvereinbar.

Das leuchtet selbst manchen Tschechen ein. So schreibt z. B. „Svobodne Slovo': „. . . Die Regierung, die durch das jubelnde Prag fuhr, ahnte schwerlich, daß den größten Lärm die Menschen am ‚Brückl' machten, die eben von

dem aufregenden Schauspiel einer Menschenverbrennung kamen . . . Eines müssen wir uns heute einprägen: es gibt unter uns Leute, die seelenruhig stehlen und rauben können . . . Aber es gibt unter uns auch Leute, die seelenruhig foltern können. Sie haben es bewiesen. Und es scheint, wir sind uns nicht ganz einig darüber, was wir mit ihnen tun sollen. So als ob auch jetzt noch, nach dem Nürnberger Spruch, die Theorie nicht völlig ausgetilgt wäre, nach der Grausamkeiten, die im Interesse einer höheren Idee begangen werden, erlaubt und zu rechtfertigen wären. Ein Verbrechen gegen die Menschenwürde ist ein Verstoß, ob es nun von einem Individualisten oder einem Kollektivisten begangen wird. Oder gibt es einen ideologisch ausgerichteten Sadismus? Nein, es gibt nur einen Sadismus." (Zitiert nach Neues Abendland, April 1947, S. 56.) Ganz richtig. Fragt sich nur, warum der „Nürnberger Spruch" nicht auf die Urheber dieses tschechischen Sadismus angewendet wird?

Nicht nur einmal konnte man aus Beneschs Mund hören: „Da kann man nichts machen." Als in München 1938 die „Großen Vier" seine unselige Politik liquidierten, legte er freiwillig die Präsidentenwürde nieder und entfloh im Sonderflugzeug nach England. Von dort aus schleuderte er gegen seinen rechtmäßigen Nachfolger und Erben einer verfehlten Politik, Präsident Hacha, seine Angriffe, weil Hacha damals, als man ihm in Berlin die Revolver unter die Nase hielt, eben auch dachte: Da kann man nichts machen. Und Hacha ist in den Tagen der „Befreiung" in Prag „gestorben" — vielleicht ein Opfer des ideologischen Sadismus.

Präsident Tiso mag unter dem Druck dieser Tage auch gedacht haben: Da kann man nichts machen — und der große „Europäer" Benesch ließ ihn in Preßburg hängen, und die zwei Priester im Ministerium dachten wohl auch: Da kann man nichts machen.

Die Millionen Sudetendeutscher, die unter dem Terror und der Propaganda der Nazis, unbeschützt von der Re-

gierung Benesch, dachten: Da kann man nichts machen, beraubte der „Europäer" Benesch ihrer Habe, manche wurden gefoltert, bei lebendigem Leibe verbrannt, Tausende in Konzentrationslagern in bestialischer Weise mißhandelt, Tausende roboten heute noch als Sklaven, Millionen sind bettelarm aus der Heimat verjagt und müssen langsam aber sicher verkommen, weil auf einmal die großen humanitären Demokratien „nichts machen können".

Man könnte die Parallele stundenlang ausdehnen. Wozu doch? Die Menschheit ist moralisch bankerott. Es ist schon so, wie Pearl Buck dieser Tage sagte: „Wenn wir korrupte Herrscher irgendwo in der Welt stützen, fördern wir den Kommunismus." Ich kann mir wohl denken, daß meinetwegen ein Al-Capone-Club nach würdigen Ehrenmitgliedern ausschaut, die politisch Einfluß haben. Was ich nicht verstehe, ist, daß man Edward Benesch, den Urheber der Raubgesetze der Tschechei, den geistigen Urheber des Rassenmordes (genocide) an den Sudetendeutschen, den Wegbereiter des Bolschewismus, für den Friedens-Nobelpreis vorschlug.

Blicke hinter den Vorhang

Die eine Welt, von der die Weltenbaumeister träumten —dieselben, die nicht an eine Menschheit, ein Recht, eine Sittlichkeit, ja nicht einmal an einen Herrgott glauben, ob man dabei nun das Wort „einen" oder „Herrgott" betont —, die eine Welt ist durch seidene, papierene, blecherne, eiserne Vorhänge in verschiedene, ausschließlich reservierte „Lebensräume" aufgeteilt.

Wenn irgend ein „Außenseiter" einmal einen Blick in diese Reservationen tun will, wird er höflich abgewimmelt, wie etwa in den Tagen Hitlers: „Juden sind nicht erwünscht" oder in gewissen südlichen Staaten: „Negern ist der Zutritt verboten." Bisweilen stößt der unerwünschte Besucher statt auf Höflichkeit auf Brutalität.

Der große Hitler-Imitator und Moskaus ergebenster Diener Benesch hatte am 9. Juli 1947 ein neues Gesetz erlassen, das mit strengen Strafen jene bedroht, die illegal die tschechoslowakische Grenze überschreiten. Das Gesetz sieht Geldstrafen und Kerkerstrafen vor. Im Gesetz wird ausdrücklich hervorgehoben, daß es sich vor allem auf Sudetendeutsche und Ungarn bezieht, die die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft verloren (besser gesagt: durch Benesch und die Potsdamer Humanisten staatenlos gemacht wurden), die ausgesiedelt wurden (natürlich hussitisch-bestialisch „humane and orderly") oder die freiwillig diese „ideale Demokratie" verlassen haben. Es werden auch jene in der CSR lebenden Personen bestraft, die solche Personen beim Grenzübertritt unterstützen. — Warum man wohl solche Gesetze braucht? Diese heimlich in die geraubte Heimat zurückkehrenden Deutschen erinnern vielleicht die Prager Verbrecherclique an ihre Untat; vielleicht denken sie dabei an den Galgen von Nürnberg, zu dem sie ja

durch die Sieger — vorläufig nur moralisch — verurteilt wurden; vielleicht sind die Neusiedler beunruhigt bei dem Gedanken, daß „unrecht Gut nicht gedeiht", daß man auf Verbrechen keine bleibende Ordnung gründen kann, oder gar daß diese Nemci eines Tages wiederkommen — und mit Dieben, Räubern, Mördern und Frauenschändern Abrechnung halten. Über alle Tschechen, die noch einen Funken menschlichen Denkens sich bewahrt haben, ist ja bereits eine große Ernüchterung gekommen: sie wissen bereits von der Katastrophe, in die sie der „Befreier" Benesch geführt hat; sie wissen, daß sie dem Osten verschachert wurden. Sie wissen, daß die einst hochstehende Industrie verfällt; sie fühlen sich schuldig, daß in einer Zeit, da Millionen verhungern, das einst blühende Sudetenland zur Wüste wird. Es ist nichts so bezeichnend wie die Tatsache, daß bereits in größeren tschechischen Städten Plakate erschienen mit der bezeichnenden Forderung: „Rusi ven — Nemci sem!" (Hinaus mit den Russen — bringt die Deutschen zurück.) — Übrigens bestätigte mir ein Freund, der Gelegenheit hatte, das „befreite" Polen — war es nicht Polen, dessentwegen die Briten den Krieg erklärten?! —, daß dort der Haß gegen die Russen unendlich größer sei als der gegen die Nazis, die doch wahrhaftig in Polen mehr wüteten als irgendwo in anderen Ländern.

(So ganz nebenbei bemerkt lüftet eine eben erschienene Broschüre: Wheels Within Wheels (S. 57) einen Vorhang vom „spanischen Rätsel", d. h. zur Erklärung der Tatsache, warum Spanien nicht zu den „friedliebenden Nationen" zugelassen wird. Die führenden Menschen der Brigaden im spanischen Bürgerkrieg sind heute Stalins Exponenten in Ost-Europa: Dimitrow, der Diktator Bulgariens, war der Gründer der Brigaden; Tito, der Diktator Jugoslawiens, Vertrauensmann des Kreml zu den Brigaden; Gottwald, heute Erstminister der Tschechei, politischer Kommissar der Brigade. „Der Tscheche Bohumil Lastovicek, Batteriekommandant, ist heute Direktor am Prager Radio; der poli-

tische Kommissar Lace Holdos ist Vizepräsident des Slowakischen Nationalrates; der Bataillonskommandant Milos Nekrasil, Chef der tschechischen Zensur; Ilya Bart, Vorsitzender der Vereinigung tschechischer Schriftsteller; Leopold Horrman, Brigadehauptmann, Chef des tschechischen Sicherheitsdienstes, etc. etc." — Von diesen Zusammenhängen darf man heute noch nichts wissen. Man darf doch Stalin nicht provozieren! Aber diese Blindheit muß ein böses Ende nehmen.)

Gerade als ich diese Zeilen niederschreibe, sendet mir ein Freund einen Ausschnitt aus dem tschechischen „Nasinec", einem Blatt, das an der Spitze der Rassenmörder und Austreiber stand. Dort schreibt einer der Neusiedler und „Goldgräber" auf geraubtem Lande: „Ich bleibe nicht hier; ich will nur noch die Ernte heimholen, dann gehe ich zurück ins Tschechische. Andere anständige Leute bei uns reden auch davon, daß sie zurück wollen. Lassen wir uns nicht von oberflächlichen propagandistischen Beobachtungen leiten. Hier sind Wirklichkeiten, die betäubend wirken. Hören wir doch endlich auf, Nachrichten zu erfinden und zu kolportieren, daß es im Grenzland gut vorwärts ginge. Viele Gemeinden sind vollkommen durcheinander geworfen. In vielen ist kein Hauch mehr von Zucht und Ordnung. Wir sind darauf gekommen, daß es noch genug Platz gibt. Aber nur kuschen, damit die Öffentlichkeit nichts erfährt! Alles hat scheinbar eine ruhigere, glattere Form bekommen als 1945 — aber, schaut einmal hinter den Vorhang! Ihr werdet da sehen und hören, daß der tschechische Arbeiter in einer Textilfabrik Maschinen-Bestandteile einfach hinauswirft. Reparaturen werden durch Zerlegen anderer Maschinen, die gerade außer Betrieb sind, vorgenommen. Fragt in den Fabriken nach dem Arbeitsergebnis! Fragt in den Gemeindeämtern, wie die Verwaltung aussieht! Die Belege und mit ihnen die Gelder für deutschen Besitz sind verschwunden. In vielen Orten findet ihr am Morgen Alkohol-Leichen in den Straßengräben. Es kommt vor, daß Leute ihre

Kinder nicht mehr in die Schulen schicken. Alle schrien: Die Deutschen müssen fort — aber die neuen Betriebsinhaber intervenieren sofort für „ihren Deutschen", der ganz zum Schluß ausgesiedelt werden soll, sonst bleibe der Betrieb stehen. Die nationale Verwaltung war eine schwere Enttäuschung. Sie hat genügend Geld. Das Eigentum des deutschen Feindes macht sie unabhängig. Aber sie fordert immer mehr Freimachung von Betriebskapital — für Alkohol." — Kein Wunder, daß Benesch über „Verfall der Moral" klagte.

Ich habe unlängst die derzeit im Gang befindliche Umsiedlung erwähnt. Dazu erhalte ich folgende Ergänzung: Die Sudetendeutschen, die noch verblieben, „werden zumeist in der Nacht aus ihren Wohnungen geholt und, wie es etwa in der Reichenberger Gegend geschieht, bis nach Turnau (früher einmal Schnellzugstation der Linie Prag-Reichenberg) verfrachtet. Dort werden sie auf dem Marktplatz öffentlich zur Schau und Musterung aufgestellt. Die Tschechen, zumeist Bauern, überprüfen durch Abtasten des Körpers die körperliche Konstitution ihrer Opfer. Wer ihnen geeignet erscheint, wird „erstanden", natürlich für ein sehr geringes Entgelt an den narodni vybor. Je nach der Gesinnung des Bauern werden die Deutschen dann als Kulis und Arbeitstiere behandelt. Nicht selten kommt es vor, daß während der „Untersuchung" den deutschen Lasttieren das mitgenommene Gepäck — 70 Kilo pro Familie — „konfisziert" wird . . ." Das also ist das Ende des „Kreuzzuges"; das sind die heiligen Ideale, für die wir angeblich Krieg führten; das sind unsere „noble allies"; das ist die Demokratie, zu der man die Deutschen von Hitler „umerziehen" muß; das ist die neue Herrenrasse. — Und davon sollte man in Washington wirklich nichts wissen? Sind unsere Vertreter in Prag wirklich taubstummblind?

Und wo bleiben die tschechischen Bischöfe? Diese Dinge spielen sich ja nicht im Halbdunkel eines KZ ab, sondern am hellichten Tage und in breitester Öffentlichkeit. Angeb-

lich hatte doch der tschechische Klerus so viel Mut gegenüber den Nazis — wo bleibt jetzt der Mut, wo bleibt das Christentum, wenn diese Verbrechen von einer Regierung geschehen, in der zwei katholische Priester sitzen? Die Feigheit der tschechischen Katholiken ist ein Weltskandal. Man kann es wohl verstehen und nachfühlen, was eine katholische Hochschullehrerin, allzeit gegen die Nazis und im Reich sofort wieder angestellt, mir eben schreibt: „In meinem Haus hatten die Russen nur die Gebetbücher offen auf den Tisch gelegt, die Heiligenbilder herumgestreut und sich von einem Rosenkranz das Kreuzchen abgeschnitten. Überhaupt haben die älteren Russen viel Rosenkranz gebetet. Dann kamen die Tschechen. Die Menschen, die in meine (schlesische) Heimat kamen, waren zu 90 Prozent Gesindel. Die übrigen 10 Prozent verschwanden bald wieder. Die Russen, die älteren, sind in ihrem Grundcharakter besser als die Tschechen. Die Tschechen sind Gesindel, ob Knecht oder Arbeiter oder Handwerker oder Beamter oder Arzt oder anderer Akademiker. Ich nehme auch die Priester und Ordensfrauen nicht aus. Ich könnte alles mit Beispielen belegen. Dieses kleine Volk hat einen zu großen Prozentsatz innerer Haderlumpen. Den Vorwurf, den man uns Deutschen macht, wir wären zu national, darf uns der Tscheche nicht machen; denn er kann überhaupt nur tschechisch denken! So fanden es die Herren des Olmützer Domkapitels und sogar der Erzbischof selber ganz in Ordnung, daß den Schwestern in Olbersdorf das Spital oder dem Deutschen Ritterorden sein Besitztum gestohlen wurden. Bei uns heißt es immer, wir hätten uns gegen die Hitlergesetze stemmen müssen; ja, warum erkennen denn hier maßgebende Stellen den Diebstahl als gesetzlich an?

Uns sagten die Tschechen öfters: Wir müssen die Juden rächen. Eine bekannte Jüdin kam 1945 (aus dem Londoner Exil), um die Rückgabe des Besitzes ihrer Sippe zu betreiben. Sie kehrte unverrichteter Sache nach England zu-

rück. Ihre Familie wäre deutsch, für sie gälten dieselben Gesetze wie für Deutsche. Das ist echt tschechisch." Die Verfasserin schildert eingehend die Verbrechen der Tschechen in den Tagen der „Befreiung": „Eine Reihe meiner Bekannten wurde erschlagen wie Hunde. Eine Feststellung der Person war bei einigen nicht möglich, weil der Leichnam eine formlose blutige Masse war . . ." Und die Schlußfolgerung: „Die Tschechen sind von allen guten Geistern verlassen. Ihr Häuptling Benesch verspielte nicht nur uns, er verspielte auch sein eigenes Volk. Und Gott schweigt — wie er bei uns geschwiegen hat. Er wird auch dort einmal reden, recht deutlich und unmißverständlich. Dann möchte ich keine Tschechin sein. Wenn wir um Völkerschuld so Schweres tragen müssen, was dann diese Menschen, die so viel persönliche Schuld auf sich laden?" . . . Der Herrgott schweigt, aber sein Tag kommt. Das sage ich immer wieder meinen Landsleuten, die auf dem Weg von Jerusalem nach Jericho unter die Räuber fielen, die erleben, daß selbst Priester und Leviten an ihrer Not vorübergehen . . . sein Tag kommt!

Die tschechischen Behörden kontrollieren in letzter Zeit die an mich gerichtete Post. Warum sollte es schließlich auch ein Briefgeheimnis geben, wenn sonst nichts mehr heilig ist? Trotzdem erreichen mich immer wieder Nachrichten aus der „befreiten" Heimat, von Leuten, die ganz legal dort einreisen und dann in Länder gehen, in denen Freiheit mehr als eine Phrase ist. Warum überhaupt noch Nicht-Russen zugelassen werden? So berichten englische Freunde. Anscheinend hat man die an den Hauptstraßen gelegenen Orte stärker besiedelt, um den Anschein der Prosperität zu geben. Abseits der Hauptstraßen liegen ganze Dörfer leer. Die Qualität der Bevölkerung ist zurückgegangen. Viele kamen ins Sudetenland, nicht um zu arbeiten, sondern mit fremdem Eigentum ein bequemes Leben aufzubauen, gemäß der Benesch-Parole: „My jsme edle Böhme, was me sehn, das nehme." Prag ist lebhaft wie

früher, aber man kann nur minderwertiges Zeug zu horrenden Preisen kaufen. In den Auslagen sind nur gute Sachen, aber entweder nur „Ausstellungsstücke“ oder nur „für Export“. Übereinstimmend sagen denkende Menschen, die Verhältnisse hätten sich im letzten Jahre sehr verschlechtert, teils weil es an geschulten Leuten fehle, teils weil man an die Spitze der verstaatlichten Betriebe statt Fachleuten Bonzen setzte. Die Leute scheinen zu verdienen, aber überall sei politische Unruhe, Sorge um die weitere Entwicklung zu spüren. Eine Unzahl von Menschen lerne Englisch und wolle auswandern — nicht nach Rußland natürlich, nein, zu den „Dollargangstern“, wie das kommunistische „Tvorba“ uns Amerikaner nannte. Schließlich in Rußland ist nichts zu holen. Auf nach Amerika: My jsme . . .

Eben erreicht mich ein Brief eines Freundes, in dem es heißt: „Deine Artikel — wie mir Freunde mitteilen, die erst jetzt aus der Tschechei herüberkommen — erregen das größte Aufsehen in der CSR. Sie schäumen vor Wut über Deine Auslassungen. Dr. X. aus Y., der bis März Aussiedlungsarzt in Z. war, hat mir berichtet, daß Du der derzeit bestgehaßte Mann in der CSR bist.“

Es ist mir heute klarer als je, daß die Tschechen und ich in dem Kampf gegen die Nazibarbarei nicht bloß verschiedene Ziele, sondern auch verschiedene Motive hatten. Die Tschechei war niemals ein Ideal; sie war auf Lügen aufgebaut; sie praktizierte vor Hitler das Herrenrassentum, selbst gegen die Slowaken. Aber sie war nach dem Fall Österreichs immerhin (von der Schweiz abgesehen), der letzte Raum in Europa, in dem sich deutsche Menschen zum Christentum in relativer Freiheit bekennen konnten. Ich kämpfte gegen den Nazismus als Weltanschauung, weil man eben nicht Christ sein und sich gleichzeitig zu einer anderen Weltanschauung bekennen kann. Die Tschechen setzten dem Pan-Germanismus der Nazis nur ihren tschechischen Chauvinismus entgegen. Hätte ich gegen das deutsche Volk gekämpft, nicht gegen den Nazismus, dann

müßte ich heute die Gesamtschuld der Tschechen für die Verbrechen der Benesch, Ripka, Gottwald, Fierlinger betonen. Dann hätte mein Kampf gegen den Nazismus niemals Sinn gehabt, dann war er so verloren wie der einer Schein-Demokratie, die Ideale heuchelt und von Unmenschlichkeit durchtränkt ist.

Ich glaube, daß eine Zeit kommt, da selbst Tschechen, die die von Benesch herbeigerufene Teufelei überleben, mir wieder danken werden für den Kampf gegen die Verbrecherclique, die Regierung spielt, daß wir gemeinsam zur St. Wenzel-Tradition zurückfinden, der von tschechischen Chauvinisten ermordet wurde, weil er — durch Deutsche zum Christentum geführt — Christ und Europäer, Mensch und Demokrat im besten Sinne des Wortes war.

Darum werde ich nicht müde, immer wieder die Verbrechen der Tschechei anzuprangern, bis auch hier das Weltgewissen erwacht und ein Nürnberg kommt für die Schuldigen, ihre Hintermänner und Protektoren, die heute noch die Welt betrügen.

Die letzten Tage gingen mir wieder eine Reihe Mitteilungen zu, die zum Ausdruck bingen, wie tief das sittliche Niveau in der CSR schon gesunken ist.

In der Osternummer der Wiener „Presse" war im Wirtschaftsteil folgendes zu lesen: „Aus Prager Zeitungsberichten geht hervor, daß sich die Regierung der CSR mit der Absicht trägt, einen großen Teil der Wertgegenstände, die den exilierten Sudetendeutschen weggenommen wurden, im Laufe dieses Jahres an Ausländer zu verkaufen, die im Zusammenhang mit dem Sokolkongreß und der Dreißigjahrfeier in die CSR kommen. Bei diesen Wertgegenständen handelt es sich vornehmlich um Objekte aus Edelmetall, um Juwelen, Bilder, Plastiken, wertvolles Porzellan, orientalische Teppiche, Gobelins sowie auch Sammlungen von Briefmarken und Münzen, schließlich auch noch um Pelze und hochwertige Möbel. Diese Objekte befinden sich beim Fonds für nationale Erneuerung in Verwahrung. Es haben

auch bereits im Vorjahre Auktionen stattgefunden, bei denen ein Teil dieser Wertgegenstände versteigert wurde. Es zeigte sich aber bei diesem Anlaß, daß die Händler einen Ring bildeten, so daß die Auktionen nicht das erhoffte Resultat brachten. Die noch vorhandenen Wertgegenstände werden im übrigen als Wirtschaftsreserve angesehen, die nach und nach in Valuten umgewandelt werden soll. Unter den konfiszierten Wertgegenständen befindet sich eine große Menge von Uhren, deren Verkauf sich das Innenministerium vorbehalten hat."

Wahrscheinlich würden nicht einmal unsere Blätter den Kommentar drucken, der sich mir in die Feder drängt. Ich will mich beherrschen. Früher einmal hat man gesagt: Du sollst nicht stehlen! Und nach unserer altmodischen Moral ist es nicht erlaubt, Gestohlenes anzunehmen, zu kaufen, zu verkaufen. Nun im Reiche des Böhmischen Zirkels unter Großmeister Benesch und seinen Nachfolgern ist man über diese vorchristliche Moral längst hinaus. Erzbischof Beran hat ja selber den Raub deutschen Eigentums gerechtfertigt. Es widert mich an, wenn ich jetzt bewegliche Klagen über den Raub am Kircheneigentum lese von Leuten, die selbst die Austreibung von Millionen, praktisch den Rassenmord rechtfertigten, als wäre nun die „ganze Welt wichtiger als eine Menschenseele" oder eben ein Menschenleben. Entweder — oder! Wer eines der Gottesgebote preisgibt, verrät sie alle, und es geht unaufhaltsam in die Tiefe. Vielleicht muß das Innenministerium die Uhren behalten, um zu wissen, wie lange der Schwindel noch anhält. Jedenfalls ist es gut zu wissen: die neue „befreite" Tschechei wurde aufgebaut mit UNRRA-Geldern und wird erhalten mit Raub und Diebstahl.

Der „Rheinische Merkur" vom 1. Mai 1948, Nr. 18, brachte unter dem Titel: „Ich komme aus der Tschecho-Slowakei" folgenden Bericht eines tschechischen Flüchtlings: „Das Leben geht äußerlich normal seinen Gang, nur bekommt z. B. jeder Angestellte mit seinem Gehaltsstreifen

am Monatsende gleichzeitig eine Beitrittserklärung zur Kommunistischen Partei. Unterschreibt er, ist es gut; unterschreibt er nicht, dann kann er damit rechnen, in Kürze vom Arbeitsamt in ein Bergwerk eingewiesen zu werden. Ein weiteres Druckmittel ist die Drohung mit der Erneuerung längst niedergeschlagener Prozesse wegen angeblicher Zusammenarbeit mit den Deutschen. So kann die Kommunistische Partei mit Freude feststellen, daß täglich rund 25 000 Beitritte zu verzeichnen seien! Die Augen gehen aber auch jenen Betriebsinhabern auf, die sich nicht zum Parteibeitritt bequemen wollen, und nun plötzlich die an 50 fehlenden Arbeiter und Angestellten zugewiesen bekommen, womit sie ‚reif für die Verstaatlichung' sind."

Der Gipfel des Berichtes ist aber der Schlußsatz: „Es mag vielleicht auch interessant sein, jene Praktik zu beleuchten, mit deren Hilfe deutsche Fachkräfte, die etwas übereilig ausgewiesen worden waren, wieder an ihre Arbeitsplätze zurückgebracht werden: Man fordert sie von der Besatzungsmacht der jeweiligen deutschen Zone als Zeugen in Kriegsverbrecherprozessen an, und diese Zeugen kehren dann nie wieder zurück."

Vergessene Menschen

In Polen leben heute noch über 100 000 Deutsche, in der Tschechoslowakei nach tschechischen Angaben rund 200 000, in Ungarn beträgt die Zahl der Zurückgebliebenen gleichfalls etwa 200 000, für Jugoslawien und Rumänien fehlt jede verläßliche Angabe und auch jeder solide Anhaltspunkt für eine Schätzung. Die Zahl jener Deutschen, die sich noch in der einstigen Heimat befinden, ist jedoch unstreitig höher, als sie offiziell genannt wird. Die Ausweisungsstaaten Polen, Tschechoslowakei usw. haben ja einen ausgesprochenen Mangel an Arbeitskräften und freuen sich daher über jeden Deutschen, den sie in Zwangsarbeit zurückhalten können; diese Deutschen sind ja nicht nur äußerst billige Arbeitskräfte, sie sind auch Menschen ohne Menschenrechte.

Zu allem aber sind sie auch vergessene Menschen. Dies freilich nicht bei ihren Eltern, Frauen, Kindern und sonstigen Angehörigen.. Die sorgen sich um die gewaltsam Zurückgehaltenen, von denen sie oft nicht mehr wissen, als daß sie (z. B. in der Tschechoslowakei) mit ein paar Kilogramm Gepäck aus ihren einstigen Wohnsitzen ausgesiedelt und zwangsweise in das Innere des Landes verfrachtet wurden, wo sie bei schwerer Landarbeit oder in Bergwerken wohlfeile Frondienste leisten müssen. Vergessen hingegen sind diese Unglücklichen in der großen Welt und fast bei allen Staatsmännern und Politikern, die sich sonst auf die Betonung der Menschenrechte so viel zugute tun. Was kümmert es diese große Welt, daß in der Tschechoslowakei 150 000 bis 200 000 Deutsche, wie es in einem Aufruf heißt — „aus einer Gemeinschaft Ausgestoßene sind, daß ihnen der Gebrauch der Muttersprache verboten ist, daß ihr gesamter ehrlich erworbener Besitz genommen, ihre Sparguthaben beschlagnahmt, die letzten Habseligkeiten

geplündert wurden, und daß viele seit Jahren in Gemeinschafts- und Arbeitslagern vegetieren." Unter ähnlichen Verhältnissen leben auch die restlichen Deutschen in Polen, Ungarn usw.

Die Gerechtigkeit gebietet die Feststellung, daß die Ausweisungsländer sich ganz gerne eines Teiles dieser Deutschen entledigen würden, wenigstens jener, die für die schwere Zwangsarbeit nicht mehr zu gebrauchen sind. So stellt die Umsiedlerstelle der SPD für Hessen bezüglich der noch in der Tschechoslowakei lebenden Deutschen fest: „Die Aussiedlung unterblieb, weil die westdeutschen Besatzungsmächte sich weigerten, weitere Sudetendeutsche aufzunehmen." Und der polnische Brigadegeneral Viktor Grosz äußerte sich als amtlicher Sprecher in einer Pressekonferenz, daß Polens Bemühungen um die Ausweisung der Deutschen durch die Weigerung der Behörden in Deutschland, die Ausgewiesenen gegenwärtig aufzunehmen, verzögert worden seien. (Übrigens weigern sich die polnischen Behörden, die noch im Lande befindlichen 40 000 deutschen Kriegsgefangenen zu entlassen, so lange die Deutschen aus den von Polen östlich der Oder und Neiße besetzten Gebieten nicht ausgewiesen werden können.) Freilich können die Westmächte, die in Potsdam allerdings der Vertreibung von rund 15 Millionen Menschen zugestimmt haben, darauf verweisen, daß in ihren beiden Besatzungszonen in Deutschland heute bereits mehr als 6,5 Millionen Heimatvertriebene untergebracht sind. Infolge der Überschreitung des ursprünglichen Solls um etwa vier Millionen Menschen ergibt sich ein katastrophaler Raummangel, verbunden mit gelegentlicher Hungersnot. (Die französische Besatzungszone blieb bisher für die Aufnahme von Heimatvertriebenen bekanntlich gesperrt.)

Trotz aller Schwierigkeiten darf jedoch die Forderung nicht verstummen, daß die noch in der einstigen Heimat zurückgehaltenen Deutschen entweder zu ihren Angehörigen ausgesiedelt werden oder aber ein menschenwürdiges Dasein

erhalten müssen. Mit vollem Recht hat daher der Parlamentarische Rat des süddeutschen Länderrats am 19. Juli in einer Entschließung an die US-Militärregierung gefordert, daß den Deutschen, die heute noch in den Oststaaten leben, bis zu einer endgültigen Regelung zumindest jene Rechte zugestanden werden, die der internationale Minderheitenschutz allen Minderheiten zugesichert hat. Die Hoffnung, daß die Regierungen der sogenannten Ausweisungsländer von der Ostsee bis in den Balkan hinein auf diese Forderung positiv reagieren könnten, ist allerdings sehr gering.

Die amerikanische Gewerkschaft American Federation of Labor hatte sich bereits im Vorjahr mit dem Schicksal dieser vergessenen Menschen befaßt. Sie beschloß, an den Sozial- und Wirtschaftsrat der Vereinten Nationen zu appellieren, er möge das Internationale Arbeitsamt damit betrauen, eine umfassende Übersicht über den Umfang der Zwangsarbeit in allen Mitgliedstaaten zusammenzustellen und ein Programm zur Bekämpfung derselben auszuarbeiten. Wörtlich hieß es in diesem Beschluß: „In diesem Zusammenhang rufen wir insbesondere nach einer sorgfältigen Untersuchung der Rolle, welche Regierungen von Mitgliedern der Vereinten Nationen bei der unmenschlichen Zwangsverschickung und Verurteilung zur Zwangsarbeit von vielen Tausenden Bergleuten, Textilarbeitern, Eisenbahnern und anderen Arbeitern im ehemaligen Sudetenland spielen." Der Antrag wurde von Vertretern der American Federation of Labor beim Generalsekretariat der Vereinten Nationen eingereicht, und der Sozial- und Wirtschaftsrat der Vereinten Nationen sollte sich in seiner 7. Sitzungsperiode, die am 19. Juli in Genf eröffnet wurde, überhaupt mit dem Problem der Zwangsarbeit in gewissen Ländern befassen. Leider hatte die dort begonnene Diskussion nur das eine Ergebnis, daß die Behandlung dieser Frage, die das Schicksal von Hunderttausenden einschließt, — auf ein Jahr vertagt wurde.

Man schüttelt den Kopf ob dieses Beschlusses, der so weit ab von jeder Menschlichkeit und jeglichen sozialen Gefühls zu liegen scheint. Allerdings darf man nicht vergessen, daß in mancher jener Organisationen, die sich unglücklicher Menschen annehmen sollen, ein ganz sonderbarer Geist herrscht, von dessen Existenz die Öffentlichkeit gewöhnlich nichts erfährt. Manchmal wird jedoch der Vorhang ein wenig gelüftet, und dann schüttelt man den Kopf, wie es Mevrouw Verwey-Jonker tat, als sie aus Protest gegen eine „grundsatzlose Haltung“ als (holländisches) Mitglied der Internationalen Flüchtlingsorganisation (IRO) demissionierte. Im Blatt „Vrij Nederland“ vom 17. Mai 1947 begründete sie ihren Schritt, und bei dieser Gelegenheit erfuhr man einmal auch etwas über die „Sorgen“ jener, in deren Hände das Schicksal von Millionen Verschleppten und Vertriebenen (ausgenommen die deutschen Heimatvertriebenen) gelegt ist. U. a. schrieb die holländische Delegierte über die Verhältnisse bei der IRO in Genf:

„Das Haus der United Nations ist teuer, vor allem die Dienerschaft, Putzfrauen, Portiers, Gärtner, kosten viel Geld. Und die Parole dieser Zeit lautet: Austerity — Sparsamkeit. Offensichtlich hat man den Delegationen diese Parole mit auf den Weg gegeben. Es wurden diesmal keine teuren Cocktailparties gegeben, nicht einmal von den Kanadiern. Jedermann klagte über die teuern Hotels und die hohen Preise und versuchte sich dieses oder jenes am Essen abzusparen. Ich bedauerte nur die Franzosen, die zwar täglich 5 Franken mehr als wir Holländer verbrauchen durften, von Haus aus aber an zwei warme Mahlzeiten und den dazugehörenden Wein gewohnt sind. Zudem logierten sie aus einer Art Gewohnheit im teuersten Hotel der Stadt . . . Und als der 70jährige Vorsitzende sich bei mir beklagte, daß seine Regierung ihm nicht einmal eine Karte für den Schlafwagen gönnte, stellte ich mit Befriedigung fest, daß meine Regierung mir zumindest diesen Luxus gestattete. Diese Form der „austerity“ ist gar nicht

schlimm, sie ist mir jedenfalls lieber, als die Atmosphäre bei der UNRRA, deren Chefs in eigenen Flugzeugen reisten, und deren niederes Personal in Autos durch ganz Europa fuhr . . ."

Wir wissen nicht, ob der Sozial- und Wirtschaftsrat der Vereinten Nationen, der im gleichen Genf tagte, von denselben Sorgen geplagt wird wie die IRO: Cocktailparties, teuerstes Hotel, Schlafwagen usw. Wer jedoch imstande ist, die Schicksalsfrage der vergessenen Menschen im Osten und Südosten seelenruhig auf ein Jahr zu vertagen, dem darf man auch zutrauen, daß ihm das eigene Wohl über alles geht!

So starben Benesch und Masaryk

Eduard Benesch, Expräsident der Tschechoslowakei, ist tot. Ich glaube nicht an das verlogene Wort: De mortuis nil nisi bene. Auch den Toten gegenüber bleibt das oberste Gesetz Wahrheit. Benesch war schon lange moralisch tot in den Augen aller Menschen, die sich einen Sinn für Gerechtigkeit und Menschenwürde bewahrt haben; er war politisch tot, seit er sein eigenes Land und Volk an Stalin verkaufte, der ihm dafür den Dank vom Hause Stalin gab. Er kann von Glück reden, daß sein Leben nicht in einer „Säuberung" endete oder am Galgen am Hradschin.

Wir kennen nicht die Einzelheiten des Todes. Aber wir wissen, daß die Legendenbildner am Werke sind, Beneschs Platz in der Geschichte als den eines „Humanisten", Demokraten, eines weitschauenden Staatsmannes zu sichern. Der Radiosprecher, von dem ich die Todesnachricht hörte, meinte z. B., Benesch hätte zweimal die Kapitulation seines Landes erlebt, einmal vor Hitler, das zweite Mal vor Stalin. Das konnte ein Mann, der die Freiheit liebte so wie Benesch, nicht ertragen. Er starb darum wohl an gebrochenem Herzen. — Es mag sein, daß die heutige Lage der Tschechoslowakei den Tod Beneschs beschleunigte, vielleicht die Gewissensqualen über seine Hauptschuld an der Katastrophe, sofern das Gewissen noch lebendig war. Es bleibt aber historische Tatsache, daß die Zerstörung Österreichs nach dem ersten Weltkriege, die sich Benesch als besonderes Verdienst anrechnete, geradezu zwangsläufig Hitler heraufbeschwor — der übrigens Österreich ebenso haßte wie Benesch —; es bleibt Tatsache, daß die unselige Innen- und Außenpolitik Beneschs zu München führte und daß Benesch selber kapitulierte, ohne auch nur einen Schuß für die Freiheit des Landes zu riskieren; es bleibt Tatsache, daß

Benesch bewußt den Weg nach Moskau ging — sein Freund Ripka, der jetzt wieder in London Hilfe sucht und nicht in Moskau, hat in einer Rede vor dem sog. tschechischslowakischen Staatsrat am 15. Dezember 1943 das „historische Verdienst" Beneschs besonders gefeiert, nicht ohne seinen eigenen aktiven Anteil gebührend hervorzuheben, so wie auch Sramek die „Lebensnotwendigkeit" der Zusammenarbeit mit den Bolschewisten betonte —, daß er schmählich kapitulierte.

O. H. Brandon erwähnt in einem Artikel (Was Masaryk murdered? Sat. Evening Post), daß Benesch Masaryk gegenüber meinte:

„Wenn ich unterzeichne, werden die Leute sagen, ich hätte Drohungen nachgegeben, und werden mich einen zweiten Hacha nennen." Und der Mann, der alle „Kollaboranten" verfolgte, der wohl auch Hacha liquidierte — unterzeichnete, obwohl, wie der tschechische General Ingr im Cath. Herald-London ausführte, die tschechische Armee bereit war, den kommunistischen Putsch niederzuschlagen, genau so wie 1938, als Benesch persönlich unterrichtet war, daß nicht nur die tschechische Armee bereit stand, sondern daß auch eine starke deutsche Militärmacht mit dem Chef des deutschen Generalstabs, General von Halder, den Marsch ins Sudetenland als Signal zum Sturze Hitlers zu benützen gewillt war. „Wenn ich nicht unterzeichne", meinte Benesch weiter, „wird es Blutvergießen geben; meine Freunde werden leiden, weil sie in Konflikt mit der Polizei kommen." Wie wehleidig doch auch Massenmörder sein können! Von den Deutschen, besonders den Sudetendeutschen, erwartete derselbe Held, daß sie sich vor Hitlers Tanks und Kanonen stellen!

Benesch war lange ein Günstling des Glückes; er schuf sich selber und seinem Lande Einfluß weit über die Bedeutung der CSR hinaus. Seine Mitgliedschaft im Grand Orient Paris ist wohl der Schlüssel zur Erklärung des Einflusses und der Elogen der — von derselben Macht be-

herrschten — Weltpresse. Und Benesch hat seinen Einfluß reichlich gebraucht und mehr noch mißbraucht.

Ich habe schon früher dargestellt, daß Benesch bereits 1939 incognito im Weißen Haus war und Roosevelt davon überzeugte, daß man sich auf Stalins Wort unbedingt verlassen könnte. Dieser „Rat" ist die Mitursache der Tragödien von Jalta und Potsdam und steht hinter der Ahnungslosigkeit, mit der man sich nicht schriftlich den Korridor nach Berlin sicherte.

Im Herbst 1943 pilgerte Benesch nach Moskau gegen den Willen Englands, aber mit Zustimmung Roosevelts, und er brachte den tschechisch-russischen Freundschaftsvertrag nach Hause, das Todesurteil der Tschechei. Die Abtrennung Karpathorußlands, der Vertrag von Kaschau, die „Befreiung" durch die Russen und schließlich Beneschs „unconditional surrender" vor Gottwald waren nur logische Schritte auf dem Weg zum Untergang. Jedenfalls wird ein künftiger Historiker feststellen müssen, daß Benesch der Schrittmacher des Kreml in Europa war, daß der Zerstörer Österreichs zum Zerstörer Europas wurde. Darüber werden phrasenhafte Bekenntnisse zur Demokratie, zum Humanismus oder gar der lästerliche Mißbrauch des Namens Christi nicht hinweghelfen. Es kommt nicht auf Formeln an, sondern auf Taten. Der Lebensweg Beneschs ist gezeichnet mit Verrat, mit dem Blut von Millionen Unschuldiger — zuerst der Sudetendeutschen —, mit dem größten Raub der Geschichte. Er steht in einer Reihe mit den Hitler und Himmler, von denen er sich nur durch größere Verlogenheit und Heuchelei unterscheidet. Die Geschichte wird nicht geschrieben von den Ripkas und Slaviks und Papaneks, die heute Benesch als Opfer des Kommunismus hinstellen wollen. Benesch ist — ein Opfer seiner Grundsatzlosigkeit geworden.

Und Jan Masaryk? Nichts charakterisiert diesen Tschechen besser als das in der sozialistischen Zeitung „New Leader" unter dem Titel „The Governement is sitting"

wiedergegebene Telefongespräch des Washingtoner Radiokommentators Martin Agronsky mit Masaryk. Der damalige tschechische Außenminister befand sich gerade in Moskau, um sich Direktiven für die wenige Tage später angesetzte Pariser Wirtschaftskonferenz zu holen. Das Telefongespräch zwischen Washington und Moskau fand am 10. Juli 1947 statt und wurde auf Schallplatten aufgenommen.

Ich übersetze, der getreuen Wiedergabe wegen, wörtlich. Die Namen sind abgekürzt in A. (Agronsky) und M. (Masaryk):

A.: „Ist dort Herr Masaryk? Herr M. hören Sie mich"?

M.: „Ich kann Sie hören".

A.: „Herr M., ich rufe von Washington im Zusammenhang mit der Pariser Wirtschaftskonferenz. Ich möchte gern (Unterbrechung). — Jedermann in Amerika, Herr M., ist interessiert, den Grund der tschechoslowakischen Regierung für die Annahme der Einladung zur Wirtschaftskonferenz in Paris am nächsten Samstag zu erfahren".

M.: „Ja".

A.: „Die American Broadcasting Corporation hat mich daher ersucht, ob ich bereit wäre eine Reihe Fragen an Sie zu stellen, Herr M. Verstehen Sie mich, Herr M., ob ich bereit wäre, eine Reihe Fragen an Sie zu stellen. Hören Sie mich, Herr M.? Hallo"!

M.: „Ja".

A.: „Herr M., ich möchte zuerst fragen, ob Ihr Land bereit ist, am Marshall-Plan zur Wirtschaftshilfe für Europa teilzunehmen, wenn die Tschechoslowakei als Beobachter der Pariser Konferenz mit dem Ergebnis zufrieden ist"?

M.: „Nun, ich will nur ein Ding beantworten — das Ganze".

A.: „Was ist das, Sir"?

M.: „Ich werde die ganze letzte Frage beantworten, aber —"

A.: „Ich verstehe Sie, Sir".

M.: „Ich werde alle Ihre Fragen beantworten".

A.: „Ja. Sie werden alle meine Fragen beantworten. Ich sage, können Sie diese Frage beantworten, Herr M.“?

M.: „Well, bleiben Sie am Apparat und hören Sie“.

A.: „Jawohl“.

M.: „Wir haben bedingungsweise angenommen“.

A.: „Sie haben bedingungsweise angenommen“.

M.: „Und wir prüfen jetzt die Fragen“.

A.: „Und Sie prüfen jetzt die Fragen. Wonach“?

M.: „Wir prüfen die Frage“.

A.: „Ja“.

M.: „Die Regierung sitzt in Prag“.

A.: „Was tut die Regierung, Sir“?

M.: „Die Regierung sitzt in Prag“.

A.: „Jawohl, ich versteh Sie nicht, Sir“.

M.: „Die Regierung ist in Session“.

A.: „Die Regierung untersucht“?

M.: „Nein, sie sitzt. Versteh‘n Sie nicht, sie tut das Gleiche wie Sie. Sie sitzen auf ihrem Hintern, nicht wahr“.

A.: „Jawohl“.

M.: „Dicker Junge“.

A.: „Die Prager Regierung sitzt“.

M.: „Die Prager Regierung sitzt und examiniert gerade jetzt die Frage“.

A.: „Gerade jetzt“.

M.: „Und das Ergebnis der Sitzung und das Ergebnis der Überlegung“.

A.: „Ja“.

M.: „Ich konnte mit ihr nicht sprechen, weil die Telefonverbindung zeitweilig unterbrochen war“.

A.: „Oh, zwischen Prag und Moskau“.

M.: „Etliche technische Schwierigkeiten natürlich“.

A.: „Ja, natürlich, die Telefonverbindung zwischen Prag und Moskau war unterbrochen“.

M.: „Wir konnten Prag nicht erreichen“.

A.: „Ja“.

M.: „Die letzten zweieinhalb Stunden“.

A.: „Ich verstehe".

M.: „Die Regierung sitzt und untersucht die ganze Frage".

A.: „Jawohl, Sir".

M.: „Da ich nicht in der Lage bin mehr Fragen zu beantworten, weil ich nicht genau weiß, was sie tut".

A.: „Well, vielleicht könnten Sie folgende Frage beantworten, welche nicht darauf Bezug hat, was die Regierung zu tun oder nicht zu tun entscheidet. Glauben Sie, Herr M., daß die Pariser Konferenz zum Weltfrieden und zur wirtschaftlichen Stabilität Europas beitragen wird"?

M.: „Alles, was ich antworten kann ist: ich hoffe bestimmt, daß das sein wird".

A.: „Sie hoffen bestimmt, daß das sein wird".

M.: „Das ist alles".

A.: „Können Sie folgende Frage beantworten? Glauben Sie, daß die Tschecho-Slowakei, wenn Ihre Regierung mit dem Ergebnis der Pariser Konferenz zufrieden ist, bereit ist, am Marshall-Plan teilzunehmen"?

M.: „Ich kann darauf nicht antworten, weil ich mit Prag nicht in Verbindung bin".

A.: „Ich verstehe, Herr M. Möchten Sie noch eine Frage beantworten? Warum hat Ihre Regierung zuerst die Einladung als Teilnehmer angenommen und dann die Gesinnung geändert und sich als Beobachter erklärt"?

M.: „Wir hatten nicht. Wir wurden Beobachter. Wir hatten angenommen".

A.: „Sie hatten bedingungslos angenommen".

M.: „Wir hatten nicht. Wir sagten, wir hatten angenommen. Falls wir später mehr darüber erfahren könnten".

A.: „Sie haben bedingungsweise angenommen, falls Sie etwas mehr darüber erfahren könnten".

M.: „Während ich mit Ihnen rede, untersucht meine Regierung. Darum kann ich im Augenblick nichts anderes sagen".

A.: „Gut, Sir. Darf ich eine letzte Frage stellen"?

M.: „Fahren Sie fort".

A.: „Herr M., hat die tschechoslowakische Regierung von sich selber den Eindruck, daß sie bezüglich ihrer Entscheidung über die Pariser Konferenz eine unabhängige Politik verfolgt"?

M.: „Das heißt ..."

A.: „Was das heißt, Sir"?

M.: „Wir verfolgen bestimmt eine unabhängige" (Unterbrechung).

A.: „Sie verfolgen bestimmt eine unabhängige Politik"?

M.: „Da ich mit meiner Regierung nicht in Verbindung bin".

A.: „Ja"?

M.: „Ich bin nicht in der Lage, weiter zu gehen. Und Sie können dem Präsidenten Ihrer Company sagen, daß er eine Menge seines Geldes verschwendet".

A.: „Oh, ich verstehe".

M.: „Well, godd bye".

A.: „Herr M., darf ich später anrufen"?

M.: „Ich gehe aus und weiß nicht, wann ich zurück bin, und ich denke es ist besser ... Ich hoffe morgen oder den folgenden Tag zurückzugehen. Sie erreichen mich besser in Prag: ich möchte hier nicht mehr angerufen werden".

A.: „Well, Herr M., hoffen Sie doch, daß die Pariser Konferenz zum Weltfrieden und zur wirtschaftlichen Stabilisierung Europas beitragen wird"!

M.: „Good bye".

A.: „Ich sage, hoffen und denken Sie, daß die Pariser Konferenz zum Weltfrieden und zur wirtschaftlichen Stabilisierung Europas beitragen wird"?

M.: „Good bye".

A.: „Ich sage, hoffen und denken Sie, daß die Pariser Konferenz zum Weltfrieden und zur wirtschaftlichen Stabilisierung Europas beitragen wird"?

(Hier meldete sich der Telefon-Beamte, und nach langer Diskussion erklärte die Moskauer Stelle, daß Herr Masaryk die Unterredung als beendigt betrachte.)

Soweit das Telefongespräch. Ersparen wir uns ein Kommentar! Jedenfalls hat ABC ihr Geld nicht nutzlos verschwendet. Herr Agronsky hat einen historischen Nachweis erbracht. So also sah Masaryk, der Außenminister einer demokratischen Republik, das Mitglied einer Regierung, die Millionen Deutscher so heroisch bestiehlt, beraubt und ermordet, aus.

So viel Erbärmlichkeit, Feigheit und Niedertracht hat die Welt noch nicht gesehen.

In dem oben genannten Artikel O. H. Brandons, der den Nachweis führt, daß Masaryk nicht Selbstmord beging, sondern gemordet wurde, wird Masaryks Andenken mehr geschändet als gehoben. Der Mann, der zu den Morden Beneschs schwieg, der die Austreibung der Millionen guthieß, der durch sturen Nationalismus das Andenken — oder wenigstens die Legende — seines Vaters herabsetzte, war kein Held. „Er war zu sehr entsetzt über physisches Leid, als daß er Selbstmord (durch Fenstersturz) gewählt hätte, was zuviel Qual hätte bedeuten können . . . Er fürchtete sich vor Injektionsnadeln, selbst vor heißem Wasser. Er trug ständig 50 oder 60 Schlafpulver bei sich . . . Nach einem Autounfall weigerte er sich sogar, wieder ein Auto zu benutzen . . . Die Tatsache, daß man an dem Fensterrahmen, von dem er absprang, Spuren von Menschenkot fand, ist ein Beweis, daß er in Panik war. Ein Mann, der entschlossen ist, Selbstmord zu begehen, verliert nicht die Herrschaft über seinen Schließmuskel . . .“ So starb Masaryk. Und Benesch? Wir wissen es nicht. Er war stundenlang bewußtlos. Sah er in seinen Fieberträumen die Tage eines frohen, glücklicheren Österreich — oder das Unglück, das Ehrgeiz und Rassismus über sein Volk brachten? Sah er die Tage von München, Moskau, die Tage persönlich tiefster Erniedrigung? Umschwebten ihn die

Geister derer, die er zu Tode quälen, martern, schänden ließ, sah er die himmelschreiende Not der Heimatvertriebenen? Fand er in letzter Stunde den Weg zu Gott und seiner Kirche, die er im Leben verleugnet? Wir wissen es nicht. Drüben in der Ewigkeit werden wir es wissen.

Kein Zweifel, die Welt wird viel Phrasen machen über den „großen Staatsmann und Europäer", in den Logen wird man Trauerfeiern halten für Bruder Eduard, im Veitsdom am stolzen Hradschin werden die Glocken klingen über das „befreite Land", für den „Befreier", vielleicht sogar für den Katholiken . . . Laßt uns die Armen-Sünder-Glocken läuten für den Verblendeten, der in der Kaiserburg von Macht und Glück träumte, bis ihm der Tod die Lebenslampe und das Licht aus der Hand schlug!

Hirtenbrief der tschechischen Bischöfe

Am 19. November 1947, am Fest der heiligen Elisabeth, deren Grab den Bolschewiken ausgeliefert wurde, veröffentlichten die tschechischen Bischöfe einen Hirtenbrief. Von befreundeter Seite erhielt ich einen Auszug in deutscher Sprache, der sich mit der von NC verbreiteten englischen Übersetzung deckt.

Die Bischöfe schreiben in der Einleitung u. a.: „Wir sehen uns gezwungen und sind im Gewissen verpflichtet, von den gegenwärtigen Verhältnissen zu sprechen. Zu unseren ernsten Worten zwingt uns die Liebe zur Heimat und zu unserem Volke, das nach so vielen Erfahrungen ein Anrecht auf Ruhe und glückliche Lebensbedingungen hat." Im ersten Teile wird ausgeführt: „Wir sind mit ernster Sorge erfüllt über den sittlichen Niedergang der Nation. Wir denken dabei nicht nur an die Verbreitung der Trunksucht, die die Kräfte des Willens und des Charakters schwächt; wir haben vor allem den Rückgang, ja das Schwinden jedes sittlichen Gefühles und der Tugend vor Augen. Wir denken an den Verfall der gesamten Sittlichkeit."

„Am ärgsten ist jedoch der Niedergang der Gerechtigkeit. Wir denken da an die Tugend jedem zu geben, was ihm gehört, im weitesten Sinne des Wortes. — Es sind himmelschreiende Ungerechtigkeiten begangen worden in bezug auf Besitz und persönliches Recht. Es wurde Mißbrauch getrieben im Namen der ‚völkischen Reinigung'. (Der englische Text sagt: „Schikanen haben wahre Gerechtigkeit verdrängt; grausame Ungerechtigkeit begleitet bisweilen die Aktion der ‚Säuberung' der Nation von üblen Elementen. Das Ergebnis ist, daß ein verkehrter — perverted — Sinn für Gerechtigkeit breite Massen der Bevölkerung erfaßt hat.") — Und ein Widerruf? Unmöglich! Eine Wiedergut-

machung? Ausgeschlossen! So ist die Ehre unseres Volkes vor der ganzen Welt bloßgestellt, und wir können die Folgen dieser Handlungsweise gar nicht ausdenken."

„Es ist eine besonders traurige Tatsache, daß Unaufrichtigkeit, Unehrenhaftigkeit und lügenhafte Darstellung der Tatsachen sich auch in jenen Kreisen, die kulturell tonangebend sind, verbreitet, was zur Folge hat, daß die öffentliche Meinung falschen Einflüssen ausgesetzt ist."

„Wehe der Nation, die auf so gefährliche Wege geführt wird! Wir beschwören alle, die nach dem Willen des Volkes für das Geschehen verantwortlich sind — überlegt, wie die Lage wirklich ist! Ihr habt vor unserem Volk und vor Gott große Verantwortung. Es ist nicht möglich, die Schuld auf andere zu schieben. Es wäre ein schicksalsschwerer Trugschluß, zu denken: Nach uns die Sintflut!"

„Die Welt ist erfüllt von Lieblosigkeit und Neid. Es ist nötig, das Feuer der Liebe in die Herzen der Menschen zu tragen."

Soweit der mir vorliegende Text.

Dieser Hirtenbrief war lange überfällig. Die Welt hat sich über die Verschwörung des Schweigens angesichts der Vorgänge in der Tschecho-Slowakei längst gewundert. Vielleicht ist die von den Bischöfen festgestellte Tatsache, daß die „Ehre des tschechischen Volkes vor der ganzen Welt bloßgestellt ist", das Bemühen, die Sympathien der Westlichen Welt wiederzugewinnen, die durch die Unterwürfigkeit zu Moskau verloren gingen, der eigentliche Anlaß für das Pastoralschreiben. Das Gewissen hätte längst reden müssen.

Es ist beachtenswert, was selbst tschechische Bischöfe zugeben müssen.

Diese Feststellungen sind ja nicht neu. Man brauchte ein Buch, wenn nicht eine Bibliothek, um die Verbrechen darzustellen, die seit Kriegsende nicht von etlichen Gangstern, sondern von einer Mehrheit des tschechischen Volkes begangen worden sind — auch wenn sich bis heute kein

Gerichtshof dafür fand, wenn die UN sie totschweigen und alle Eingaben ignorieren, wenn Ausschüsse für „Menschenrechte“ für die tschechischen Verbrechen gegen die Menschlichkeit, den geplanten und in der Durchführung begriffenen Rassenmord weder Menschenrecht noch Menschlichkeit gelten lassen. So endet also die „Säuberung“ einer Nation!

Es bestand für die Tschechen sehr wenig Anlaß, die Sudetendeutschen auszuweisen: es ist geschichtliche Tatsache, daß unter den Tschechen mehr als unter jedem anderen Volke freiwillige Mitarbeiter Hitlers waren; es ist Tatsache, daß denen, die nicht offen oder geheim Sabotage trieben, kein Haar von den Nazis gekrümmt wurde, daß sie besser behandelt wurden als Deutsche und vom Kriegsdienst freiblieben; es ist Tatsache, daß die Nazis in der Tschechei mehr investierten als sie herausholten; es ist Tatsache, daß die Tschechei weniger unter dem Kriege zu leiden hatte als die meisten anderen Länder Europas; daß nach dem Kriege sofort UNRRA-Hilfe bereit war, ja daß man selbst die Beträge für die ausgewiesenen Deutschen und Ungarn herausschwindelte. Wenn das Land eine „Säuberung“ nötig hatte, dann nur von dem Gesindel, das die Verbrechen beging, die die Bischöfe nun darstellen, nein — andeuten.

Noch eine andere Feststellung ist nötig: Wenn die Bischöfe heute über den sittlichen Bankerott klagen, so nennen sie nur die Wirkungen, nicht aber die Ursachen. Es wäre mehr als ein Wunder nötig, wenn die Masse dem Appell an das Tier auf die Dauer widerstehen sollte. Der Appell an das Tier kam von der Regierung, und wenn es im mir vorliegenden englischen Text heißt: „chicanery has replaced justice under communists“, so fordert die Gerechtigkeit zu betonen, daß dieser Regierung damals und bis heute zwei katholische Priester angehören. Benesch hat in seinen Dekreten die „Goldgräber“ aufgerufen, d. h. Räuber und Diebe auf deutsches Eigentum gehetzt; er hat alles deutsche Eigentum „nationalisiert“, d. h. gestohlen; er hat die Scheingerichte eingeführt, bei denen ein deutscher Name und

deutsche Abstammung rechtlos machen. Es gibt aber keine Doppelmoral, wie wir hundertmal betont haben: für Deutsche und Tschechen; für Privatpersonen und für den Staat; für den Staat und für die Kirche. Wenn es erlaubt war, deutsches Privateigentum zu rauben, warum sollten die Geister, die man rief, jetzt vor tschechischem Eigentum Halt machen; wenn es recht war, das Eigentum der deutschen Kirchengemeinden zu rauben, warum sollte man jetzt nicht auch das der tschechischen Kirchen unter dem Titel „Bodenreform" stehlen dürfen?

Was ich vergebens in dem Hirtenbriefe suchte, ist die Verurteilung des „größten Verbrechens der Geschichte" (Bischof Muench): der Massenaustreibung, d. h. praktisch des Mordes an Millionen Sudetendeutscher und Ungarn und die Verdammung der Sklaverei an den noch verbliebenen Sudetendeutschen.

Die Sklaverei in der Tschechei ist eine unwiderlegbare Tatsache. Wissen die tschechischen Bischöfe nichts von dieser Tatsache? Und wenn sie davon wissen, warum schweigen sie?

Die ungarischen Bischöfe, deren Lage wahrhaftig nicht beneidenswert ist, hatten den Mut, gegen die unterschiedslose Vertreibung der Deutschen aus Ungarn und gegen den Raub ihrer Rechte und ihres Eigentums zu protestieren. In Ungarn waren die Deutschen eine verschwindende Mehrheit, die dort seit etwa 200 Jahren siedelte; in der Tschechei lebten 3½ Millionen Deutsche seit über 800 Jahren. Und es hat kein tschechischer Bischof den Mut gegen dieses unerhörte Verbrechen zu protestieren. Welchen Sinn hatten denn die Proteste gegen die Nazis: Waren es Proteste aus christlicher Überzeugung oder aus Nationalismus? Und wissen die tschechischen Bischöfe nichts von den Morden, die im Zeichen der „humanen und geordneten Austreibung" erfolgten, von den Schändungen, von denen, die am Weg verkamen, von der Lage der Millionen, die sie einmal als „geliebte Diözesanen" anredeten, deren Obsorge ihnen bei der Bischofsweihe in Herz und Gewissen geschrieben wurde?

Und wenn das Pastorale über Priestermangel klagt, weiß man denn nicht, daß — bis auf etwa 100 — alle deutschen Priester, Prälaten, Ordensleute, Schwestern mit derselben Roheit und Brutalität, oft unter Mitwirkung tschechischer „Priester", vertrieben wurden, daß sie wie Bettler in Not und Armut leben, gekleidet in Fetzen, ohne Wäsche, oft selbst ohne Collare, ohne Schuhwerk, ohne Bücher, in unwürdigen Wohnungen — die Priester, die noch de jure zu den Diözesen der Tschechei gehören, auf deren Tischtitel sie ordiniert wurden, denen gegenüber die Bischöfe eine Rechtsverpflichtung, nicht bloß Pflichten der Liebe haben. Und die geistlichen Väter schweigen zu dem Los ihrer geistigen und geistlichen Kinder! Soll ich nach Originalberichten beschreiben, wie diese Opfer des Hasses, mit anderen Priestern und Prälaten, darunter Greisen von über 80 Jahren, von ihren „Mitbrüdern" behandelt wurden? Soll ich schildern, wie die, die noch drüben verblieben, „hausen"? Die tschechischen Bischöfe wissen das; soll mir niemand einreden, sie könnten nicht denen drüben wenigstens das Lebensnotwendige geben.

Wiederholen wir: der tschechische Hirtenbrief findet für diese Menschen kein Wort der Liebe, der Hirtensorge. Dürfen die Bischöfe dies nicht wagen? Die Tschechei ist doch „frei" und Benesch war doch, wie er mir selber sagte — Demokrat, Christ? Fürchtet man sich vor dem Mob, den Goldgräbern, den Chauvinisten?

Und wozu wartet man denn noch auf einen Kulturkampf: Ist es nicht Kulturkampf, wenn Christen beraubt, geschändet, gemordet, ins Elend gestoßen werden? Was ist doch daneben die Schließung der Schulen, die Konfiskation des Eigentums, die Abschaffung etlicher Sonderrechte, meinetwegen sogar die Vertreibung der Kirche aus dem öffentlichen Leben und ihre Zurückführung in die Katakomben. Noch immer ist eine unsterbliche Seele mehr wert als alle Reichtümer der Welt.

Msgr. Hala, das Mitglied der Regierung des Kommunisten Gottwald, hat unlängst in Paris erzählt, die Position der katholischen Kirche in der Tschecho-Slowakei sei außerordentlich stark, stärker als je zuvor. Die Kirche genieße nicht nur höchstes Ansehen, sondern unbestrittene Autorität. Der Hirtenbrief der Bischöfe sagt ungefähr das Gegenteil dieser Propaganda, wenn schon die Tatsache, daß es in keinem Lande Europas verhältnismäßig soviele freiwillige Stimmen für die Kommunisten gab als in der Tschechei, nicht für sich sprechen sollte. Gebe Gott, es wäre anders, und die Tschechei wäre ein Stützpunkt des Christentums in Osteuropa statt eine Festung des Bolschewismus.

Man kann das Christentum nicht mit Chauvinismus retten, auch nicht mit Kompromissen mit dem Antichrist. Und nur darauf beruht derzeit noch die Stärke und das Ansehen der Kirche in der Tschechei — abgesehen von dem stillen Wirken der Gnade in einzelnen Seelen.

Wenn die Kirche wirklich innerlich frei und stark werden soll, dann müssen die Tschechen dem Rassismus und Nazismus mit tschechischem Vorzeichen abschwören, dann müssen sie lernen, statt nationalchauvinistisch übernational, d. h. katholisch zu denken, dann müssen Bischöfe und Priester zuerst die Forderung: „Widerruf", „Wiedergutmachung", Gerechtigkeit, Liebe erfüllen und Sühne leisten für die Verbrechen, die in ihrem Namen, mit ihrer Hilfe oder doch stillschweigender Zustimmung begangen wurden, dann müssen die Götzen Hus, Benesch, Gottwald ersetzt werden durch die Tradition der Hl. Wenzel und Adalbert. Masaryk hat einmal ein wahres Wort gesagt: Nicht Cäsar, sondern Christus.

Um die Zukunft der Tschecho-Slowakei

Ich will nicht auf die Frage eingehen, wer heute die Führung der Sudetendeutschen beanspruchen kann; jedenfalls nicht Emigranten, da ja nur eine verschwindend kleine Gruppe ins Exil gehen konnte, anderseits heute über zwei Millionen Sudetendeutsche ins Deutsche Reich verbannt wurden. Von den führenden Männern des sog. Aktivismus lebt heute der ehemalige Minister Erwin Zajicek in Österreich, Toni Köhler in Bayern, ebenso der Führer der Jung-Aktivisten und der Christlichen Gewerkschaften, Hans Schuetz. Der frühere Justizminister und Rektor der Deutschen Universität Dr. Robert Mayr-Harting, der im Jahre 1926 mit seinem Universitätskollegen Dr. Spina als erster deutscher Minister in die tschechische Regierung eintrat, ist vor wenigen Wochen in Not und Elend in Prag gestorben.

In einer Unterredung mit Benesch am 13. Dezember 1939 in London gab dieser ausweichende Antworten über die Zusammenarbeit der Sudetendeutschen und Tschechen nach dem Kriege (ebenso wie Jan Masaryk bei verschiedenen Anlässen). Er meinte aber: „Wir müssen hier in England alles vorbereiten. Drüben ist der Haß zu groß. Wir können dann beruhigen." Benesch glaubte also damals anscheinend noch an eine weitere Zusammenarbeit. Aber kein deutscher Vertreter fand Aufnahme in die Exilregierung, lediglich der Kommunist Karl Kreibich wurde — nachdem er während der Hitler-Stalin-Freundschaft interniert war — in den Staatsrat berufen. Zur selben Zeit bereitete derselbe Benesch die Austreibung und Beraubung der Sudetendeutschen vor, die er bei seiner ersten Moskau-Pilgerfahrt 1943 zugesichert erhielt, die Roosevelt und Churchill in Jalta anerkannten. Wenn Benesch zu der Überzeugung kam, daß eine Zusammenarbeit zwischen Sudetendeutschen und Tschechen nicht

mehr möglich war, so hat er damit sich dem Urteil Lord Runcimans angeschlossen, aber auch zugegeben, daß „München" die einzig gerechte und mögliche Lösung der Probleme war, die er in 20 Jahren nicht zu lösen verstand, ja kaum zu lösen versuchte. Benesch glaubte wie Hitler und Stalin nur an Gewalt; er war Rassist, Chauvinist, Pan-Slawist und war nie ein Demokrat, wenn er sich auch als solchen und als „großen Europäer" feiern ließ.

Es ist begreiflich, daß die jüngsten Ereignisse in der Tschecho-Slowakei — die Frage aufwerfen: Was nun?

Eines steht fest: Die Sudetendeutschen, die ja in ihrer Mehrheit nie „heim ins Reich" wollten und sich dort weniger als je „daheim" fühlen, haben nur einen Wunsch und ein Verlangen: Zurück in die Heimat, die ihre Vorväter seit beinahe tausend Jahren kolonisierten und zu dem hohen Stande brachten, dessen sich das Sudetenland im alten Österreich erfreute.

Eine andere Frage ist freilich, ob das möglich ist. Jedenfalls nicht, solange die Tschechei unter kommunistischer Herrschaft steht. Und es ist wenig wahrscheinlich, daß diese Herrschaft ohne einen neuen Krieg sich ändern würde. Die Mehrzahl der Tschechen hat mit den Nazis zusammengearbeitet; der Mut zum Widerstand kam erst, als die Befreier vor den Toren standen. Die Tschechen werden noch viel weniger gegen die slawische Diktatur auftreten.

Aber angenommen, es wäre möglich, die kommunistische Diktatur abzuschütteln, sind die psychologischen Möglichkeiten gegeben für eine Zusammenarbeit — so sehr geschichtliche, geographische, wirtschaftliche Notwendigkeiten darauf hinweisen? Zugegeben, daß von den Nazis Verbrechen begangen wurden. Lidice wurde ganz ungeheuerlich aufgebauscht. Die Tschechen haben jedenfalls Lidice tausendfach an den Sudetendeutschen wiederholt. Und es ist, ein gewaltiger Unterschied, festzuhalten: Die Nazis haben keinem Tschechen ein Haar gekrümmt, der nicht offen oder geheim

rebellierte. Die Tschechen haben ausnahmslos an den Sudetendeutschen hussitische Rache verübt. Die Verbrechen der Nazis spielten sich ab in der Abgeschlossenheit der KZ. unter Ausschluß der Öffentlichkeit; die Verbrechen der Tschechen vollzogen sich in breitester Öffentlichkeit unter Teilnahme beinahe des ganzen Volkes. Selbst kirchliche Kreise rechtfertigten den Massenraub und das Verbrechen des Rassenmordes, das man „humane, geordnete" Umsiedlung nennt. Es ist lächerlich, wenn die fliehenden Märchenerzähler von böhmischen Kaminen heute der Welt einreden wollen, daß die bürgerlichen Tschechen gegen den Raub und die Verbrechen an den Sudetendeutschen und Ungarn aufgetreten wären. Es liegen bereits Tausende von eidesstattlichen Erklärungen vor mit genauen Angaben von Namen, Orten, Tatsachen, und es kommt auch dafür ein Nürnberg, auch wenn das Weltgewissen schweigt und die „Stimme Amerikas" stumm bleibt.

Sind die sog. „anständigen" Tschechen bereit, Sühne zu leisten für die Verbrechen ihres Volkes, den Raub herauszugeben, das Unrecht wieder gutzumachen, die Schuldigen nach den Gesetzen von Nürnberg und mit dem Maßstab, den sie an Sudetendeutschen anlegten, zu bestrafen? Nur auf Grundlage sittlicher Grundsätze und allgemein verbindlichen Rechtes kann die Tschechei wiedererstehen, ist eine Zusammenarbeit möglich.

Es ist meine Überzeugung, daß die Mehrzahl der Sudetendeutschen auf dieser Basis zu einer neuen Zusammenarbeit bereit wäre. Ich will dabei verraten, daß ich sofort nach den letzten Prager Ereignissen die Fühlung sowohl mit Sudetendeutschen wie mit Tschechen und Slowaken aufnahm. Es ist mir überraschend zu lesen, daß Wenzel Jaksch eine „restitutio Bohemiae" planen soll, da er mir im April noch schrieb: „Lassen wir die schon zweimal verkrachte künstliche Konstruktion eines tschechisch-slowakischen Staates in ihren Trümmern begraben sein . . ."

Vollständig ablehnend ist die Haltung der Slowaken. Eine ihrer maßgebendsten Stellen antwortete mir: „Wir können an der Wiederherstellung der Tschecho-Slowakei nicht mitarbeiten, weil unser Volk mit den Tschechen in einem Staate nicht leben will. Das Slowakische Komitee hat die Mehrheit des slowakischen Volkes hinter sich, weil es in der Frage der Selbständigkeit nicht gewillt ist, Kompromisse zu machen. Wenn wir den Willen des slowakischen Volkes repräsentieren wollen, müssen wir in diesem Sinne handeln. Wir haben aber großes Interesse für die Zusammenarbeit mit den Sudetendeutschen. Wir halten es für wichtig, eine gemeinsame Erklärung gegen die Wiederherstellung der Tschecho-Slowakei zu veröffentlichen. . . . Wir sind bereit, mitzuarbeiten nicht nur in diesem negativen Sinne, sondern auch im positiven. Wir wollen di Zusammenarbeit aller freien Nationen nicht nur im Donauraume, sondern wenn möglich auch mit weiteren Nationen Zentraleuropas vorbereiten."

Es ist wohl auch interessant, daß das slowakische Komitee an die ins Sudetenland deportierten Slowaken einen Aufruf richtet, in dem es u. a. heißt:

„Die in der Tschecho-Slowakei an Millionen von Menschen begangenen Verbrechen sind der natürliche Ausfluß des verbrecherischen Charakters des dort herrschenden politischen Systems. So wie das Sudetenland mit Gewalt geräumt wurde, so wurde es auch mit Gewalt wieder besiedelt. So wurden beinahe 400 000 Slowaken ins Sudetenland verschickt zu einer Zeit, da in der Slowakei nicht genügend Arbeitskräfte waren, die durch den Krieg entstandenen Trümmerfelder wegzuräumen. — Wie es natürlich ist, daß eine Gewalttat, begangen an einer kleinen Gemeinde wie Lidice mit seinen 300 Einwohnern, bestraft wurde, ebenso natürlich ist es, daß die Vergewaltigung von Tausenden von Städten und Gemeinden mit drei Millionen Einwohnern nicht ohne Vergeltung bleiben kann, umsoweniger, als dieses Verbrechen nicht im Kriege geschah, son-

dern im Frieden, nicht im Namen eines totalitären Systems, sondern im Namen der Demokratie. . . . Es ist im Interesse der Slowaken, daß das Sudetengebiet, welches den Plänen der Tschecho-Kommunisten nach eine Schwächung der slowakischen nationalen und antikommunistischen Front bedeuten sollte, nicht der Ort der slowakischen Katastrophe werde. Es ist im Interesse jedes einzelnen Slowaken, gleichgültig, wie er ins Sudetenland kam, daß er sich nicht mehr in diesem Gebiet befindet, wenn es zur Abrechnung mit den Verbrechern kommt. Es ist uns wohl bekannt, daß das herrschende Sklavensystem in der sogenannten Tschecho-Slowakei, Euch nicht erlaubt, den Aufenthaltsort frei zu bestimmen, die Arbeit frei zu wählen oder über Euer Schicksal zu entscheiden. Trotzdem betrachten wir es als unsere Pflicht, schon heute auf das Risiko aufmerksam zu machen, welches aus Eurem Aufenthalt im Sudetenland entsteht. . . . Es ist in Eurem Interesse, das Sudetenland ehestens zu verlassen. Benützt jeden Vorwand wegzukommen, damit Euch die Abrechnung mit den tschecho-kommunistischen Verbrechern dort nicht findet. Ihr könntet sonst das Opfer eines Irrtums werden, und so, wenn auch ungerecht, zur Verantwortung gezogen werden für die Taten der Verbrecher und Abenteurer."

Von einer tschechischen Gruppe in London, die allzeit der Quisling-Politik Beneschs Moskau gegenüber opponierte, und sich auch von den von ihm legalisierten Verbrechen distanzierte, fehlt bis jetzt eine Stellungnahme. Wenn aus München gemeldet wird, daß dort vertriebene Sudetendeutsche und geflohene Tschechen gemeinsam den sechshundertsten Jahrestag der Prager Universität feierten, so klingt das noch ganz unwahrscheinlich. Die Tschechen müßten wohl auch andere Beweise demokratischer Gesinnung erbringen und ganz offen von Benesch und dem von ihm in den Sattel gehobenen Verbrechersystem abrücken, ehe man sie als „entnazifiziert", „ent-kozifiziert", als Demokraten und Christen betrachten kann. Festreden sind nicht genug.

Wenn heute die Slowaken sich absolut weigern, mit den stammesverwandten Tschechen je wieder in einen gemeinsamen Staat zusammenzugehen, so enthüllt das mehr als alles andere die Lüge von der tschecho-slowakischen Nation, mit der Masaryk und Benesch einmal Amerika hereinlegten, die Unhaltbarkeit der Zustände in Wilsons Lieblingskind nach dem ersten Weltkrieg. Wenn Sudetendeutsche trotz der bewußten Entnationalisierungspolitik seit 1918, trotz der Massenverbrechen seit 1945 noch eher als die Slowaken zur Zusammenarbeit bereit wären, so kann man daraus nur schließen, daß sie reifer, europäischer denken als die Tschechen, aber auch, daß ihre Liebe zur angestammten Heimat größer ist als die der Tschechen.

Hätten die maßgebenden Staatsmänner nur einen Funken der Weisheit Salomons, sie würden das Kind nicht denen ausliefern, die bereit waren, es zu morden — ohne Bild: die Millionen vertrieben, Tausende mordeten, Tausende noch als Sklaven halten, die ein hochstehendes Gebiet in eine Wüste verwandeln — sondern denen, die bereit sind, neues Leben aus und auf den Ruinen und Leichenfeldern und um die Galgenberge zu schaffen.

Der slowakische Aufruf macht es ganz klar, daß es mit Menschen wie Gottwald, J. Slavik, J. Lettrich, F. Hodza keine Zusammenarbeit geben kann. „Es handelt sich um Leute, welche durch ihr Vorgehen die schrecklichsten Verbrechen ausübten, ermöglichten und deckten. Sie begingen Rechtlosigkeiten und verletzten die Grundsätze, die in allen Rechtsstaaten geltend sind. Sie zeigten sich als servile Diener der Sowjets und ihres Imperialismus. Sie sollten zuerst wegen ihrer Untaten vor ein Gericht gestellt werden. Ihre Einschaltung in den Kampf gegen den internationalen Kommunismus würde den Kampf diskreditieren.“ Fügen wir nun den Namen Hubert Ripkas hinzu, der nach London entkam und dort wieder als Demokrat posiert, während er sich bis vor kurzem als Anwalt und Verteidiger des Rassenmordes, der Massenaustreibung, der Sklaverei betätigte.

Es ist leider zu befürchten, daß die Staatsmänner aus den Katastrophen der letzten Jahre, die sie ja mit heraufbeschworen von Jalta bis Potsdam, nichts lernten und dieselbe unverantwortliche Handlung begehen wie 1918 und wiederum den Nationen das Selbstbestimmungsrecht verweigern, um sie auf das Prokrustesbett tschechischer Herrenraßler zu spannen. Der erste Schritt dazu wäre die Anerkennung einer Exilregierung etwa unter Ripka und Slavik. Jeder derartige Schritt wäre nicht bloß undemokratisch, unmenschlich, sondern der Anfang neuer Katastrophen. Der Weg zu einem freien Europa führt über freie Nationen.

UNWIDERLEGBARE TATSACHEN UND ZAHLEN

Ein aus dem Sudetenland vertriebener Priester sendet mir die nachfolgenden Kopien von Briefen an die „Stimme Amerikas." Da ich leider weiß, daß das „Ohr Amerikas" in vielen taub geworden ist, gebe ich die erschütternden Dokumente an jene weiter, die noch Ohren haben, der Wahrheit zu lauschen, eine Stimme und den Mut, die Wahrheit zu verkünden, ein Herz, fremde Not mitzufühlen und fremdem Leid abzuhelfen, eine Seele, die sich den Seelen aller in Christus verbunden fühlt.

Da die Original-Dokumente alle mit Namen gezeichnet sind (in dieser Schrift wurden sie weggelassen, soweit Familienangehörige der Verfasser noch in der CSR und Polen leben), könnten ja unsere Offiziellen die Behauptungen überprüfen und Unrichtigkeiten korrigieren. Die Dokumente sind nur ein ganz kleiner Ausschnitt aus den Verbrechen, die sich in der Tchechoslowakei und während der „humanen und ordentlichen" Aussiedlung vollzogen haben. Eine ausführliche Petition wurde unlängst dem Generalsekretär der UN und den Unterzeichnern der Potsdamer Dokumente überreicht. Ich verweise dabei nachdrücklichst auf das neueste Flugblatt „Our Lend-Lease Pals in East Prussia", das der mutige Dr. A. J. App eben veröffentlicht hat.

Weigert man sich, die Verbrechen zu untersuchen, so wird man daran mitschuldig, und man gibt stillschweigend zu, daß die Verbrechen gegen die Menschheit wirklich begangen wurden. Kann man aber die Verbrechen nicht leugnen, dann fordert die Gerechtigkeit die Anwendung

der Nürnberger Gesetze, dann sende man einen internationalen Gerichtshof nach Prag — dann errichte man Galgen am Wenzelsplatz, damit auch das tschechische Volk begreife, daß Verbrechen gegen die Menschheit nicht ungesühnt bleiben — auch wenn sie im Namen des Panslawismus und Bolschewismus geschehen.

Wir haben das Verbrechen von Lidice über die ganze Welt bekannt gemacht — reden wir nun von dem Lidice an dreieinhalb Millionen Sudetendeutschen — oder wir sind Heuchler und niemand in der Welt wird die UN und ihre Subkommissionen ernst nehmen.

E. J. Reichenberger.

Die Prager „Revolution"

Vorausgeschickt sei, daß uns bei der Wiedergabe der Erlebnisse nach dem Umsturz im Jahre 1945, vor allem der Geschehnisse in der Hauptstadt der CSR, kein leidenschaftlicher Haß leiten soll und darf, sondern die einfache menschliche Forderung, das internationale Recht möge doch einmal auch über die Menschen mit derselben Strenge zu Gericht sitzen, mit der die Verbrechen der nationalsozialistischen Machthaber bis jetzt abgeurteilt wurden und in Zukunft noch abgeurteilt werden sollen. Es kann im Zusammenhang gesagt werden, daß das tschechische Volk, nach dem, was nach dem zweiten Weltkrieg in unserer Heimat geschehen ist, nicht das Recht besitzt, über uns Sudetendeutsche zu Gericht zu sitzen, zumal im Jahre 1938 bei der Besetzung der sudetendeutschen Gebiete fast kein Unrecht geschah, obwohl tausende Sudetendeutscher bereits durch tschechische Konzentrationslager gegangen waren. (Die Verbrechen, die sich der Nationalsozialismus dem tschechischen Volk gegenüber zuschulden kommen ließ, haben mit unserem Streben, die von den Vätern ererbte Scholle dem sudetendeutschen Volksteil zu erhalten, nichts zu tun.) Es war nur eine natürliche Reaktion auf das systematische Unterdrücken des seit Jahrhunderten deutschen Grenzgebietes durch das nationale Tschechentum. Nicht wir waren die ersten, die den nationalen Haß in dieses Gebiet trugen, sondern die Tschechen, die bereits vor dem ersten Weltkrieg ihre Unverträglichkeit an den Tag legten, deren bodenloser Haß den Deutschen gegenüber dann in den Nachkriegsmonaten ihre Orgien gefeiert hat. Der Feststellung dieser Tatsache möge auch mein Bericht gedient haben.

Vor der nachdrängenden Ostfront kam ich mit meiner neunjährigen Tochter Mitte April 1945 nach Prag und nahm

bei meinem Schwager in Prag-Weinberge 6 Zuflucht. Am 5. Mai 1945 begann der wohl kürzeste Krieg der Weltgeschichte, den die Tschechen am 9. Mai 1945 siegreich beendet hatten: die Prager Revolution. Man hörte die ersten Schüsse. Wir dachten, der Krieg wäre beendet, und hofften, der langersehnte Friede würde nun eintreten. War man auch auf Vergeltung gefaßt, so war das, was über uns hereinbrach, so grausam, furchtbar und bestialisch, als daß es mit bloßen Worten wiedergegeben werden könnte. Am gleichen Tage nachmittags gegen 3 Uhr begann die schicksalsschwere Zeit und damit unser Leidensweg. Um diese Zeit erschienen tschechische Soldaten und Partisanen, die angeblich nach Waffen suchten. Dabei ging es ohne Schläge und Fußtritte nicht ab. Im gegenüberliegenden Hause wurde eine Familie, die nicht sofort die Tür öffnete, kurzerhand erschossen. Uns drohte man mit demselben Schicksal, falls wir uns rühren sollten. Diese Haussuchungen wiederholten sich am gleichen Tage und in der Nacht noch fünfmal. Am 6. Mai wurden wir von den tschechischen Hausgenossen in den Keller getrieben, da man uns vorwarf, wir hätten aus den Fenstern geschossen. Wir waren ob der Anschuldigung starr, weil sich in der Wohnung im 5. Stock nur zwei Frauen und ein Kind befanden. In der Kleidung, die wir gerade anhatten, mußten wir in den Keller und durften die Wohnung nicht mehr betreten. Am 7. Mai erschienen im Keller zwei vollkommen betrunkene uniformierte Männer mit — MP bewaffnet und führten uns ab. Unsere Bitte, doch wenigstens für das Kind eine Decke mitnehmen zu dürfen, beantworteten sie mit Schlägen und Fußtritten. 12 Deutsche hatte man aus diesem Haus zusammengetrieben, meistens alte Leute, Kranke und Kinder. Vor jedem Haus wurde Halt gemacht und weitere Leidensgenossen aus den Kellern geholt. Man sah diese Menschen mit angstverzerrten Gesichtern, bleich, das Grauen war ihnen in den Gesichtern geschrieben.

Ohne jedwedes Gepäck traten sie heraus, das wenige, was sie noch in den Händen hielten, wurde ihnen noch aus der Hand gerissen und auf die Straße geworfen. Die tschechische Bevölkerung sah zu, und trunken vor Haß rief sie: „Erschlagt die deutschen Bestien, erschießt sie." Unser Glück war, daß in dieser Zeit noch Bomben fielen, die Tschechen sich noch nicht so recht aus den Häusern trauten, sonst hätten sie uns alle liquidiert, so blutdürstig waren sie. Plötzlich wurde Halt gemacht. Die Deutschen wurden an die Wand gestellt. Ein Maschinengewehr wurde in Stellung gebracht. Als das Maschinengewehr auf uns gerichtet war, nahm ich mein Kind bei der Hand und betete zu Gott, es möge rasch geschehen. Als sie sahen, daß wir alle vor Schreck starr waren, trieben sie uns mit der Bemerkung weiter, wir würden später drankommen.

Mit diesem Trost ging es nun weiter. Auf dem Wege wurden wir mit Pflastersteinen beworfen. Es ging dabei nicht ohne Verletzungen ab. Endlich kamen wir zu einer Schule. Hier wurden 20 Deutsche abgezählt, und ein Soldat bekam 20 Patronen in die Hand. Wir 20 wurden in die Schule geführt, in dem Glauben, es wäre unser letzter Weg. Es wurde uns der Schmuck und sonstige Wertgegenstände abgenommen, und wir wurden in ein Klassenzimmer geführt. Man sagte uns, wir wären aus Sicherheitsgründen für einige Tage hier festgehalten, und wir glaubten dran. Die erste Nacht verbrachten wir sitzend in den Schulbänken. Auch am nächsten Tag ereignete sich nicht viel, außer daß des öfteren schwerbewaffnete Männer ins Zimmer traten, die Pistolen auf uns richteten, mit den Hähnen knackten und uns so zermürbten. Wir waren fast lauter Frauen und Kinder. Diese Nächte verbrachten wir teils auf den Bänken oder am blanken Fußboden liegend ohne Decken. Wir ahnten noch nicht, daß dies alles hier in diesem Klassenzimmer noch ein Vierteljahr dauern würde.

Es kam der 9. Mai 1945, der Tag des triumphalen tschechischen Sieges! Es war dies der Barrikadentag! An

diesem Tag wurden alle Deutschen zum Freiwild erklärt. Es war der furchtbarste und grauenvollste Tag meiner zehnmonatigen sogenannten Internierung, die furchtbaren Hungertage, die dann noch folgten, ausgenommen. Am Vormittag erschien die Wache und erklärte uns, die Kämpfe wären beendet, die Deutschen sollten sich freiwillig zum Abräumen der Barrikaden melden. Um den guten Willen zu zeigen, meldeten sich fast alle, obwohl die Menschen alle schwach waren, da sie durch volle drei Tage nur schwarzen Kaffee bekamen. Am Nachmittag um 2 Uhr ging die erste Gruppe ab, um 1/23 die nächste, bei der sich auch meine Mutter befand. Ich selbst blieb zurück, da ich einen Herzanfall hatte. Um 3 Uhr kam die Wache wieder zu uns und sagte, wir sollten nicht erschrecken, aber auf den Barrikaden spielten sich grauenvolle Szenen ab. Selbst diesem abgebrühten Rohling im Dienste russischer Machthaber schienen diese Szenen nahezugehen. Sein Name war Hais. Angeblich konnte die Wache die tschechischen Massen auf den Barrikaden nicht halten. Dies entspricht jedoch nicht den Tatsachen, denn als die deutschen Männer und Frauen dort ankamen, sahen sie zu beiden Seiten der Straßen vorbereitete Maßnahmen. Eimer mit heißem Teer und Tschechen, die mit Scheren und Messern ausgerüstet dastanden. Ganz verstört erzählte dieser rote Gestapoagent, daß viele Deutsche auf den Barrikaden erschlagen wurden, anderen hätte man mit Rasiermessern Hakenkreuze am Rücken und an anderen Körperteilen ausgeschnitten. Dies bezeugte später auch ein deutscher Arzt. Es ist mir nicht möglich, all die Gedanken wiederzugeben, da ich meine Mutter unter den armen Opfern wußte. Ich erlitt einen vollkommenen Nervenzusammenbruch. Später kamen noch Männer von der Straße und trieben mit vorgehaltenen Pistolen noch die in der Schule verbliebenen alten und kranken Leute hinaus. Auch die Kinder wollte man mit auf die Barrikaden treiben, doch wurde davon Abstand genommen mit dem Bemerken, man würde später auch diese erschlagen. Um 1/25 öffnete sich die

Tür, und Frauen, die sich kaum aus den Beinen halten konnten, stolperten herein. Sie waren nicht wiederzuerkennen. Sie kamen mit erhobenen Händen, geschorenen Köpfen und blutunterlaufenen Striemen. Der Gesichtsausdruck dieser Menschen läßt sich nicht beschreiben. Und diese Gruppe hatte noch Glück, denn vorbeifahrende russische Offiziere geboten an der Abräumungsstelle dem schändlichen, grauenvollen Treiben ein vorzeitiges Ende.

Nach endlosem Warten kam gegen 9 Uhr abends meine Mutter zurück. Sie kam mit der zweiten Gruppe. Sie hatte die Szenen auf der Französischen Straße mitgemacht und Fürchterliches erlebt. Mit gebrochenem Arm kam sie an. Ein junger, uniformierter Bengel schlug ihr mit einem Gewehrkolben so lange auf die Hand, bis diese schlaff herunterhing, weil sie seinem Befehl, mit den blanken Händen in einem Haufen von Glasscherben zu wühlen, nicht schnell genug nachgekommen wäre. Dann wurden ihr von einem 14jährigen Lausejungen die Kopfhaare geschnitten, wofür sie ihm als Dank die Hand küssen mußte. Trotz der gebrochenen Hand mußte sie dann noch Steine tragen, und weil sie diesen humanen Befehl wegen der gebrochenen Hand nicht ausführen konnte, wurde sie mit Stöcken und Gewehrkolben so lange geschlagen, bis sie liegen blieb. Es war nicht nur die Unterschicht des tschechischen Volkes, die sich dabei beteiligte, auch viel Intelligenz war fest am Werke dabei. Meine 56jährige Mutter hatte keine heile Stelle am Leibe und hatte auch schwere innere Verletzungen. Ohne ärztliche Hilfe, es war ja nur eine Deutsche, am Fußboden liegend, erhielt sie die erste ärztliche Hilfe erst nach einem Monat. Eine zweite junge Frau mußte auf einer Tragbahre hereingetragen werden, da sie so furchtbar geschlagen worden war. Mein Schwager, ein starker und gesunder Mann, brach in der Tür blutüberströmt zusammen. Ein Prager Magister lag die ganze Nacht bewußtlos am Boden. Unter anderem wurden ihm die Fußsohlen ausgepeitscht, während er mit dem Kopfe und dem Oberkörper

in einem Aschenbehälter steckte. Eine Bekannte von uns wurde vor den Augen ihrer Tochter erschossen. Lassen die furchtbaren Martern nicht in einen Abgrund bestialischer Instinkte und menschlicher Verworfenheit blicken, wenn bei diesen ganz „harmlosen Vergeltungsmaßnahmen" an Deutschen diese armen Opfer nach Entfernung ihrer Kleidung mit heißem Teer angestrichen wurden, andere mit Benzin überschüttet, angezündet und als brennende Fackeln Neros dem tschechischen Volk, das das Blut der Deutschen in Strömen fließen machen wollte, in seinem Bluthunger die ersehnte Nahrung brachten? Das Gewissen der Welt möge über dieses Volk urteilen, das sich in Selbstgerechtigkeit pharisäisch zum Richter über unseren sudetendeutschen Volksteil aufspielen möchte, über jenen Volksteil, von dem ihm am wenigsten Unrecht getan wurde.

Den besser angezogenen Frauen, wenn man noch etwas sagen darf, wurden die Kleider abgenommen. Den Männern schnitt man die Hosenträger ab und trieb sie zur Arbeit an, der sie nicht gut nachkommen konnten, da die fallenden Hosen ein Hindernis waren, was wiederum Anlaß zu grausamen Schlägen gab. Viele kamen überhaupt nicht mehr zurück. Kinder wurden elternlos und ihrem Schicksal überlassen. Es sei in diesem Zusammenhang bemerkt, daß der Stadtteil Weinberg zu den vornehmen Vierteln Prags gehört. Was mag sich erst anderswo zugetragen haben, z. B. in Zizkov und anderen Arbeitervierteln, wo gelehrige Schüler Moskaus in diesen Monaten ihre Maske fallen ließen und ihre verbrecherische Gesinnung, man weiß nicht, ob man diese braun oder rot nennen soll, — im Grunde genommen sind sie sich doch gleich — zeigten. Wie man später erfuhr, soll sich dort Grauenhaftes zugetragen haben. Wie mir ein tschechischer Wachsoldat erzählte und was auch die Krankenschwester Hilde O . . . aus Köln unter Eid aussagte, wurden vor ihren Augen Menschen lebendig am Wenzelsplatz verbrannt. Ob der hl. Wenzel, der Schutzpatron dieses Volkes, auf sein Volk in diesen Tagen mit

Stolz herabsah? Es ist nicht möglich, alle Erlebnisse meiner Mitgefangenen bis ins einzelne wiederzugeben. In dieser Nacht fand niemand einen Schlaf. Die Menschen konnten infolge der Schläge und Verletzungen auf dem harten Boden nicht liegen. Auch lastete auf jedem die Angst vor dem nächsten Tag und einer Neuauflage der grausamen Behandlung. Mehrere nahmen sich in dieser Nacht das Leben. So wie wir in der Schule, waren andere in Kinosälen untergebracht. Ihre Nächte mußten sie sitzend verbringen und während des Tages schwerste Arbeit verrichten. Am nächsten Tag wurden die Männer trotz der schwersten Verletzungen wieder zur Arbeit geführt.

Am 10. Mai 1945 in der Nacht um 1 Uhr führte die tschechische Wache Soldaten zu uns ins Zimmer. Sie holten die Frauen mit der Bemerkung, man brauche sie zum Kartoffelschälen. In Gegenwart der Wachen, die zusahen, wurden die Frauen vergewaltigt. Die seelischen Eindrücke, Schrecken und Grauen lassen sich schwer wiedergeben. Am 17. Mai 1945 kamen wir mit ungefähr 500 anderen in eine andere Schule, angeblich um entlassen zu werden. In dieser Schule blieben wir drei Monate. Wir waren in einem Klassenzimmer 50 Personen, davon 12 Kinder. Wieder blanker Fußboden und keine Decken. Wir sahen in tschechischen Zeitungen deutsche Konzentrationslager abgebildet. Man sah dort Betten, Strohsäcke und Decken. Wir konnten nur mit dem Kopf schütteln und feststellen, daß die Tschechen nur gelehrige Schüler Berlins und Moskaus wären. Unsere Verpflegung bestand aus 100 g Brot pro Tag, morgens schwarzer Kaffee, mittags eine leere Wassersuppe und abends wieder schwarzer Kaffee. Während meiner ganzen Internierungszeit bekamen ich und mein Kind und alle anderen nicht mehr, als ich angeführt habe. Auch die Kinder bekamen nicht mehr und weinten dauernd vor Hunger. Auch hier hörten die Schikanen nicht auf. Die Männer wurden nachts von den Wachen zur Belustigung herausgeführt und blutig geschlagen und mußten das eigene Blut

auflecken und sauber machen, dann wurden wieder andere geholt. Wir lagen mit den Kindern auf der Erde und zitterten einer um den anderen, was wohl der nächste Tag bringen würde. Am Pfingstmontag wurden die Männer zur Arbeit herangeholt und kamen blutig geschlagen, mit Seitengewehrstichen verletzt zurück. Zwei davon starben noch am gleichen Tage. Auch die Frauen wurden nicht geschont. Sie kamen von der Arbeit schwer geschlagen und mit inneren Verletzungen zurück. Ein größerer Teil der Mitgefangenen kam zu auswärtigen Arbeiten fort. Auch eine Schweizer Staatsbürgerin erfuhr die gleiche Behandlung. Sie starb später an einem Hungerödem. Ich selbst wurde zur Arbeit nicht herangezogen, da ich absolut arbeitsunfähig war. Ungeziefer nistete sich bei uns ein; wir hatten ja nichts zum Anziehen, beziehungsweise zum Wechseln. Die ersten Flecktyphusfälle traten in Erscheinung. In dieser Zeit starben die meisten Leute, die mit irgend einem Leiden behaftet waren. Dazu zählte auch mein zweiter Schwager. Die Leichen durften am Friedhof nicht begraben werden. Als letzte Ruhestätte dienten ihnen Massengräber und Sandgruben.

Am 23. Juli mußten wir um 9 Uhr abends antreten. Bis 11 Uhr standen wir unter Bewachung auf der Straße. Niemand von uns wußte, wohin es gehen sollte. Um 11.30 Uhr setzte sich der Gespensterzug in Bewegung. Vom Greis bis zum Säugling, alles war hier vertreten, auch Kranke, die sich kaum schleppen konnten, darunter auch eine Frau mit acht Kindern. Eines dieser Kinder, drei Jahre alt, konnte nicht gehen, weil es von einer tschechischen Frau durch Fußtritte verletzt war. Wir erfuhren, daß es auf das Strahover Stadion gehen sollte. Der Weg dahin dauerte 4½ Stunden. Infolge Entkräftung und der während der Internierung erlittenen Mißhandlungen fielen viele unterwegs um. Zur Aufmunterung schoß das Wachpersonal dauernd in die Luft und über unsere Köpfe. Auf der Karelsbrücke sprang ein Mann aus Verzweiflung in die Moldau. Gegen

vier Uhr kamen wir auf dem Stadion an. Der Anblick, der sich uns da bot, wird jedem, der dies erlebte, unvergeßlich bleiben. Die Tribünen waren mit Scheinwerfern erhellt, und alles war voller Menschen, denen das Grauen erlebter Schreckenstage im Gesicht geschrieben war. Wir mußten uns auf den Rasen legen. Am nächsten Tag bekamen wir weder zu essen noch zu trinken, trotz der heißen Sonnenstrahlen, denen wir den ganzen Tag unbarmherzig ausgesetzt waren. Als Kranke bekamen ich und mein Kind auf der Tribüne eine Betonstiege zugewiesen. Zu dieser Zeit waren ungefähr 8000 Menschen auf dem Stadion versammelt. Es gab für alle nur eine einzige Wasserleitung und eine Latrine für Männer und Frauen zusammen, die nicht verdeckt war. Es bereitete dem tschechischen Wachpersonal viel Spaß, bei den Latrinen zuzusehen. Einige, die wir dort schon antrafen, erzählten, daß sie schon ab Mai dort kampierten, anfangs sollten es 18 000 Menschen gewesen sein, die hier unter unvorstellbaren Bedingungen gelebt haben. Während der Regenzeit starben viele an Lungenentzündung. Es sollen täglich bis 40 Menschen gestorben sein. In der Zeit, wo wir dort waren, starben täglich 15 bis 20 Menschen.

Die Leichen wurden vollkommen entkleidet, in ein Lastauto geworfen und abgeführt. Ein Schrecken für alle Infektionskranke war die Salmgasse. Läuse, Hunger und Tod. Auch meine Mutter wurde dorthin mit Typhus eingeliefert. Sie erzählte, daß dort im Januar 1946, wo es sich schon etwas gebessert hatte, noch immer viele gestorben wären. Ein Arzt erzählte, daß dort in der Zeit, bevor die Schweizer Rote Kreuz-Kommission eingetroffen sei, täglich 40 Personen gestorben wären. Die Verpflegung im Stadion änderte sich in nichts. In der Nacht traute sich niemand auf die Latrine, da man von der Wache verprügelt wurde. Die täglichen Beigaben humaner Behandlung, wie Schläge hörten nicht auf. Für uns alle ergreifend und unvergeßlich an diesem Ort des unvorstellbaren Grauens war ein Got-

auflecken und sauber machen, dann wurden wieder andere geholt. Wir lagen mit den Kindern auf der Erde und zitterten einer um den anderen, was wohl der nächste Tag bringen würde. Am Pfingstmontag wurden die Männer zur Arbeit herangeholt und kamen blutig geschlagen, mit Seitengewehrstichen verletzt zurück. Zwei davon starben noch am gleichen Tage. Auch die Frauen wurden nicht geschont. Sie kamen von der Arbeit schwer geschlagen und mit inneren Verletzungen zurück. Ein größerer Teil der Mitgefangenen kam zu auswärtigen Arbeiten fort. Auch eine Schweizer Staatsbürgerin erfuhr die gleiche Behandlung. Sie starb später an einem Hungerödem. Ich selbst wurde zur Arbeit nicht herangezogen, da ich absolut arbeitsunfähig war. Ungeziefer nistete sich bei uns ein; wir hatten ja nichts zum Anziehen, beziehungsweise zum Wechseln. Die ersten Flecktyphusfälle traten in Erscheinung. In dieser Zeit starben die meisten Leute, die mit irgend einem Leiden behaftet waren. Dazu zählte auch mein zweiter Schwager. Die Leichen durften am Friedhof nicht begraben werden. Als letzte Ruhestätte dienten ihnen Massengräber und Sandgruben.

Am 23. Juli mußten wir um 9 Uhr abends antreten. Bis 11 Uhr standen wir unter Bewachung auf der Straße. Niemand von uns wußte, wohin es gehen sollte. Um 11.30 Uhr setzte sich der Gespensterzug in Bewegung. Vom Greis bis zum Säugling, alles war hier vertreten, auch Kranke, die sich kaum schleppen konnten, darunter auch eine Frau mit acht Kindern. Eines dieser Kinder, drei Jahre alt, konnte nicht gehen, weil es von einer tschechischen Frau durch Fußtritte verletzt war. Wir erfuhren, daß es auf das Strahover Stadion gehen sollte. Der Weg dahin dauerte 4½ Stunden. Infolge Entkräftung und der während der Internierung erlittenen Mißhandlungen fielen viele unterwegs um. Zur Aufmunterung schoß das Wachpersonal dauernd in die Luft und über unsere Köpfe. Auf der Karelsbrücke sprang ein Mann aus Verzweiflung in die Moldau. Gegen

vier Uhr kamen wir auf dem Stadion an. Der Anblick, der sich uns da bot, wird jedem, der dies erlebte, unvergeßlich bleiben. Die Tribünen waren mit Scheinwerfern erhellt, und alles war voller Menschen, denen das Grauen erlebter Schreckenstage im Gesicht geschrieben war. Wir mußten uns auf den Rasen legen. Am nächsten Tag bekamen wir weder zu essen noch zu trinken, trotz der heißen Sonnenstrahlen, denen wir den ganzen Tag unbarmherzig ausgesetzt waren. Als Kranke bekamen ich und mein Kind auf der Tribüne eine Betonstiege zugewiesen. Zu dieser Zeit waren ungefähr 8000 Menschen auf dem Stadion versammelt. Es gab für alle nur eine einzige Wasserleitung und eine Latrine für Männer und Frauen zusammen, die nicht verdeckt war. Es bereitete dem tschechischen Wachpersonal viel Spaß, bei den Latrinen zuzusehen. Einige, die wir dort schon antrafen, erzählten, daß sie schon ab Mai dort kampierten, anfangs sollten es 18 000 Menschen gewesen sein, die hier unter unvorstellbaren Bedingungen gelebt haben. Während der Regenzeit starben viele an Lungenentzündung. Es sollen täglich bis 40 Menschen gestorben sein. In der Zeit, wo wir dort waren, starben täglich 15 bis 20 Menschen.

Die Leichen wurden vollkommen entkleidet, in ein Lastauto geworfen und abgeführt. Ein Schrecken für alle Infektionskranke war die Salmgasse. Läuse, Hunger und Tod. Auch meine Mutter wurde dorthin mit Typhus eingeliefert. Sie erzählte, daß dort im Januar 1946, wo es sich schon etwas gebessert hatte, noch immer viele gestorben wären. Ein Arzt erzählte, daß dort in der Zeit, bevor die Schweizer Rote Kreuz-Kommission eingetroffen sei, täglich 40 Personen gestorben wären. Die Verpflegung im Stadion änderte sich in nichts. In der Nacht traute sich niemand auf die Latrine, da man von der Wache verprügelt wurde. Die täglichen Beigaben humaner Behandlung, wie Schläge hörten nicht auf. Für uns alle ergreifend und unvergeßlich an diesem Ort des unvorstellbaren Grauens war ein Got-

tesdienst, der erste seit vielen Monaten, in der Ambulanz unter den Schwerkranken. Am 10. August 1945 erschien eine Kommission. Der Erfolg war, daß das Stadion noch am selben Tage geräumt werden mußte. Wir dankten Gott, daß wir hier wegkamen. Das große Elend, das Ungeziefer, der Hunger, das Sterben, das Leben unter freiem Himmel, auf Beton ohne Decken, die Nächte hindurch frierend, all das war auch für den gesundesten Menschen zu viel. Ich sah Kinder, die wegen Unterernährung weder stehen noch sitzen konnten. Die großen Köpfe und die bis zum Skelett abgemergelten Leiber wirkten erschütternd. Und dann der anklagende Blick dieser Kinder, man konnte dies nicht mehr ansehen und helfen konnte man nicht. Besonders hart traf es die elternlosen Kinder. Auch die Kinder bekamen hier dieselben Rationen, also 100 g Brot und mittags die Suppe. Eine Philologin bekam aus Amerika von ihrem Bruder die Nachricht, er wisse sie gut aufgehoben, da laut Zeitungsnachrichten die Internierungslager für Deutsche so gut eingerichtet wären. So ließ sich auch das Ausland über die furchtbare Wirklichkeit hinwegtäuschen. Auch die Verpflegung sollte nach diesen Nachrichten im Ausland hinreichend sein. Dies führe ich nur deshalb an, um auf die unwahre Informierung des Auslandes hinzuweisen. Hunger kann man nicht schildern, das muß man schon selbst erleben. Was hier an seelischen Leiden gelitten wurde, läßt sich in wenigen Zeilen nicht schildern. Da sich herausstellte, daß weder mein Mann noch ich der Partei noch einer ihrer Gliederungen angehörte, hoffte ich, entlassen zu werden. Doch auch diese Hoffnung erwies sich als trügerisch. Am 10. August, 9 Uhr abends, kamen wir plötzlich vom Stadion fort, die Kranken kamen ins Gefängnis nach Ruzyn, die Gesunden nach der Festung Theresienstadt.

Nachdem wir mittels Lastwagen dorthin geschafft worden waren, wurden wir in die Zellen gesperrt. Am nächsten Tage nahm man uns noch das Letzte, was wir besaßen, Sparkassenbücher, Schmuck, Bargeld usw. 62 Frauen

und zwei Kinder kamen am nächsten Tage in den Keller. Er bestand aus drei Räumen, die Fenster waren vermauert, nur bis auf ganz kleine Luft- und Lichtlöcher, doch bekamen wir endlich Strohsäcke. Auch wenn wir zu zweit liegen mußten, so waren wir darob sehr froh. Unsere Mitbewohner, wie Mäuse und das viele Ungeziefer, machten uns nicht mehr viel aus. Doch begann hier der Hunger unerträglich zu werden. Die Rationen wurden keineswegs erhöht. Nachdem eine Kommission, die wir aber nicht zu Gesicht bekamen, unser Hausen besichtigt haben sollte, wurden wir in die oberen Zellen des Gefängnisses verlegt. Von den 64 Personen kamen nur 31 hinauf; die anderen starben oder sind elend zugrunde gegangen. Im Keller wurde das Essen auf den Strohsäcken sitzend von uns eingenommen. Ein widerlicher Anblick war es, wenn die Leichen, die einen penetranten Geruch verbreiteten, nebenan aus den Duschräumen herausgetragen wurden. All dies mußten die Kinder sich mit ansehen. An einem Tag kam der Befehl zum Baden. Die alten, kranken Frauen wurden auf Tragbahren in die Duschräume getragen und nachher naß und frierend liegen gelassen, da sie sich selber nicht helfen konnten. Unheimlich war das Weinen und Schreien anzuhören.

Im September 1945, also nach fast fünf Monaten, bekamen die Kinder bis zu sechs Jahren Zusatzverpflegung, und zwar täglich eine Tasse Milch und etwas Butter im Essen. Bis dahin mußten Säuglinge mit schwarzem Kaffee genährt werden; deshalb die große Sterblichkeit unter den Kindern. Auch für uns Erwachsene sollte die Verpflegung aufgebessert werden. Zur Suppe, die von nun an fast ungenießbar wurde und aus blankem Wasser bestand, bekamen wir acht Eßlöffel Sauce und etwas zerdrückte Kartoffel. Täglich durften wir eine Stunde im Gefängnishof spazieren gehen; hierbei bot sich die Gelegenheit, aus den Abfallkästen Kartoffelschalen und Brotkrusten zu sammeln, die uns in unserem Hungerdasein sehr willkommen

waren. In Ruzyn waren auch einige Geburten zu verzeichnen. Diese erfolgten in der Ambulanz, zu der die Gefängniswärter Zutritt hatten und zusehen konnten. Auch diese Frauen bekamen keine Aufbesserung in der Kost. Eines Tages erschien eine Schweizer Kommission des Roten Kreuzes. Sie besichtigte die Zellen in Begleitung der von uns so gefürchteten Wärter. Die Kommission bekam von uns nicht die nötigen Auskünfte, da jeder von uns durch Aussagen sich die Lage nicht verschlechtern wollte. Eine Kostprobe der Suppe, die wir gerade zu uns nahmen, wurde in das in der Zelle befindliche Klosett geschüttet. Professor Aschenbrenner von der Prager Universitätsklinik, der mit uns interniert war, wollte der Kommission einen Bericht geben. Er kam aber nicht dazu, da er vorsorglich für diesen Nachmittag auf Nummer „ganz sicher" saß. Doch waren wir der Kommission schon sehr dankbar, denn der Erfolg blieb nicht aus. Wenn es auch nur kleine Mengen waren, so war dies für uns schon viel; so bekamen die Kinder zu Weihnachten Trockenmilch und wir Erwachsenen Käse. Das Verbot des Arztes nicht achtend, meldete ich mich zur Arbeit, da ich mir bei dieser Gelegenheit ein Stückchen Brot zu erbetteln hoffte. Nach acht Tagen bekam ich eine Lungen- und Rippenfellentzündung. Ich kam in die Abteilung der Schwerkranken. Die internierten deutschen Ärzte taten für uns, was für sie im Bereich der Möglichkeit war. Es fehlte aber in den meisten Fällen an der nötigen Widerstandskraft, die meisten bekamen Wassersucht. In der Zelle, in der ich lag, starben alle alten Menschen an Hungerödem. Die Zelle war mit cirka 20 Leuten belegt. Starben die Menschen, dann wurden ihre Leichen erst am nächsten Morgen entfernt. Wir mußten mit den Leichen oft von 10 Uhr abends bis in der Früh zusammenliegen. Auch wurden Krüppel und Taubstumme aus den Heimen herausgeholt und hier interniert. Die Leichen aus dem Gefängnis in Ruzyn wurden in der Sandgrube in Massengräbern begraben. In dieser Zeit wurden unsere Verstor-

benen schon von unseren Internierten zu Grabe getragen. Dies wirkte schon auf uns beruhigend; denn wir hatten vorher gesehen, wie von den Tschechen die Leichen an einem Bein ziehend die Treppe hinuntergezerrt und mit den übelsten Schimpfworten begleitet wurden.

Da mein Bruder slowakischer Nationalität war und meine Angaben überprüft und für richtig befunden wurden, gelang es diesem, mich und mein Kind von diesem Ort des Grauens herauszuholen. Dies geschah am 28. Februar 1946, und zwar mittels einer Trage, da ich nicht imstande war, auch einen einzigen Schritt zu tun. Mein Kind wurde schon im November von meinem Bruder herausgeholt. Ruzyn hat viele Opfer gekostet. Ab August bis zu meinem Abgang waren laut tschechischer Statistik 108 Personen gestorben, außer den Infektionsfällen, die tödlich verliefen. Laut Angabe der Krankenschwester soll die Zahl der vorher Gestorbenen die Zahl 300 weit überschritten haben.

Dies ist, es sei hier ausdrücklich vermerkt, ein kleiner Bericht aus einem einzigen Internierungslager Prags; was sich in den anderen zugetragen hatte, entzieht sich meiner Kenntnis.

Und nun urteile die Welt selber über die Verbrechen des tschechischen Volkes. Wir hoffen und glauben, daß einst die internationalen Gerichte mit derselben Strenge, mit der die Verbrechen brauner Machthaber verurteilt werden, auch die der roten einer gerechten Sühne zugeführt werden.

(gez.) Martha Halke.

Sklavenmarkt Theresienstadt

Nachstehender Bericht ging mir zu als eidesstattliche Erklärung. Ich kenne die Verfasserin persönlich als gewissenhafte, tiefreligiöse Frau, deren antinazistische Einstellung außer Zweifel steht. Zudem sind die Berichte von anderer Seite vielfach bestätigt.

E. J. R.

Juni 1946.

Ein Jahr ist nun vorüber, seitdem wir diesen wilden Tieren entkommen sind. Wenn es auch unmöglich ist, alle diese Grausamkeiten und niederträchtigen Verbrechen so zu Papier zu bringen, wie man sie erlebte, so will ich es doch nicht unterlassen, einige festzuhalten. Ich schicke meinen Zeilen voraus, daß ich jederzeit mit meinem Gewissen vor Gott bezeugen kann, daß ich nie in meinem ganzen Leben auch nicht eine einzige Stunde Nazi war. Ich hatte schon zu viel Erfahrungen, was da gespielt wird, und außerdem mußte jemand, der mir sehr nahe steht, vor den Nazis flüchten, sonst wäre er heute bestimmt nicht mehr am Leben. Ich hatte also nur Angst, aber nie Begeisterung für die Sache. Aber danach hat kein Mensch gefragt, als man uns am 5. Mai 1945 ins Gefängnis schaffte.

Der 5. Mai 1945 war also der Tag, der uns zum Verhängnis werden sollte. Es war gerade Samstag, die Leute auf der Straße waren alle so aufgeregt und nervös, und jeder hatte das Gefühl, es wird etwas Furchtbares geschehen. Nun ging die Horde los, auf alles was deutsch war. Hätte man wilde Tiere losgelassen, es hätte nicht schlimmer sein können. Besonders tragisch war es für jene Deutschen, die damals gerade in Prag lebten, was leider bei uns der Fall war. Leute, die etwas auf dem Gewissen hatten, hatten

sich längst aus dem Staube gemacht. Wir blieben dort, weil wir ein reines Gewissen hatten und uns nicht fürchteten. Im Gegenteil, mein Mann und ich haben auch Tschechen geholfen, wo wir nur konnten, was viele, wenn sie anständig sind, bestätigen müssen.

Am Samstagmittag kamen in unsere Wohnung vier bewaffnete Banditen, mit ihnen der im Hause wohnende Luftschutzwart. Mit der Familie V. hatten wir uns bis zur Stunde sehr gut verstanden. Die Bande durchwühlte die ganze Wohnung nach Waffen, dabei fuchtelten sie immer vor unseren Augen mit dem Revolver herum. Mein Mann gab seinen Revolver ab, den er zu tragen laut Waffenschein das Recht hatte. Nach einer halben Stunde kamen sie wieder und rissen kurzerhand das Telefon ab. Wir durften die Wohnung nicht mehr verlassen. So waren wir also von der Außenwelt abgeschnitten. Auf der Straße ging ein wildes Schießen los.

Um 6 Uhr abends kam der Hausmeister, sämtliche Deutschen müssen in den Keller gehen. So gingen wir mit wenig Luftschutzgepäck in den Keller. Ich hatte nicht geahnt, daß ich mein liebes Heim nie mehr betreten werde. Es war vielleicht gut, daß ich es nicht gewußt habe, wer weiß, was sonst geschehen wäre. Für eine Frau, die nur für ihr Heim und ihre Familie lebt, ist dies wohl sehr schwer zu überwinden. Die Arbeit von Jahrzehnten war umsonst. Alle Andenken an unsere Lieben und alles was uns lieb und teuer war, mußten wir zurücklassen, und wilde Horden haben es mutwillig vernichtet, soweit es nicht für sie wertvoll war. Anständige Menschen haben sich darüber entsetzt, was Hitler mit den Juden gemacht hat, aber die tschechischen Verbrecher waren noch zehnmal schlimmer.

So kam eine Familie nach der andern angsterfüllt in den Keller. Der Arzt Dr. E. mit seiner Frau und drei kleinen Kindern, das älteste fünf Jahre. Frau K. mit ihrem elfjährigen Töchterchen, der Vater war Postbeamter und kam schon nicht mehr vom Dienst nach Hause. Ob sie den

Vater noch einmal wiedergefunden haben, ist die große Frage. Außerdem noch Frau H. mit ihrem dreijährigen Jungen, die ich beide nach einem halben Jahr beim Bauern bei der Sklavenarbeit wiedergefunden habe. Es war rührend, als Dr. E., der mit großer Liebe an seinen Kindern hing, im Keller den Tisch deckte und seine Kinder gewiß zum letztenmal fütterte. Er ist bestimmt nicht mehr am Leben, er hat die schwere Arbeit beim Bauern nicht ausgehalten und wurde schwer krank. Wo die Frau mit den drei Kinderchen hinkam, ist mir unbekannt. Die Nacht im Keller war grauenhaft. Auf der Straße Lärm und Schießen, dazwischen immer wieder die Lautsprecher: „Mordet die Deutschen, wo ihr sie trefft." Ich habe nicht gedacht, daß wir noch lebend vom Keller herauskommen, aber dies war nur der Anfang unserer Leidenszeit.

Am Sonntagmorgen gegen 7 Uhr kamen wiederum schwer bewaffnete Banditen, von unserem Hausmeister geführt, in den Keller. So wie Judas seinen Herrn verraten hat, hat er uns verraten und den Verbrechern ausgeliefert und ist dann wieder verschwunden. „Hände hoch" kamen sie auf uns gestürzt. Wir waren natürlich alle wie vom Blitz getroffen. Sofort mitkommen, aber wohin? Mein Mann bat den einen, ob er sich noch etwas aus der Wohnung holen könne; der Bandit schaute auf die Uhr und sagte: „Es ist jetzt ½8 Uhr, um ¼12 Uhr werdet ihr ohnehin alle erschossen. Sie brauchen also nichts mehr." Da ich nicht tschechisch kann, habe ich es gottlob nicht verstanden. So hat man uns alle, wie wir waren, samt den kleinen Kindern unter starker Bewachung wie die größten Verbrecher ins Gefängnis geführt. Unser Gang war zum Glück nicht weit, nur über die Straße. In diesen entsetzlichen Stunden habe ich ein Dankgebet zum Himmel geschickt, daß der Herrgott zwei Monate vorher unseren lieben Vater, der mit uns in Prag war, zu sich nahm. Es wäre nicht auszudenken gewesen, hätte er dies noch erleben müssen, man hätte ihn vielleicht wie so viele andere alte Leute noch erschlagen!

Im Gefängnis waren überall frische Blutspuren. Nun mußten Männer und Frauen sich trennen, die Männer waren im ersten und die Frauen mit den Kindern im zweiten Stock. Werden wir uns wiedersehen? Viele haben sich bestimmt nie im Leben wiedergesehen. Am Gang mußten wir uns anstellen mit erhobenen Händen und dem Gesicht zur Wand, bis wir zur Leibesvisitation kamen. Man hat mir alles bis auf ein Kilo Brot, einen Mantel und eine Decke abgenommen. Alles andere, Geld, Schmuck oder sonstige Wertsachen hat man uns zur „Aufbewahrung" abgenommen. Die Hälfte bekamen wir von der Aufbewahrung nicht mehr zurück, den Rest hat man uns bei der nächsten Station noch gründlichst geraubt. — Verhör oder so etwas kam überhaupt nicht in Frage, es genügte, daß wir Deutsche waren. — Nun steckte man mich in eine kleine Zelle, wo bereits sechs Frauen waren. Da ich nicht wußte, mit wem ich es zu tun hatte, schwieg ich vorläufig. Nach kurzer Zeit stellte es sich heraus, daß es Leidensgenossen waren, genau so unschuldig wie ich. Am 9. Mai waren wir nicht weniger als 26 Frauen in der Zelle. So waren sämtliche Zellen im ganzen Haus überfüllt. Wir hatten vier Eß-Schalen und einen einzigen Löffel. Zu essen gab es nicht viel; und das wenige mußten wir mit schmutzigen Fingern essen. Wir bekamen täglich für alle 26 zwei Kübel Wasser zum Trinken und Waschen. Handtuch, Seife, Zahnbürste etc. hatten wir natürlich nicht. Da ich einen furchtbaren Schnupfen hatte und nur ein kleines Taschentuch besaß, mußte ich meine Strümpfe zu Hilfe nehmen. Die Zelle war drei mal vier Meter und hatte nur ein ganz kleines Fenster. Sie war sonst für zwei oder höchstens vier Personen. Die Luft darin kann man sich ungefähr vorstellen. Die zwei Strohsäcke, die darinnen waren, wurden herausgeschafft. Wer Platz und die nötige Ruhe fand, konnte nachts am Fußboden schlafen. Ich habe fast jede Nacht gestanden oder — wenn ich Glück hatte — auch gesessen. Diese Höllenqual dauerte zwölf Tage. Während

dieser Zeit sind wir zweimal je 1/4 Stunde in den Hof geführt worden.

Die Frauen waren zum Teil Flüchtlinge, die aus Schlesien kamen, und waren nur auf der Durchreise in Prag. Aber danach hat kein Mensch gefragt. Unter ihnen war auch eine über 70 Jahre alte Frau, der die Situation begreiflicherweise überhaupt nicht in den Kopf gehen wollte. Sie hatte sich am Anfang furchtbar aufgeregt und geschimpft, ist aber bald sehr ruhig und schwach geworden. Wo mag sie wohl gestorben sein? Eine Berlinerin hatte man eingeliefert, sie hatte sich angeblich als Tschechin ausgegeben. Wie ist das möglich, da sie nicht ein Wort tschechisch konnte? Eine blödere Ausrede hat man wohl nicht mehr gefunden. Die Frau eines Lehrers, die auch Flüchtling war, war mit ihrer 16jährigen Tochter in meiner Zelle. Die zweite Tochter hatte sich in der Nebenzelle vergiftet. Sie war 21 Jahre alt und Apothekerin. Man hat die Tote wie ein Scheit Holz auf den Gang geworfen und die Mutter nicht zu ihrem toten Kinde gelassen. Die arme Frau war dem Wahnsinn nahe. Noch nach einem Jahr hoffte sie, daß sie ihr Kind wieder finden würde. Doch damit noch nicht genug, auch ihre 80jährige Mutter und ihre Schwester waren mit im gleichen Gefängnis, jede in einer anderen Zelle. Die alte Mutter hat sie noch zweimal im Gefängnishof gesehen, durfte aber kein Wort mit ihr sprechen. Wo mag diese alte Mutter zugrunde gegangen sein? Eine Frau stand auch mit im Hof, sie war hoch schwanger und ist vom Pöbel so verprügelt worden, daß sie kaum noch laufen konnte. Vier Frauen sind in unsere Zelle eingeliefert worden, die waren grün und blau am ganzen Körper, und die Kleider hingen ihnen in Fetzen herunter. Sie mußten auf der Straße arbeiten und sind vom Pöbel so verprügelt worden. Die eine von ihnen war 26 Jahre alt, sie ist über Nacht weiß geworden. Eine junge Frau hat man auch eingeliefert, sie hatte einige Tage vorher Hochzeit. — Die Nächte waren grauenhaft, immer und immer

wieder hörte man das Brüllen der Männer, die man abwechselnd verprügelte. Sie schrien oft ganz jämmerlich, was mir immer besonders nahe ging, da ich doch wußte, daß mein eigener Mann auch mit darunter war.

Bei Tag konnten wir auch nicht schlafen, denn jede Weile wurde die schwer versperrte und verriegelte Tür geöffnet, und wir mußten alle wie die Soldaten stramm stehen. Wie haben wir schon gezittert, wenn wir nur das Schlüsselbund oder die Aufseherin mit ihrer kreischenden Stimme hörten. Sie kam auch nur mit dem Gummiknüttel. So waren wir froh, als wir nach zwölf Tagen dieses Gebäude verlassen konnten.

Am 17. Mai, es war gerade der Hochzeitstag unserer lieben Eltern, mußten wir uns reisefertig machen, wir sollten zu weiterer Qual befördert werden. Wohin? Zu Mittag bekamen wir noch unser karges Mahl, und dann mußten wir alle antreten mit dem, was wir noch besaßen. Zuerst hieß es, Österreicher können bleiben, aber kaum hatten wir uns umgeschaut, mußten sie auch mit. Gegen Abend wurden wir durch die Stadt getrieben zum Bahnhof Werschowitz. Daß uns die Leute nicht sehr freundlich begrüßten, kann sich jeder denken. Einen anderen Ausdruck wie Hitler-Huren und deutsche Schweine hat man für uns nicht gehabt. — Aber wo sind die Männer, was wird mit ihnen geschehen? Sie mußten noch länger bleiben. — Wir wurden nun, als es schon dunkel wurde, in Viehwaggons verladen und blieben in den verschlossenen Waggons noch stundenlang stehen. Wir hatten auch eine Wahnsinnige mit im Wagen, die pochte immer an die Tür und wollte unbedingt heraus. Die Antwort von draußen war nur ein wüstes Geschimpfe. Endlich ging die Fahrt los.

Gegen Morgen kamen wir in Bauschowitz am Bahnhof an. Die ganze Nacht hatte ich mit einer Frau bei dem kleinen Guckerl im Wagen gestanden. Voller Angst haben wir uns immer wieder gefragt, wo wird man uns hinschaffen? In Bauschowitz blieben wir stehen, bis es wieder

Abend wurde. Zu essen bekamen wir gar nichts, aber großzügig etwas Wasser. Als es wieder Abend wurde, fuhr ich mit einem Teil der Leute weiter, wohin der andere Teil kam, ist mir unbekannt. Nach kurzer Fahrt wurden wir ausgeladen, wir waren in Theresienstadt.

Ich war erschüttert, ausgerechnet hierher mußte ich kommen. Wir marschierten zu einer riesigen Kaserne, immer bewacht wie Schwerverbrecher. Im Hofe waren Tafeln angebracht mit dem Totenkopf „Typhus". Das machte natürlich auf uns einen furchtbaren Eindruck, einen anderen Platz gab es für uns nicht mehr? Der Zweck unseres Hierseins wurde uns klar: wir sollten so wenige als möglich werden. Auf dem Hofe wurden Betten und Strohsäcke von den Verstorbenen verbrannt. Nun hielt uns einer — es war schon dunkel und aller Magen knurrte vor Hunger — noch einen Vortrag. Unter anderem sagte er auch, wir stünden unter dem Schutz des Internationalen Roten Kreuzes. Ist es nicht die reinste Ironie, mit Gewehr über, Revolver, Gummiknüttel und am Arm die Rote Kreuz-Binde? Ist dies nicht zuviel für eine Person? Oder haben diese Gangster ein anderes Recht? Endlich kam ein heftiges Gewitter mit Regenguß, und wir konnten abtreten und bekamen nach ca. 33 Stunden etwas zu essen. Geschlafen haben wir in einem großen Saal, auch Männer schliefen mit hier. — Meine Arbeit am ersten Tage war, die Typhuskranken zu waschen. Ich habe das natürlich nicht mit Begeisterung getan. Am zweiten Tage bekam ich schon heftiges Fieber und Durchfall. Was hätte ich in dieser Nacht für einen Tropfen Wasser gegeben! Nach einigen Tagen hatte sich meine sonst gesunde Natur wieder durchgerungen und es ging mir wieder besser. Ich vergesse nicht den russischen Arzt, der mich mit fiebernden Wangen bei der Arbeit sah und zu mir sagte: „Geh nach Hause, geh ins Bett." Er hat es gut gemeint, aber wohin sollte ich nach Hause gehen?

Was wir Frauen alles machen mußten, ist unglaublich, auch zehn bis zwölf Jahre alte Kinder waren mit uns bei der Arbeit. Tote waschen und tragen, Kranke tragen stand im täglichen Programm. Von den anderen Arbeiten will ich nicht reden. Vier Wochen habe ich mit den Männern die Wände getüncht. Wie schmerzlich war es für uns zu sehen, daß große Kübel voll mit gutem Essen vernichtet wurden — und wir mußten hungern. Nach einigen Tagen sind wir wieder in eine andere Kaserne gewandert und waren nun einige Wochen in einem Kino untergebracht. Da konnten wir wenigstens noch auf einem Strohsack schlafen. Für ca. 150 Frauen ein Waschraum und eine Toilette.

In der Nacht kamen öfter die Russen und haben sich Frauen geholt. Natürlich war da immer große Aufregung. Ein Mädchen, mit dem ich sehr gut war, wurde von einem russischen Offizier fast zu Tode geprügelt, weil sie nicht mit ihm gehen wollte. Er hat sie mit den Stiefeln getreten und mit dem Revolver auf den Kopf geschlagen. Man hat nicht geglaubt, daß sie mit dem Leben davonkommen würde. Solche Szenen gab es öfter. — Einmal habe ich gesehen, wie die Tschechen einen Mann an Händen und Füßen anpackten und solange in die Luft warfen, bis er tot war.

Von unserem Kinosaal aus sind wir nun täglich zur Arbeit abgeholt worden. Früh um fünf Uhr mußten wir aufstehen, unser „Verwalter“, wie er sich nennen ließ, kam immer händeklatschend hinter der Bühne hervor. „Stabat“ war sein Morgengruß. Die Berlinerin, die damals gerade neben mir schlief, sagte immer: der ist wohl wahnsinnig geworden. Ich war wieder der Meinung, daß das ganze Volk wahnsinnig geworden sei. Nun mußten wir mindestens ½ Stunde im Hof exerzieren wie die Soldaten, auch die alten Frauen mit, und dann sehr schnell frühstücken. Die „Herren“, die uns zur Arbeit führten, waren schon bereit, mit Gewehr, Revolver und — bitte nicht vergessen — die Rote-Kreuz-Binde am Arm. Uns wehrlose Frauen mußte

man natürlich den ganzen Tag scharf bewachen. So haben wir oft den ganzen Tag Fußböden gewaschen, Wäsche gewaschen, Holz gespalten etc. Einmal war ich auch einige Zeit bei den Lungenkranken und mußte den ganzen Tag Spucknäpfe und Leibschüsseln waschen. Am Abend, wenn wir oft hundemüde nach Hause kamen, mußten wir noch in die Küche zum Kartoffelschälen, manchmal bis 12 Uhr nachts, obwohl genug Frauen dagewesen wären, die die Arbeit auch tagsüber machen konnten. Eines Nachts hat sich auch hier eine Frau vergiftet, sie konnte das seelische Leid und diese niederträchtige Verbrecher-Behandlung nicht mehr länger ertragen. Die Tote wurde in eine Scheune geworfen, bis sie verbrannt wurde. Wir hatten auch schon, d. h. soweit der Vorrat reichte, gestreifte Sträflingsanzüge.

Mitte Juli kam nun der Höhepunkt, wir mußten alle in die „Kleine Festung". Mindestens zwanzig Gendarmen waren um uns am Kasernenhof versammelt und schafften uns dorthin. Nach 1/2 Stunde Marsch kamen wir mit unseren wenigen Habseligkeiten, die wir noch besaßen, dort an. Nun hat man uns auch die letzte Last noch abgenommen, d. h. wir mußten alles, was wir noch in der Tasche hatten — eine nach der anderen — auf einen Tisch schütten. Sämtliche Papiere und alles hat man uns genommen, sogar den Totenschein meines Vaters, den ich bei mir hatte. Bei dem ersten Transport, der schon im Mai in die Festung kam, hat man die sämtlichen Papiere gleich verbrannt und den Leuten gesagt, sie brauchten sie ohnehin nicht mehr. Es war ja auch die Absicht, daß niemand mehr herauskommen sollte.

Nach dieser Station ging es weiter in den Vierer-Hof, der als der schlimmste bekannt war. Wir mußten durch einen Torbogen marschieren und sahen dann vor uns einen Altar mit einem großen Kreuz mit der tschechischen und russischen Fahne. Es war ein Grab, wo eine tschechische Rote-Kreuz-Schwester begraben war, auch einige Kränze lagen dort. Unter diesem Kreuz hat man, was ich ganz

bestimmt weiß, am 28. Mai 1945 achtzig deutsche Männer erschlagen. Auch die beiden Töchter des damaligen Festungskommandanten, 14 und 17 Jahre alt, haben sich mit dabei beteiligt und sich später damit gebrüstet. Der ganz Hof war damals mit Gras bestreut, damit man die Blutspuren leichter verwischen konnte. Ich habe selbst mit Leuten gesprochen, die dieses furchtbare Blutbad mit ansehen mußten, und mit einem Mann, der damals im Krematorium arbeitete und selbst die achtzig Männer an einem Tag verbrannte. In den nächsten Tagen starben durchschnittlich zehn bis fünfzehn Menschen. Ein Mann, mit dem ich später noch beim Bauern arbeitete (K.), hat diesen Einmarsch mit erlebt. Die Angst schaute ihm immer noch aus den Augen. Von früh bis zum Abend mußten diese armen Menschen mit dem Gesicht zur Wand und mit erhobenen Händen stehen, — und neben ihnen hat man die Kameraden erschlagen. Gehört das auch zur „humanen Aussiedlung der Deutschen"? Ich vergesse auch nicht die Szene, wie hier im Zuchthaus, etwas anderes war es ja nicht, eine brave Mutter ihren 17jährigen Sohn wiederfand und begrüßte, natürlich nur ganz heimlich. Wir Frauen waren alle zu Tränen gerührt. Am nächsten Tag mußten wir dann alles, auch unsere eigenen Kleider, d. h. soweit wir sie noch besaßen, kurzum alles, was vielleicht noch Eigentum war, abgeben; denn Eigentum gibt es hier nicht, hat man uns gesagt. Natürlich auf Nimmerwiedersehen.

Von hier aus sind wir nun wieder zur Arbeit gegangen und jeden Abend zurück. Da meine Schuhe von der Arbeit schon ganz kaputt und aufgeweicht waren, mußte ich barfuß gehen, bis eines Tages der Fuß zu eitern anfing und geschnitten werden mußte. Zwei Wochen konnte ich nun nicht mehr arbeiten gehen und kam aus der Festung nicht heraus. Das war zum Verhungern. Früh um fünf Uhr gab es schwarzen, bitteren Kaffee, mittags einen halben Liter Suppe oder besser gesagt warmes Wasser mit ein paar Graupen, immer ohne Salz, und am Abend ein Stück Brot,

manchmal noch ganz heiß. Wie kann der Mensch davon leben? Unmöglich! Nach einigen Monaten sind auch schon viele vor Schwäche und Hunger gestorben, besonders Alte und Arbeitsunfähige, die nie aus der Festung heraus kamen. Es waren auch Männer dort, die schon während der Nazizeit dort eingesperrt waren. Aber die haben gesagt, daß damals das Essen mindestens nochmal soviel war. Wie wäre es sonst möglich, daß Leute sechs bis acht Jahre und noch länger im KZ lebten! In Theresienstadt hält es ein Mensch unmöglich so lange aus. — Ewige Szenen, ein Meer von Tränen und niemals satt, das ist Theresienstadt.

Jeden Abend hatten wir Appell, auf einen kurzen Pfiff mußten wir aus der Zelle in den Hof rennen, uns aufstellen und militärisch stramm stehen. Zuerst die Männer, und wenn die Männer in den Zellen waren, die Frauen. Mit den Männern zu sprechen, war streng verboten. Über uns am blauen Himmel kreisten die Vögel, warum müssen wir hier hinter Gittern sein? Niemand von unseren Angehörigen hatte eine Ahnung, wo wir hingekommen waren, und wenn mir etwas passiert wäre, wäre ich halt, wie so viele andere, spurlos verschwunden.

Ende Juli kamen wir auf den Dreier-Hof. Hier hat man mir nun auch noch, wie vielen anderen Frauen vorher schon, die Haare mit der Maschine abgeschoren. Man gab uns, soweit die gestreiften Anzüge nicht reichten, zerrissene Männerunterhosen und Männer-Trikothemden, die wir naß anziehen mußten. Bitte nicht vergessen, daß auch über-achtzig Jahre alte Frauen dabei waren.Auf unserem harten Lager (in Stellagen) mit einer einzigen Decke, in nasser Kleidung, es war furchtbar. — Nun durften wir wieder einige Zeit nicht arbeiten gehen; angeblich war es von höherer Stelle aus verboten. Es ging aber doch nicht ohne unsere Arbeit; und schließlich konnte man uns doch nicht ganz umsonst so „wunderbar" verpflegen. Wir haben uns aber geweigert, in Unterhosen auf die Straße zu gehen. Wenn uns ein vernünftiger Mensch gesehen hätte, wie wir

im Hof, natürlich streng bewacht, unseren Zuchthausspaziergang machten, der hätte gedacht, das muß ein Faschingszug sein. Wir durften dabei nicht sprechen. Uns Frauen noch mehr zu entwürdigen und demütigen, war nicht möglich.

Damals kamen immer Russen und haben uns zur Arbeit geholt. Wie die Sklaven wurden wir jeden Tag verschachert, und stundenlang mußten wir früh oft bei der Kälte im Hof stehen, bis sich die Händler einig waren. Tageweise ging ich auch zum Bauern. Wenn wir am Abend ein paar Kartoffeln oder Brot für die alten und kranken Leute mitbringen wollten, hat man es uns meistens, womöglich mit ein paar Ohrfeigen, abgenommen. Es war sehr oft der Fall, daß wir abends nach der Arbeit, als wir zurückkamen, mit dem Gummiknüttel empfangen wurden. Vor uns gingen die Männer, die ihn als erste gleich zu spüren bekamen. Jedes Stückchen Brot mußten wir oft auf die Erde schmeißen. Ich mußte auch die Einzelzelle ausprobieren, als ich mit einer Frau die Zelle tauschen mußte, da wir unser Kommando wechselten. Ein SNB, der gerade schlecht gelaunt war, gab mir dafür Einzelhaft, aber gottlob nicht lange. Müde, schmutzig und hungrig habe ich mich dort auf die Erde gelegt, eine andere Sitzgelegenheit gab es nicht. Ich kam eben von schwerer Erntearbeit, es war im August, und ich hätte wahrhaftig etwas Ruhe verdient. Wir konnten wirklich dieses Leben nur mit größter Überwindung noch weiter ertragen, und wenn uns nicht immer wieder die Parolen von der baldigen Entlassung Mut gegeben hätten, hätten wir diese Hölle nicht ertragen können. Einmal war eine amerikanische Kommission da. An diesem Tage war das Essen etwas besser. Unsere sehr gehässige Aufseherin sprach sogar Deutsch, vor lauter Aufregung, obwohl sie sonst kein Wort verstand. Wir wurden natürlich an diesem Tage fest in unsere Zellen eingeschlossen, und die Herrschaften haben nur den Hof gesehen.

Im Laufe des Sommers kamen immer wieder neue Transporte aus Prag in die Festung, und man konnte immer wieder erschütternde Szenen sehen. Auch eine Frau von über neunzig Jahren brachten sie geschleift. Eine Frau ist im Bad gestorben, sie bat um einen Geistlichen, er wurde ihr aber versagt. Auch ein Baby kam in der Festung zur Welt; Mutter und Kind mußten selbstverständlich dort bleiben. Was hat wohl dieser Säugling schon verbrochen? Es war eine eigene Abteilung für Kinder da. Später kamen die Frauen zur Entbindung nach Leitmeritz ins Krankenhaus und mußten dann mit dem Baby in die Festung zurück.

Mitte Oktober kam ich ständig zu einem Bauern und habe dort meine Sklavenarbeit fortgesetzt. Ich gehörte aber immer noch zur Festung, — und wenn ich arbeitsunfähig war oder sonst ein „Grund“ vorhanden war, mußte ich in die Festung zurück. Die Behandlung beim Bauern war niederträchtig, die Tiere hatten es bedeutend besser. Gearbeitet haben wir vom Sonnenaufgang bis zum Untergang, also im Sommer mindestens 15 Stunden täglich. Den ganzen Winter mußten wir im Freien arbeiten und durften uns den ganzen Tag nicht einmal wärmen. Ob es regnete oder schneite, war gleichgültig, wir mußten hinaus. Dabei hatte ich keinen Mantel, den ich zur Arbeit hätte anziehen können. Sind wir einmal einen Moment in den Stall gegangen, um unsere erstarrten Glieder zu wärmen, hat man uns schon wieder hinausgetrieben, weil das Vieh Ruhe haben mußte. Geschlafen haben wir die meiste Zeit in einer kleinen dumpfen Waschküche, in der jeden Tag Kartoffeln für die Schweine gekocht wurden. Das Essen war wenig und oft miserabel und für die Tiere bestimmt sorgfältiger zubereitet. Doch war man hier wenigstens nicht den ganzen Tag hinter Gittern und konnte etwas freier atmen. Man durfte sogar ohne Posten auf das Feld gehen, doch kam es öfter vor, daß tschechische Kinder, die auch schon zum Haß gegen uns erzogen wurden, Steine nach uns warfen.

Das Weihnachtsfest 1945 war sehr traurig für uns, doch hat uns das Christkind auch nicht ganz vergessen, ein Brief von meinem Bruder, von dem ich schon viele Jahre nichts wußte, erreichte uns gerade am Hl. Abend. Wirklich ein großer Zufall! Seine lieben Zeilen gaben uns neuen Lebensmut und Trost in unserer Verzweiflung. — Wir mußten aber noch aushalten bis zum Mai 1946 und wurden dann beide — auch mein Mann, der schon seit Mai 1945 beim Bauern als Knecht arbeiten mußte — entlassen. So kamen wir am 23. Mai 1946, ich möchte sagen noch ärmer als Bettler, nach Wien. Ein Bettler weiß meistens doch, wo er die Nacht verbringen kann, wir wußten es nicht. Alles, auch das letzte Hemd hat man uns gestohlen. Doch wir sind glücklich, wieder freie Menschen zu sein und für einen anderen Zweck arbeiten zu können. Hier brauchen wir keine Angst zu haben, daß eine alte Frau uns ins Gesicht spuckt, weil wir „deutsche Hunde" sind. — Obwohl wir hier vollständig fremd waren, haben wir doch gute Menschen gefunden, die uns etwas unterstützten. Ich kann aber offen sagen, daß wir uns ohne die wunderbare Hilfe Amerikas unmöglich wieder so erholt hätten.

So danken wir dem Herrgott, daß wir diesem Mord- und Diebesgesindel glücklich entkommen sind und bedauern jene, die heute noch in diesen Mörderkrallen sein müssen. Doch immer wieder kommt mir mit Wehmut das Lied in den Sinn: Ich kann nicht nach Hause, hab keine Heimat mehr.

X. Y. Z.

Schildberg – ein Beispiel von vielen

Vom letzten deutschen Seelsorger in Schildberg

Alles, was ich hiermit schriftlich niederlegen will, kann ich bezeugen. Ich bin jederzeit bereit, dies zu tun und stehe für jeden Satz und jedes Wort ein. Die Tatsachen seien so wiedergegeben, wie sie sich ereigneten, wenn auch angesichts des Geschehenen die menschliche Sprache versagt, um das ganze Grauen des Erlebens zu schildern. Was hier niedergeschrieben ist, habe ich selber erlebt, das wenige, was meine Augen nicht sahen, ist mir von Augenzeugen berichtet worden.

Zur Pfarrgemeinde Schildberg gehörten das tschechische Dorf Zerhof und das teils tschechische Dorf Bukowitz. Ich habe während des Krieges Gelegenheit gehabt, als Seelsorger mit diesen Menschen zu verkehren und habe mich als solcher auch für sie voll und ganz eingesetzt. Es konnte mir seitens der Tschechen nach dem Kriege auch nicht der kleinste Vorwurf gemacht werden, obwohl man mit allen Mitteln versucht hatte, mir den Strick zu drehen, und zwar vor allem von den Parteigängern der Kommunistischen Partei der CSR. Eines habe ich nicht versäumt zu tun: Ich habe nach dem Umsturz mit derselben Konsequenz die Verbrechen gebrandmarkt und von der Kanzel öffentlich in die Herzen geschrien, mit der ich es in früheren Jahren auch getan habe. Bis zu meiner Vertreibung aus meiner Pfarrgemeinde war es den Tschechen aber nicht gelungen, mich einer ungerechten Handlungsweise als Seelsorger den Tschechen gegenüber zu überführen und mich dadurch auf „Nummer Sicher“ zu schicken. Deshalb fühle ich mich vor allem autorisiert, die Tatsachen zu schildern, wie sie sich in Wahrheit ereigneten.

Ich stelle fest, daß beim Anschluß des Sudetenlandes ans Reich den in Schildberg ortsansässigen Tschechen mit Aus-

nahme eines oder zweier Männer nichts geschehen war. Diejenigen, die für das Innere der CSR damals optierten, es waren zumeist seit dem Jahre 1918 zugewanderte tschechische Beamte, durften mit ihrer ganzen Habe übersiedeln und haben das unbewegliche Gut ordnungsgemäß verkaufen können, ohne finanzielle Verluste davonzutragen. Alle anderen Tschechen, die sich entschlossen hatten, zu bleiben, durften während der ganzen Nazizeit sich frei bewegen, konnten jedes öffentliche Lokal besuchen, ins Kino und Theater gehen, erhielten durch alle Kriegsjahre dieselben Lebensmittelkarten wie wir Deutschen. Es stand ihnen das Recht zu, dieselben Bezugscheine zu erhalten wie jeder andere Deutsche. Es kann nicht gesagt werden, daß sie in dieser Beziehung benachteiligt wurden. In Schildberg wurde ein einziges tschechisches Geschäft geschlossen, dem Inhaber jedoch die Gelegenheit geboten, in M.-Rothwasser in einem Großgeschäft seinem Beruf nachzugehen und sich seinen Lebensunterhalt zu sichern. Da die Tschechen nicht zum Wehrdienst eingezogen wurden, hatten viele Handwerker die Gelegenheit, während des Krieges sich wirtschaftlich zu sanieren. Ich kann nur konstatieren, daß viele von ihnen diese Gelegenheit voll und ganz ausnützten. Sie erwiesen sich nicht als die Helden, als die sich alle Tschechen nach dem Kriege ausgaben. So lange sich diese Menschen ihrer Zukunft nicht sicher waren, wagte es kaum einer, in der Öffentlichkeit ein gefährliches Wort zu sagen. Ich kann von keinem Tschechen behaupten, daß er während des Krieges Hunger gelitten hätte. Sie waren es, die für viel Geld ihre landwirtschaftlichen Produkte an den Mann brachten und selbst auch nicht über die geringste Not zu klagen hatten. Es kann kein Tscheche behaupten, daß er während des Krieges die ihm auf seine Lebensmittelkarten entfallenden Lebensmittel nicht erhalten hätte. Sie erhielten dieselben Schwerarbeiterzulagen wie jeder deutsche Arbeiter. Ich habe an tschechischen Hochzeiten teilgenommen, wo einem drei bis vier bestens zubereiteter Fleischgänge serviert wurden.

wo man das beste Gebäck und den schönsten Kuchen, mit Butter zubereitet, genießen konnte. Ich als deutscher Seelsorger habe es mir während des ganzen Krieges nicht leisten können. Dafür haben dann nach dem Kriege die meisten Tschechen gelitten und ihre Ansprüche angemeldet. Sie, die hinter dem warmen Ofen die ganzen Jahre sitzen durften, haben wahrhaftig körperlich nicht so schlecht ausgesehen, als daß man dies von ihnen hätte behaupten können.

Ein besonderes Wort verdient das Wort: „Partisan". Am 9. Mai 1945, dem sattsam bekannten Tag des tschechischen Sieges, war der Stadtplatz von Schildberg mit Partisanen gefüllt. Die meisten von ihnen sah man ein oder zwei Tage vorher noch in der Stadt. In den letzten Stunden des Krieges kehrten sie als Helden und Sieger aus den Wäldern zurück. Diejenigen, die schon vorher in die Wälder gingen, waren meistens arbeitsscheue Menschen, denen es in den Wäldern besser erging als an irgendeiner Arbeitsstätte. Es ging ihnen dort nichts ab. Zu essen und zu trinken hatten sie genügend, sie begnügten sich damit, den einen oder anderen Hilfsgendarmen aus dem Hinterhalt zu erschießen. Als die deutschen Truppen sich nach dem Westen zurückgezogen und die meisten nur den einen Wunsch hegten, noch einmal in ihre Heimat zu kommen, als diese an keinen Kampf mehr dachten, ja da waren diese Helden da, da wurden Hunderte aus den Wäldern hinterrücks erschossen. War das vielleicht Heldentum? Und als während des Krieges die Gendarmerie und die deutschen Behörden dem Tun der Tschechen eine Grenze zu setzen versuchten, war das vielleicht etwas, was andere Staaten und ihre Regierungen während des Krieges nicht taten? Hat man denn jemals erfahren, daß der Kreml Spionen und Saboteuren einen Erholungsurlaub an der Riviera bewilligte?

In der Seelsorge wurde alles getan, um ein gutes Zusammenleben zu ermöglichen. Ich habe schon erwähnt, daß mir kein Tscheche irgendeine Benachteiligung nachweisen

konnte. Die Seelsorge unter den Tschechen übte ich während des ganzen Krieges in ihrer Muttersprache aus, obwohl ich während des Krieges als tschechophil in den Augen des Schildberger Ortsleiters galt. Ich habe anläßlich der Gottesdienste und der kirchlichen Funktionen in Zerdorf niemals auch nur ein deutsches Wort gesprochen. In der Schule wurde der Religionsunterricht auch in ihrer Muttersprache erteilt. Hier kann also von einer Drangsalierung der Tschechen keine Rede sein.

Um den heutigen Behauptungen der tschechischen „Historiker" entgegenzutreten, möchte ich nur eines feststellen, daß schon der Name Schildberg ein Beweis dafür ist, daß es sich um eine alte deutsche Siedlung handelt, die niemals tschechischen Ursprunges sein kann. In der Matrik (Pfarrbücher) der Stadt Schildberg findet sich seit 1738 bis in die jüngste Zeit keine tschechische Eintragung. Erst als die ersten Tschechen zuwanderten, finden wir hie und da eine tschechische Eintragung.

Da keinem Sudetendeutschen die Mentalität der Tschechen verborgen war, erwartete auch keiner von ihnen Wohltaten. Aber Bestien in Menschengestalt am Werke zu sehen, das haben wohl die wenigsten von uns vorausgeahnt. Wer aber auch nur einmal Genosse Gottwald vom Moskauer Rundfunk her hörte, der sah nur mit Grauen den Tag kommen, wo die Früchte seiner zu Totschlag und Mord aufreizenden Reden sich zeigen sollten.

Am 9. Mai 1945 ziehen die ersten russischen Truppen ein. Sie ziehen gegen Prag weiter. Am Nachmittag setzen sich die ersten Truppen fest, die Tschechen melden sich als ihre Freunde und Bundesgenossen und werden zu Judassen an denen, mit denen sie vorher ihr ganzes Leben zusammen verbrachten. Am Nachmittag desselben Tages wird die Altbäuerin Frau Maria Schmidt in ihrer Wohnung erstochen. Ein erstes Grauen überläuft mich als Seelsorger. Die darauffolgenden Tage werden mir und jedem Bewohner von Schildberg stets in Erinnerung bleiben. Tschechen bieten

sich den Russen als Führer an, um sie in die Häuser zu führen, wo sich deutsche Frauen und Mädchen aufhielten. Es spielten sich ekelerregende Szenen ab, die eines kultivierten Volkes unwürdig sind. Ich will keine Einzelheiten erzählen. Im Pfarrhaus befanden sich manche Nacht über 60 Personen, meist Frauen, Mädchen und Kinder, denen ich in diesen Tagen des Entsetzens wertvollen Schutz bieten konnte. Es begannen die ersten Verhaftungen und Prügeleien. Den Höhepunkt der Grausamkeiten brachte aber der 18. Mai 1945. Einige sogenannte Partisanen unter Führung des Mörders Havlena aus Zerhof rotteten sich in Schildberg zusammen und sahen nun ihre Stunde gekommen, um sich an denen zu rächen, mit denen sie angeblich abzurechnen hatten. Die ersten damals ins Leben gerufenen tschechischen Behörden standen dem Treiben machtlos gegenüber; sie wollten ja auch nichts tun. Unter den Opfern befanden sich Josef Kanira, Flachsfabrikant, Adolf Bartoscheck, Holzkaufmann, Edmund Minarsch, Schuhmacher, Karl Steiner, Bürstenfabrikant, und Josef Assmann, Buchbinder, alle aus Schildberg. Mit Gewehren, Gummikabeln, Knitteln und sonstigen Prügelgeräten bewaffnet, stürzten sich die Tschechen über ihre Opfer her. Die Augen vom Genuß von Alkohol aus den Höhlen getreten, den Schaum an den Lippen, stürzten sich diese Bestien über diese Männer her und schlugen zu, was sie an Kräften in ihren ausgeruhten Leibern hatten. Die Kopfhaut hing in Fetzen herunter, der Körper mit blauen, blutunterlaufenen Stellen übersät, so hinterließen sie ihre Opfer. Mein Schwager, Dr. Alois Schikora, war es, der sie mit Mühe und Not zusammenflickte und ihnen vielleicht dadurch das Leben rettete.

Einen grauenhaften Tod erlitt Josef Assmann, Buchbinder aus Schildberg. Die ganze Mordkompanie stürzte über den wehrlosen Menschen her, die Schläge prasselten auf ihn nieder, das Blut lief in Strömen von seinem Leib, bis ein Gewehrkolbenhieb ihm den Kopf öffnete und er bewußtlos zusammensackte. Dann erhielt er den Gnadenschuß.

Seine Frau und seine fünf Kinder waren Zeugen dieses grauenhaften, bestialischen Mordes. Dem Gewissen der Westmächte möchte ich nur eines zurufen: Das geschah nicht hinter Stacheldraht, nicht im Kriege, hier waren keine SS-Männer am Werk! Ich kenne die Namen der meisten Mordgesellen, die in diesen Tagen ihr blutiges Handwerk ausübten.

Es ist meinem Gedächtnis entfallen, ob es sich um denselben Tag oder einen anderen handelte; jedenfalls war es früher Nachmittag, als man drei reichsdeutsche Angestellte aus dem Friesewerk in M.-Weißwasser, Hans Hökner und Hans Bartsch und noch einen dritten, dessen Name mir entfallen ist, aus ihren Wohnungen herausholte und sie des Verbrechens beschuldigte, sie hätten zusammen mit der Leitung des Werkes die Absicht gehabt, das Lager der darin beschäftigten Jüdinnen in die Luft zu sprengen. Die Tatsache steht jedenfalls fest, daß das Lager nicht in die Luft gesprengt wurde und die Insassen entlassen waren und sich frei bewegen durften. Es bestand also gar kein Grund, diese Männer dem Tode zu überliefern. Es konnte ihnen auch nicht nachgewiesen werden, daß sie jemals diesem Plan zugestimmt oder ihn auch nur gehabt hätten. Hans Hökner war mir als überzeugter und praktizierender Katholik bekannt, er hatte sonntäglich seine religiösen Pflichten erfüllt. Diese Anklage erhob mir gegenüber Herr Jan Cihalik, bei meinem Dortsein Leiter der Sparkasse, im Dritten Reich Angestellter des Friesewerkes in M.-Weißwasser. Ihm persönlich ist während des ganzen Krieges nichts geschehen, auch hatte er sich im „nationalen Kampf" in den Augen der Tschechen keine Lorbeeren gepflückt, nun sollte er es gewesen sein, der dieses Lager vor dem Sprengen bewahrte. Dazu war dieser Mann in meinen Augen viel zu feig. Sein Bemühen ging in diesen Tagen dahin, sich schriftliches Material über seine angebliche Persekution zu verschaffen. Diese drei Männer wurden aus ihren Wohnungen geholt, es wurde beschlossen, sie dem Tode zu überliefern, sie wurden in den

nahen Wald geschleppt und erschossen. Herr Cihalik hat mir als dem Leiter des Matrikenamtes das amtliche Protokoll von ihrem Tode übergeben und mich gebeten, den Tod des Hans Hökner seiner braven Frau mitzuteilen. Er selbst fühlte sich für diese Aufgabe su feige.

In der eingepfarrten Gemeinde Bukowitz fand man eines Tages in der Frühe die Familie Schier in der Scheune des Herrn Richter tot auf. Tschechischerseits faselte man von Selbstmord. Es ist jedoch unmöglich, von Selbstmord zu reden, da alle Zeichen dafür sprachen, daß sämtliche drei Menschen erstochen und erwürgt wurden.

Der Tod des Kaufmanns Siegmund Heisler ist ebenfalls ungeklärt. Er starb eines qualvollen Todes im Garten des Buchbinders Salfitzky in Schildberg. Eine geflüchtete Frau aus Oberschlesien, die nach Beendigung des Krieges in ihre Heimat wollte und am Wege angesichts der unmenschlichen Behandlung durch die Tschechen dem Irrsinn verfallen war, wurde vor der Stadt erschossen. Man wollte sie nicht „quälen" lassen. Seht doch die „humane Einstellung" der Tschechen!

Und nun ein Kapitel über die von der Ostfront zurückgewichenen und nun in die Heimat zurückkehrenden ärmsten Menschen aus Schlesien und Oberschlesien. Ostern 1945 kamen diese Trecks durch Schildberg, damals waren es Züge mit 100 und 150 Pferden, beladen mit ihrer letzten Habe, die nach dem Westen zogen. Im Mai 1945 traten sie ihren Heimweg an, der für sie ein Kreuzweg im wahrsten Sinne des Wortes wurde. Was das tschechische Volk sich an diesen Menschen versündigte, schreit zum Himmel um Rache. Fast in jedem Dorf wurde angeblich nach versteckten Waffen gesucht, in jedem Dorf wurden ihnen Pferde abgenommen, die letzten Armseligkeiten gestohlen und geraubt. Auch in Schildberg mußte Halt gemacht werden, vom Fenster meines Pfarrhauses konnte ich diese herzzerbrechenden Szenen sehen ich weinte oft wie ein Kind, da ich die Frauen und Männer auf den Knien um ihr letztes Pferd und ihre

letzte Habe betteln sah. Man kannte kein Erbarmen, unbarmherzig zerwühlten junge tschechische Bengel ihr Gepäck und alles, was ihnen gefiel, wurde vom Wagen geworfen und als Nationaleigentum beschlagnahmt. Neben Tschechen aus anderen tschechischen Gemeinden beteiligten sich folgende aus Schildberg mir persönlich bekannte: Peregrin Kudlacek, Bretislav Lakomy, der Sohn des ersten tschechischen Bürgermeisters, der sich übrigens am Eigentum der Deutschen von Schildberg reichlichst bereichert hatte, zwei Söhne des Franz Tannert. An den Pferdediebstählen der zurückkehrenden Schlesier war in erster Linie Josef Valenta beteiligt, der sich übrigens jetzt in Oberhessen aufhält (!)

Und soll ich noch ein Wort über die tschechische Gendarmerie verlieren? Sie, die Hüter des Gesetzes sein sollte? Was ist doch in dieser Zeit von diesen Henkersknechten geprügelt worden! Wer war vor diesen gesetzlich geschützten Dieben sicher? Welcher Deutsche kannte nicht diese Lumpen, welcher Sudetendeutsche wird die Schläge mit Gewehrkolben und Ochsenziemer vergessen, die ihnen von diesen Verbrechern in staatlich geschützter Uniform verabreicht wurden? Welcher Sudetendeutsche wird die peinigenden und quälenden Verhöre je vergessen können? Und hatten die Mitglieder des SNB — sbor narodni bezpecnosti — einmal in ihrem blutigen und diebischen Handwerk einen Tag oder Abend Ruhe, dann sah man sie bei Schnaps und geistigen Getränken, da ihnen doch ihr Gewissen keine Ruhe gab und sie diese Stimme doch zum Schweigen bringen mußten. Ich kann von so manchem Gendarmen erzählen, der in solch schwacher Stunde unter der Einwirkung des Alkohols mir seine Unschuld immer wieder beteuerte und meine Gunst zu erwerben trachtete. Man ahnte wohl damals schon, daß ich nicht gewillt sein werde, über die Geschehnisse in dieser Zeit zu schweigen. Einige allen Schildbergern sattsam bekannte Namen seien hier angeführt: Jarka, besonders diebisch veranlagt; Skopal, der fast bei jeder Hausdurchsuchung, auch im Pfarrhaus, dabei war;

Ruzicka, der durch seine Verhöre und Protokolle zu manchem Deutschen beim Volksgericht hereindrehte und dann die Unschuld in persona spielte. Über einen einzigen Gendarmen in Schildberg will ich als Seelsorger ein Wort des Lobes aussprechen, es ist Herr Tichacek, der mir noch im Aussiedlungslager Müglitz auf die humanste Weise entgegenkam. Es sei ihm an dieser Stelle der wärmste Dank ausgesprochen. Solche Gestalten waren aber in dieser Zeit Seltenheiten, schon bei Tags mußte man diese Menschen mit dem Licht suchen.

Im März des Jahres 1946 wurde mit der „humanen Aussiedlung" der seit einem Jahrtausend ansässigen Sudetendeutschen begonnen. Ich glaube, über dieses Kapitel nicht viel Worte verlieren zu müssen, das Ausland wird darüber genügend informiert sein. War am Vormittag ein Transport abgegangen, dann waren es die Gendarmen, die sich über die verlassenen Wohnungen stürzten und alles für sie Wertvolle in Besitz nahmen. War ihre Aufgabe um 10 oder 11 Uhr vormittags beendet, dann ging es regelmäßig ins Gasthaus, um sich dort im Alkohol zu berauschen und das Getane zu vergessen. Im Aussiedlungslager in Müglitz wurde das gestohlene Gut fuhrenweise weggefahren; nein, es ist nicht möglich, alle diese Szenen wiederzugeben, die sich in letzter Minute unseres Dortseins noch ereigneten. Am 11. August 1946 ging von Müglitz der Transportzug ab, mit dem auch ich meine Heimat verlassen mußte. Es komme mir kein Tscheche mit dem Einwand, ich hätte es vielleicht nicht notwendig gehabt, zu gehen, ich hätte vielleicht bleiben können. Kann ein Seelsorger bleiben, wenn seine Herde vertrieben wird? Wohin gehört der Hüter dieser Herde? Doch ebenso in die Verbannung! Wird ein Tscheche gegen diese Logik etwas einwenden können? Und deshalb bin ich wie meine Herde ein aus der Heimat Vertriebener!

Und ein Schlußwort möchte ich meinem Bericht zufügen: Wir fühlen uns als zu Unrecht aus der Heimat Vertriebene, und keine Macht der Welt kann uns jemals zwingen, diese

in der Geschichte größte Massendeportierung unschuldiger Menschen rechtlich anzuerkennen. Wie lächerlich würde es klingen, wollte man in irgendeinem Friedensvertrag dieses Massenverbrechen kodifizieren. Der Demokratie im deutschen Volk wäre damit der schlechteste Dienst getan, den man sich denken könnte, stünde an ihrer Wiege Gewalt von größten Ausmaßen. Das sudetendeutsche Volk hat das Recht auf seiner Seite und wird sich stark genug fühlen, um dieses Recht ohne Gewalt und ohne Waffen in die Welt hinauszuschreien und nicht eher zu ruhen, bis dieses Recht auf seine Heimat ihm zurückgegeben ist. Je früher dies geschehen wird, desto kürzer wird die Zeit sein, durch die die nach Frieden sich sehnende Menschheit von einem gerechten und dauerhaften Frieden noch getrennt ist. Wir hoffen, daß vor allem die westlichen großen Demokratien sich zu diesem Gerechtigkeitssinn eines Tages durchringen werden!

Pfarrer J. H.

Blutrausch im Friesetal

Ich lasse nun den Erlebnisbericht des Herrn Bartoschek folgen; seinen Leidensweg, der ihn in das Konzentrationslager Grulich führte. Oder hat man für diese Art von Lagern einen anderen Namen gefunden? Glaubt man denn heute noch, die deutschen Konzentrationslager stünden in der Geschichte der Menschheit als einzige, abschreckende Mahnmale menschlicher Verworfenheit da? Vielleicht hat man inzwischen diesen Standpunkt doch schon revidiert!

„Allen Bewohnern des Friesetales wird der 18. Mai 1945 unauslöschlich im Gedächtnis bleiben; jener Tag, an dem unser schönes Friesetal und seine Bewohner das wahnwitzige Rasen der Bestie im tschechischen Volk zu spüren bekamen. Es hatte den Anschein, als hätte das tschechische Volk sich nicht nur während des Krieges diese blutige Revanche ersehnt, nein, als hätte man sich Jahrzehnte auf diese blutige Zeit vorbereitet. Als hätte man das Geschehene nur als Vorwand gebraucht, um der Blutgier freien Lauf geben zu können und jene Pläne nationalistischer Perversität durchzuführen, die in den kranken tschechischen Gehirnen schon damals herumspukten. Ein Grauen überfällt einen, läßt man den 18. Mai 1945 im Geist an sich vorüberziehen.

Die Nachricht trifft ein, Partisanen wären in unserem Städtchen und ließen ihre niedrigsten Instinkte an unschuldigen Menschen aus. Und niemand trete diesen Bestien in Menschengestalt hindernd in den Weg. Die tschechischen Behörden stehen diesem Rasen machtlos gegenüber. Die verantwortlichen Männer verkriechen sich, als empfänden sie dabei die größte Genugtuung. Man fragt sich: Was haben die alteingesessenen Schildberger Bürger den wenigen einheimischen Tschechen getan? Was ist denn diesen Menschen während des Krieges geschehen? Man zweifelt für Stunden

am eigenen Verstand und seiner Urteilskraft. Man fühlt sich in die Dschungel versetzt und hielte dies grauenhafte Geschehen in dieser Umgebung vielleicht für möglich. Um 11.30 Uhr erscheinen in meiner Wohnung fünf bis sechs tschechische Partisanen, überfallen mein Haus, erwischen mich im unteren Vorhaus und schlagen mich mit starken, knotigen Holzknitteln halb tot. Keine Körperstelle bleibt verschont, ausgeruhte Männerkraft tobt sich an mir aus! Meine Kopfhaut ist losgeschlagen, zusammengerollt und durch den herabfallenden Mörtelstaub verdreckt; sie gleicht frisch gebrannten Dauerwellen. Die furchtbare Prügelei dauert eine halbe Stunde. Mein Körper wird blau und schwarz von den unzähligen Hieben und Schlägen und Fußtritten. Mein Gesicht durch den großen Blutverlust leichenblaß. Dann höre ich noch ein mitleidiges, ironisch-zynisches: „Laßt ihn, er zieht schon hin", und ich liege wie ein Stück Vieh am Boden. Die Mordgesellen suchen aber auch Beute. Ich sehe sie in meine Wohnung einbrechen, eine Stunde lang wird geplündert und gestohlen; alles, was bei ihnen Gefallen findet, wird mitgenommen. Der herbeigerufene Arzt, Dr. Alois Schikora, der sich jetzt in Backnang, Kr. Backnang, am Koppenberg 7, aufhält, leistet mir erste Hilfe und bringt meine Kopfhaut mit 14 Klammern und Stichen in beste Ordnung. Dr. Schikora ist der Schwager des Johannes Hruschka, von ihm erfuhr ich von jenem grausamen Treiben und fühle mich deshalb dazu autorisiert, diese Tatsachen wiederzugeben.

Dies war aber erst der Anfang meines blutigen Leidensweges. Was danach folgte, war vielleicht grausamer, weil es systematischer und sadistischer betrieben wurde. Es war ein langsames Zutodeprügeln, ein langsames Verhungernlassen von Menschen, die mit dem großen Geschehen der Politik im Jahre 1938 aber auch gar nichts zu tun hatten.

Am 28. Mai 1945, als ich vormittags für kurze Zeit zum ersten Male das Bett verließ, kam neuerdings eine Gruppe von tschechischen Partisanen und forderte mich auf, mitzu-

gehen. Ich hörte die Bemerkung des Führers dieser Bande: „Sollte er nicht mitgehen oder mitkönnen, dann erschießen!“ Nach ungefähr dreistündiger Haft im Schildberger Gefängnis, während welcher Zeit die Zahl der Verhafteten auf 10 anstieg, wurden wir vor der Tür des Gefängnisses in zwei Reihen aufgestellt. An der Spitze mit einer zwei Meter langen Hakenkreuzfahne Bürgermeister Seifert. Wir marschierten in der Richtung Bahnhof in der Annahme, irgendwo draußen im Feld oder Wald liquidiert zu werden. Fünf bis sechs schwerbewaffnete Tschechen gaben uns das Geleit. Während des Marsches bekamen wir unzählige Male die Gewehrmündungen mit aller Gewalt in die Rippen gejagt, Kolbenhiebe und Ohrfeigen blieben nicht aus. Jeder von uns wurde nach kurzer Zeit so mürbe, daß er den sehnlichsten Wunsch hatte, recht bald erschossen zu werden. Der Marsch ging aber weiter, bis wir in M.-Rothwasser seitwärts in die Karlsdorfer Kaserne einbogen.

Karlsdorfer Kaserne! Welches Grauen empfindet bei diesem Wort jeder Bewohner des schönen Friesetales. Was in den wenigen Tagen von Hunderten von Deutschen dort gelitten wurde, wieviel leiderfüllte Schreie in diesen Wochen dort zum Himmel drangen, wieviel unschuldiges Blut dort vergossen wurde, wer kann es heute noch sagen? Wer ist heute noch imstande, das unmenschliche Prügeln und Quälen in Worten zum Ausdruck zu bringen? Wer kann die Zahl der stummen Schläfer angeben, die, von den Tschechen zu Tode geprügelt und erschossen, unter dem Kreuzberg dem letzten Gericht entgegenschlafen? Karlsdorfer Kaserne! Das Wort genügte jedem Friesetaler Menschen, um das Leid derer zu ermessen, die durch diese Hölle gegangen waren.

Dort angekommen, wurden wir von denen übernommen, die über Nacht zu Helden geworden waren; dies waren die tschechischen Partisanen. Es wimmelte dort von diesen Bluthunden in Menschengestalt. Zu jedem von uns gesellten sich gleich einige, die Prügelei nach allen Regeln der Kunst ging von neuem los und dauerte über eine halbe Stunde. Dies

wurde uns zur Begrüßung verabreicht. Die Karlsdorfer Kaserne war bei unserer Ankunft mit Partisanen und Häftlingen, die aus dem engeren und weiteren Friesetal stammten, bereits überfüllt. Nicht endenwollende Schreie und Klagerufe drangen an unser Ohr und schwollen zu einem Stimmenmeer an. Ein Gruseln überlief uns, als wir diese Hölle betraten. Wir wurden in eine Zelle zusammengepfercht, eine zweite Portion Prügel wurde uns verabreicht. Darauf der Befehl: „Alles heraus!" Mit entblößtem Oberkörper mußten wir im Kasernenhof Aufstellung nehmen. Eine unheimliche Furcht packte uns, denn jeder Augenblick an diesem Abend wurde uns zur Ewigkeit. Jeden Augenblick auf die Kugel gefaßt zu sein, die ja schließlich und endlich unsere Lage nicht verschlechtern, unsere Qual jedoch nur beenden konnte. Wenn bei all dem nicht das Bewußtsein gewesen wäre, daheim Frau und Kinder zu haben! Wir wurden untersucht, ob unsere Leiber genügend grün, blau und schwarz geschlagen wären. Nach einer kalten Waschung, die einem wohltat, wurden wir in unsere Zellen gejagt, und wir bekamen ein für uns in diesen Tagen ungewöhnlich gutes Essen. Am nächsten Tage wurden unsere Aussagen zu Protokoll gebracht, und gegen Mittag wurden ungefähr 40 bis 50 Mann mit Lastautos, durch dieselben Partisanen, die uns hergebracht hatten, bewacht, in das Internierungslager nach Grulich gebracht.

Vor dem Grulicher Gerichtsgebäude angekommen, wurden wir einzeln in die Kanzlei geführt, jeder von Stockhieben, Mündungsstößen und Kolbenhieben auf diesem Weg begleitet. Von Gendarmerie wurde über uns Protokoll aufgenommen; die Rückführung in das Lastauto geschah unter denselben „humanen" Bedingungen. Als Aufenthalt wurde uns der Bürgerschul-Turnsaal angewiesen. Bevor wir eintreten durften, wurden wir von einem Russen und einigen besonders diebisch veranlagten Partisanen unserer letzten Habe beraubt. Weder ein Pfennig, noch ein Zigarettenpapier, noch ein Taschenmesser wurden uns belassen. In dem Bestreben,

uns keinen Augenblick zum Nachdenken zu geben, mußten wir kurz darauf 150 bis 200 tiefe Kniebeugen machen, dazu Gummikabelhiebe, unzählige Ohrfeigen und Stöße mit dem Gewehrkolben. Nach zwei oder drei Tagen, während welcher Zeit wir kein Essen bekamen, wurden wir der GPU vorgeführt, in kleinen, niedrigen Waschküchenräumen im Hause des Baumeisters Hübner. Dort behielt man uns drei Tage. Nach Beendigung der Protokollaufnahme wurden die jüngeren Jahrgänge in das KZ nach Auschwitz verschleppt, die übrigen zurück in die Folterhölle, den Bürgerschul-Turnsaal. Ungefähr 14 Tage kampierten wir hier, ohne etwas gearbeitet zu haben. Und alle Tage waren mit Grausamkeiten gewürzt, wie tiefer Kniebeuge, Laufschritt, Ohrfeigen und Kabelhieben; nebenbei eine dreimalige Verpflegung mit einer dünnen Kartoffelmehlsuppe und einem durchsichtigen Stückchen Brot.

Täglich wurden neue Opfer hereingeschleppt. Der Saal war deshalb so übervölkert, daß 20 bis 25 Mann, die Schildberger waren alle dabei, in den Gemeindearrest, in zwei kleine Räume im Kellergeschoß im Ausmaß von 2×3 Metern, übergeführt wurden. Darin eine Pritsche, aus der ein atemberaubender Gestank uns entgegendrang. Hier mußten wir eine Woche lang nächtigen. Dann ging es wieder zurück in unseren früheren Internierungsraum. Tagsüber wurden wir in die Kaserne zur Arbeit geführt. Am Sonntag mußten wir vor- und nachmittags in ganz Grulich die Straßen kehren. 5.45 Uhr Frühaufstehen; binnen 10 Minuten mußten die Liegeplätze aufgeräumt, der ganze Saal gekehrt sein, alle 80 Mann mußten gewaschen (zu diesem Zwecke standen im Hofe zwei Waschtröge zur Verfügung) und zu den Freiübungen aufgestellt sein. Diese dauerten ungefähr eine Stunde und waren für uns wahrhaftig keine Erholung. Jedoch in den Händen unserer Peiniger ein Mittel, um uns Tag für Tag zu quälen, seelisch und körperlich vollkommen zu zermürben. Die 100 tiefen Kniebeugen durften dabei nicht fehlen, bei denen mit Kabelhieben und Ohrfeigen nach-

geholfen wurde. Dann marschierten wir in den Hof des Gerichtsgebäudes, ca. 10×3 Meter groß, wo der gefürchtete Frührapport durch den grausamen Lagerleiter Zahalka gehalten wurde, bei welchem das übliche Ohrfeigen auch nicht fehlen durfte. Dann das Frühstück, ein Schöpflöffel sogenannten schwarzen Kaffee und ein durchsichtiges Stückchen Brot. Und dann die oben geschilderte Beschäftigung. Später war eine Gruppe von 15 bis 20 Mann im Schlachthof, ca. 30 Mann am Friedhof beschäftigt, und eine dritte Gruppe sammelte unter Aufsicht die auf den umliegenden Feldern herumliegenden Geschosse. Während der Arbeitszeit wurde ständig zur Arbeit angetrieben. Zu Mittag gab es zum größten Teil eine leere Kartoffelsuppe, am Nachmittag dann Fortsetzung der Arbeit. Am Abend um 6 Uhr die „nahrhafte Kartoffelsuppe“ und das kleine Stückchen Brot, das von Tag zu Tag kleiner wurde.

Das Schlafengehen sollte jeden Tag von uns teuer erkauft sein. Im Saal angekommen, mußten sich alle ausziehen, abwaschen und nach wenigen Minuten mit entblößtem Oberkörper im Hof aufgestellt sein. Die Glieder machten links und rechts um, so daß sich die Männer mit den Gesichtern gegenüberstanden. Es begann das Spießrutenlaufen. Alle standen mit erhobener rechten Hand, ein Mann mußte durch die Gasse laufen, und jeder mußte mit der flachen Hand auf den Rücken des Hin- und Herlaufenden zuschlagen, so gut er konnte. Ca. 80 bis 90 Mann. Zu beiden Seiten dieser Gasse stand je ein Posten mit einem Besenstiel oder Peitschenstöckchen in der Hand. Zwei Wachmänner hielten den Betroffenen fest. Dieser mußte sich vorbeugen und bekam 30 bis 50 Hiebe auf den Rücken oder Hinterteil. Dies wiederholte sich zu beiden Seiten der Gasse, 20 bis 30 Mal wiederholte sich diese Szene, bis Rücken und Hinterteil genügend blau und schwarz geschlagen waren. Wer nach der Meinung der Wachposten absichtlich daneben oder zu wenig kräftig zuschlug, bekam von rückwärts Ohrfeigen und Hiebe und mußte als Nächster zum Laufen antreten.

Dieses Schauspiel war fast täglich am Programm. Bei derselben Aufstellung wurde auch das gegenseitige Abwatschen vorgeführt. Bei dieser Nummer stand ich zufällig meinem Neffen Hans Bartoschek gegenüber. Ich brachte es doch nicht übers Herz, diesen mit aller Wucht zu ohrfeigen und bekam dafür vom Posten unzählige Hiebe.

Man hatte aus einigen, vor allem in der inneren Tschechei gelegenen Städten gehört, daß mit den internierten Deutschen öffentliche Schaustellungen aufgeführt würden, zu welchen auch das tschechische Publikum geladen war. Hier wurden dann alle Errungenschaften menschlichen Quälens den Versammelten vorgeführt. Anläßlich eines Garnisonwechsels Mitte Juli 1945 gab man auch bei uns eine Galaprügelei zur Schau. Die Bürgerschule war bis zum zweiten Stock mit Militär voll besetzt, da sämtliche Soldaten aus allen drei Kasernen dazu geladen waren. Im großen Schulhof war ein derartiger Andrang, daß nicht einmal eine Stecknadel hätte hindurchfallen können. Die Spitzen der tschechischen Behörden waren erschienen, um sich diesen Genuß nicht entgehen zu lassen. Der damalige Grulicher tschechische Polizeichef ließ es sich nicht nehmen, in eigener Person eine Nummer vorzuführen. Zirka 15 bis 20 Mann der Inhaftierten wurden ausgesucht, mein Neffe und ich waren, wie immer, auch dabei. Mit nackten Füßen mußten wir uns auf den Bauch legen, einer neben den andern und bekamen dann mit einem fingerstarken Gummikabel ca. 100 Hiebe auf den nackten Hohlfuß.

Als ich mir die Frage erlaubte, aus welchem Grunde man uns diese Sonderbehandlung angedeihen ließe, bekam ich 50 Schläge separat. Der Hohlfuß ist einer der empfindlichsten Teile des Körpers, und die Schmerzensschreie waren bis über die Grenzen von Grulich hinaus zu hören. Nach dreistündiger Prügelei in allen Modulationen hieß es, in zwei Gliedern antreten und aus dieser Formierung heraus im Laufschritt so schnell als möglich in den Turnsaal abzutreten. Es ist staunenswert, mit welcher Raffinesse die

tschechischen Wachsoldaten jede Gelegenheit benutzten, um uns das Leben hier zu einem wahren Inferno zu machen. Die Tür zum Turnsaal war 1 Meter bis 1,20 Meter breit. Davor stauten sich 80 Mann. Von allen Seiten schlugen die Soldaten mit Stöcken, Kabeln und Gewehrkolben auf die drängende Menge ein. Die das Pech hatten, die letzten zu sein, bekamen die meisten Schläge. In der Mitte des Vorhauses zweigte ein zweiter Eingang in den Saal ab; davor stand ein weiterer Posten, der die Hereindrängenden mit dem Gewehr in die Seite bearbeitete. Der Eingang in den Turnsaal führte über drei Stiegen herunter. Immer wieder kam es vor, daß einige der Hereindrängenden über die Stiegen stolperten, was wiederum ein Anlaß zu grausamster Behandlung war. War man nun endlich im Saal angelangt, hieß es, in Habtachtstellung weitere Quälereien abwarten. Laufschritt am Platz, tiefe Kniebeugen dauerten wiederum fast eine ganze Stunde; lässiges Ausführen dieser Befehle wurde durch grausames Zuschlagen und Ohrfeigen geahndet. Unter den Internierten befanden sich Männer bis zu 78 Jahren, die den gleichen Quälereien ausgesetzt waren. Schon nach einigen Tagen kamen diese Männer halb totgeschlagen ins Krankenhaus nach M.-Rothwasser; die meisten überlebten diese Qualen nicht und starben nach einiger Zeit. Andere verübten in unbeobachteten Augenblicken Selbstmord.

Jede Woche einmal durften unsere Angehörigen ein Päckchen mit Wäsche in der Kanzlei abgeben, welches nach gründlicher Untersuchung uns durch den Lagerleiter Zahalka übergeben wurde. Waren irgendwelche, vor allem bessere Lebensmittel dabei, so wurden diese beschlagnahmt. Das Sprechen mit den Angehörigen war uns verboten. Ich selbst hielt es bis zum 15. August 1945 aus und wurde an diesem Tage mit zerschlagenen Nieren in hoffnunglosem Zustande ins Krankenhaus nach M.-Rothwasser geschafft. Am 9. März wurde ich als unheilbar der häuslichen Pflege anvertraut. Noch heute bin ich arbeitsunfähig.

Ein tschechischer „Demokrat“ sei mit wenigen Worten gekennzeichnet. Er war im Grulicher Lager Wachposten, hieß Srmcka und stammte aus Schreibendorf; vor Jahren war er nach Gabel an der Adler übersiedelt. Mit seinen 21 bis 23 Jahren hatte er es schon weit gebracht. Dieser Massenmörder brüstete sich vor Herrn Bayer, Kaufmann in M.-Rothwasser, der das Grulicher Lager durchstand, er habe in der heutigen Nacht den 73. Deutschen erschossen. Kann sich die Welt endlich ein Bild machen, in welcher Art und Weise diese abgebrühten Gauner gewütet haben? Wann werden die internationalen Gerichte auch über diese Verbrecher zu Gericht sitzen? Oder sieht man dies alles als Folgen des Krieges an und geht darüber hinweg zur Tagesordnung über?“

Soweit der Erlebnisbericht des Herrn Bartoschek.

Pfarrer J. H.

Die Hölle von Hodolany

Erlebnisbericht eines katholischen deutschen Pfarrers aus Hombok bei Olmütz.

Am 20. Mai kamen gegen Abend einige tschechische Partisanen im Alter von 15 bis 20 Jahren schwer bewaffnet ins Haus und verlangten unter wüsten Drohungen und Beschimpfungen, daß künftig kein deutsches Wort in der Kirche gesprochen werde. Auch die Mai-Andacht am Abend müsse tschechisch sein. Ich erklärte, daß ich in diesen Fragen von den kirchlichen Amtsstellen abhängig sei und einen Auftrag seitens der bischöflichen Behörde brauche. Sie versprachen, einen solchen beizubringen, und verließen schließlich das Pfarrhaus. Am Abend kamen sie schwer bewaffnet in die Kirche und benahmen sich während der Maiandacht im Gotteshaus herausfordernd und rüpelhaft.

Anfang Juli erschien Kommissar Vojtech Mysak mit Gendarmerie-Wachtmeister Smekal im Pfarrhaus. Sie forderten die Abhaltung eines Dank-Gottesdienstes für die Befreiung durch die Rote Armee. Ferner verboten sie für künftig jeden deutschen Gottesdienst und gaben sonstige Vorschriften das kirchliche Leben betreffend. Zum Schluß der Unterredung betonte der Kommissar, es sei ihm nicht unbekannt, daß ich zur Zeit des Nazi-Regimes viel zu leiden hatte, und es wäre nun an der Zeit, mich meinen Gegnern gegenüber zu rächen. Er selbst würde mich auch öfter um Auskunft über einzelne Personen des Ortes bitten. Ich lehnte höflich und entschieden ab mit dem Hinweis, solche Ansuchen hätte mir auch die Gestapo gestellt. Daraufhin betonte er noch einmal, daß alles unter vier Augen geschehe, ohne daß jemand von solchen Unterredungen erfahren würde. Ich lehnte weiter ab, da ich als

Pfarrer weder in der Vergangenheit noch in der Zukunft zum Ankläger meiner Pfarrkinder werden wolle oder mich für erlittenes Unrecht während der Nazizeit rächen möchte. Wegen der Veranstaltung der Dank-Gottesdienste erklärte ich, die Entscheidung der vorgesetzten kirchlichen Behörde zu überlassen.

Vojtech Mysak ist tschechoslowakischer Religion. Deutsche Männer waren von ihm oft schwer mißhandelt worden, Mädchen und Frauen hatten viel zu leiden, wenn sie ihm nicht gefügig waren. So wurde z. B. der Kriegsinvalide Alois Richter durch ihn und Gemeindediener Rehak ermordet — nach ärztlichem Befund: „Selbstmord aus Angst vor Strafe", während die Nachbarn des Gemeindearrestes ihn in der Nacht furchtbar schreien hörten, der Kommissar am Morgen sich seiner Tat am Telefon rühmte und der Totengräber, ein Tscheche (Augustin Metelka), sowie die Schwester und Mutter des Alois Richter an der Leiche viele Spuren von Mißhandlungen und an Mund und Ohren Bluterguß, aber keine Spuren von Strangulierungen feststellten.

Am 16. Juli nachmittags wurde ich auf das Gemeindeamt (Kommissariat in Hombok) gerufen. Ich ging im Talar. Vojtech Mysak empfing mich mit groben Worten, wie: „Du Lump, ich werde euch Deutschen noch zeigen, was ich kann! Ihr Deutsche werdet vor mir kriechen müssen! Augenglas herunter, daß ich es dir nicht einschlage!" Ich mußte das Augenglas ablegen. Dann beschuldigte mich Vojtech Mysak, ich hätte vor mehreren Tagen öffentlich auf der Straße „Heil Hitler!" gegrüßt. Ich antwortete ruhig, aber entschieden, das sei eine Lüge, ich habe auch während des Dritten Reiches selten und nur gezwungen dieses Grußwort gebraucht. Der Kommissar stellte mir einen tschechischen Ansiedler gegenüber, der vor einiger Zeit nach Hombok gekommen war. Ich hatte ihn vorher ein einziges Mal gesehen. Dieser behauptete, mich laut „Heil Hitler" grüßen gehört zu haben. Unter wüstem Schimpfen forderte der

Kommissar den jungen Ansiedler auf, mich zu schlagen. Weil dieser es nicht tat, schlug mich Mysak fünfmal derb ins Gesicht, erlaubte mir dann, das Augenglas wieder aufzusetzen und stellte mich mit dem Gesicht an die Wand. Dort stand bereits der 70jährige frühere Müllermeister Jung, den ich angeblich so gegrüßt hatte. Nach längerer Zeit kam Gendarmerie-Wachtmeister Smekal in den Gemeindeamtsraum, stellte einige Fragen an mich und den tschechischen Ankläger und schrieb ein „Protokoll". Der Ankläger gab einen Tag der beschuldigten Handlung an, an welchem ich überhaupt nicht in Hombok war. Ich machte darauf aufmerksam und ersuchte, dieses und andere Umstände ins Protokoll aufzunehmen. Der Gendarmerie-Wachtmeister lehnte ab mit dem Hinweis, daß es sich um unwichtige Kleinigkeiten handle. Unterschrieben wurde das Protokoll nicht. Ich wurde in den Gemeinde-Arrest geführt. Essen reichte man mir nicht, obwohl meine Haushälterin wiederholt gebeten hatte, mir Essen bringen zu dürfen. Die Tochter des früheren kommunistischen Bürgermeisters Enzmann warf mir im geheimen durch das Gitter einige Brotschnitten. In der Nachbarzelle des Gemeindearrestes wurde etwas später der 70jährige Paihoda eingeliefert, der auch wegen angeblichem Hitlergruß vom Kommissar zur Rede gestellt und geohrfeigt worden war. Paihoda war österreichischer Staatsbürger.

Am 17. Juli gegen Mittag wurde ich durch einen Gendarmen in das Lager Hodolany bei Olmütz gebracht. Der Polizeiangestellte in der Lagerkanzlei empfing mich mit gemeinen Schimpfworten. Gleich damals bemerkte ich, was ich später noch oft erfahren mußte, daß die Beschimpfungen und die grobe Behandlung in gleicher Weise oder noch viel mehr dem Pfarrer als dem Deutschen galten. Im allgemeinen erinnerten mich die Zustände des Lagers an die Schilderungen der Rachmanowa über diejenigen in Rußland im Jahre 1917.

Man führte mich in den berüchtigten Bunker, einen betonierten, lichtlosen Raum unter der Erde, früher als Luftschutzraum verwendet. Dort dauerte es geraume Zeit, bis ich mich durch Tasten in dem feuchten Raum etwas zurecht fand. Später erfuhr ich, daß dieser Bunker durch lange Wochen 60 Männer beherbergte. Einige von ihnen waren den Mißhandlungen erlegen, andere machten dort nach vielerlei Mißhandlungen ihrem Leben freiwillig ein Ende. Auch ich wurde vor dem Einsperren in den Bunker mit dem Gummiknüppel geschlagen, und bevor die schwere Eisentür hinter mir geschlossen wurde, mit Fußtritten behandelt. Angeblich war durch eine Kontrolle des Internationalen Roten Kreuzes die Benutzung des Bunkers eine Zeitlang untersagt, bei meiner Einlieferung aber kam er wieder zur Verwendung. Bald wurde ich aus meinem Grübeln durch Stöhnen und Prügelschlagen von außen her aufgescheucht. Die Eisentür öffnete sich, ein menschlicher Körper flog auf mich. Noch einige Flüche von tschechischen Polizisten, und die doppelte Eisentür fiel wieder ins Schloß. Als der so Geschlagene wieder etwas zu sich kam, erzählte er, daß er ein einarmiger Kriegsinvalide aus der Rheingegend sei. Sehen konnte ich ihn in der Dunkelheit natürlich nicht. Er sei deswegen so furchtbar geschlagen worden, weil er eben einem Bekannten im Lager mit der Hand gewinkt hatte und diese Handbewegung ihm als ein Hitlergruß gedeutet wurde. Später einmal erzählte mir die frühere deutsche Lagerärztin, der Kriegsinvalide lebe nicht mehr. Nach lagerärztlichem Befund habe sich der Einarmige beide Pulsadern (!) aufgeschnitten.

Nach einiger Zeit wurde die Eisentür wieder aufgerissen. Man holte mich heraus. Einige Wärter, durchweg Partisanen im Alter von 15 und mehr Jahren, rissen mir den Talar herunter und führten mich unter Stößen zur nächsten Lagerbaracke (Nr. 2). Ich trug nur leichte Hosen und ein ärmelloses, leichtes Seidenhemd. Im Gang der Baracke gaben mir einige Partisanen und ein ungefähr 17jähriger

Jude, der sogar deutsch mit mir sprach, die „Einführung ins Lager“ (cviceni). Ich mußte mich hinwerfen und wieder aufstehen, laufen, hinwerfen, aufstehen usw. Durch Stöße und Stockschläge der Partisanen wurde ich durch den langen Gang getrieben. Dann mußte ich mich hinlegen und wurde durch Fußtritte durch den langen Gang gerollt, oder ich mußte mich, auf einen kleinen Stock gestützt, zwanzig Mal um mich selbst drehen und dann rasch von einem Ende des Ganges zum andern laufen. Von einer Wand zur andern taumelnd, wurde ich mit Stockschlägen und Fußtritten weitergetrieben. Als ich einige Male zusammenbrach, konnte ich endlich vor die Baracke treten und mich mit dem Gesicht an die Wand stellen, das, wie üblich, einige Male an die Wand geschlagen wurde.

Es kam ein Mann aus dem Städtischen Gaswerk und suchte unter den Lagerinsassen noch einige weitere Arbeiter für den restlichen Nachmittag. Mit einigen alten, meist kranken Männern führte man mich mit ins Gaswerk. Dort hatten wir die Hemden auszuziehen und mit bloßem Oberkörper einige Wagen Kohlen auszuladen. So nebenbei machte man uns darauf aufmerksam, daß sich im Kohlenstaub öfter Sprengstoffe und Munitionsstücke befänden; wir möchten darauf achtgeben und sie zur Seite legen. Nach einiger Zeit wurde ich einer andern Arbeitsgruppe zugeteilt, die glühenden Koks zu fahren und abzuladen hatte. Als die Männer meine Striemen am entblößten Oberkörper sahen, beglückwünschten sie mich, daß ich so leicht davongekommen sei. Den meisten von ihnen sei es schlechter ergangen, und es gehe ihnen bisweilen auch heute noch schlechter, obwohl es gegen früher etwas besser geworden sei.

Unter den Arbeitern im Gaswerk traf ich durchweg Leute der Intelligenz von Olmütz, Gymnasialprofessoren, Postangestellte, höhere Beamte usw., die schon seit Wochen diese Arbeiten versahen. Schon wegen dieser Mitarbeiter und der herrlichen Kameradschaft, die wir miteinander hatten, wäre ich am nächsten Morgen gern dieser Arbeits-

gruppe zugeteilt worden. Ich mußte aber nach dem Frühstück gleich allein zurück in den Bunker. Das Frühstück bestand immer aus einem kleinen Stückchen Brot und schwarzem Kaffee. Sonst gab es bis zum Abend, wo eine Suppe verabreicht wurde, im Lager nichts zu essen.

Von Schlafen konnte im Bunker fast keine Rede sein. Es waren zwei schmale Bretter an der Betonwand. Kein Licht. Die Decke, die mir von Leuten ins Lager geschickt worden war, habe ich niemals gesehen. Ständig mußten wir im Bunker bereit sein, wenn plötzlich die Eisentür aufgerissen wurde, um neue Mißhandlungen zu erfahren oder ein neuer Insasse hereingeprügelt wurde. Auch die Nacht war nicht immer ohne diese Störung. Bis spät in die Nacht hörte man draußen die Jugend im Marschschritt, während sie tschechische Lieder singen mußte. Ungezählte Male zwang man sie, in tschechischer Sprache zu sagen: „Olmütz, Olmütz, gib den Deutschen gute Nacht, treibt sie aus den Toren, die deutschen Schweine!" — Beim Morgengrauen waren dann wieder die Stimmen derer vernehmbar, die zur Arbeit geführt wurden. Uns fehlte in der Dunkelheit des Bunkers jedes Gefühl für die Zeit.

Am Vormittag des nächsten Tages wurde ich zum Verhör geführt. Zwei Stunden oder mehr stand ich, mit dem Gesicht an die Wand gedrückt, im Gang der Verwaltungsbaracke, dem Spott und Schimpf der vorübergehenden Angestellten ausgesetzt. Endlich holte man mich in einen Raum, in dem die Lagerkommissare und Militärpersonen eine Art Gerichtssitzung abgehalten hatten. Lange Anklageschriften, meistens von Gemeindediener Rehak ausgegeben, wurden mir vorgelesen. Ich sei immer ein gefährlicher Nationalsozialist gewesen und hätte mir verschiedene Vergehen gegen die Tschechen zuschulden kommen lassen. Ich erwiderte, daß ich in den vergangenen Jahren wiederholt von der Gestapo verfolgt und verwarnt worden war, weil ich es angeblich mit den Tschechen halte. So bekam ich trotz der Bemühungen des Generalvikars von Branitz vielleicht als

einziger Einwohner von Hombok keinen Grenzübertritt nach Olmütz, auch nicht für dienstliche Zwecke. Einmal wurde mir ein Grenzübertritt durch die deutsche Gendarmerie abgenommen, weil ich angeblich in Olmütz mit Tschechen geheime Zusammenkünfte hätte. Im übrigen könne jedes Kind von Hombok über mein Verhalten Auskunft geben. Höhnisch antwortete mir der Vorsitzende: „Solche Zeugen haben keine Bedeutung. Es seien ja Deutsche." Ich hätte nunmehr die Wahl, von der GPU sofort erschossen oder dem tschechischen Volksgericht übergeben und in einem Monat mit dem Tode bestraft zu werden. Dann führten mich Partisanen in den Bunker zurück, nachdem sie mich wie üblich mit Gummiknüppel und Fußtritten bedacht hatten.

Bis zum Abend wurden noch einige Männer in den Bunker gebracht, unter ihnen ein 70jähriger Oberlehrer aus Freudenthal: Kolmann. Dieser war zuvor in der üblichen Weise nackt auf einen Tisch gelegt und von fünf oder sechs Partisanen mit Stöcken, Stahlruten, Gummiknüppeln, Reitpeitschen usw. geschlagen worden. Er stöhnte die ganze Nacht vor Schmerzen. Es gelang mir, ihn von dem Entschluß, sich das Leben zu nehmen, abzubringen.

Am nächsten Tag wurden wir dann aus dem Bunker mit anderen aus dem Lager zur Arbeit am Bahnhof verwendet. Bei Licht merkte ich erst, daß das Hemd des Oberlehrers noch ganz blutig war. Trotz seines Alters und seines Zustandes mußte er mit uns zu schwerster Arbeit antreten. Wenn wir übrigens nach dem Grund mancher Beule und Verletzung gefragt wurden, mußten wir immer sagen, daß wir gestürzt wären oder uns sonstwie diese Verletzung zugezogen hätten. Jede andere Antwort wurde mit schwerster Mißhandlung bestraft.

In den nächsten Tagen wurde ich zu den verschiedensten Arbeiten eingeteilt. Für uns im Bunker waren immer die schwersten vorgesehen. Die Aufsicht war viel strenger. Im Lager durfte niemand uns ansprechen oder

auch nur aus der Entfernung mit uns in Verbindung kommen. Landsleute aus Hombok, die mir auf dem Wege zum Essen oder sonst begegneten und mir winken oder rufen wollten, setzten sich schweren Mißhandlungen aus. Ich habe also Minen gegraben und beseitigt, auf der Bahn für die Russen Wagen geladen, Kasernen räumen helfen, in früheren Flieger-Werkstätten (Rudy Letow) verschiedene Aufräumungsarbeiten geleistet, in einem Privathaus Wasser aus den Kellern geschöpft usw. Manche alten Leute brachen unter der Arbeit und vom Hunger ermattet zusammen. Trotzdem hatte die Arbeit außerhalb des Bunkers und Lagers den Vorteil eines Aufenthaltes in Licht und frischer Luft, des Beisammenseins mit anderen Menschen und, was manchem das Wichtigste war, der und jener fand in den Mülleimern oder unter Eisenbahnwagen ein Stück verschimmeltes Brot oder andere Abfälle, oder er hatte das Glück, von mitleidigen Menschen heimlich etwas zugesteckt zu erhalten. Zum Wertvollsten gehörte das Beisammensein mit Leidensgenossen verschiedenster Berufe und Weltanschauung, zusammengeschweißt durch das gemeinsame Schicksal. Nie habe ich die Notwendigkeit meines Dortseins so empfunden, als wenn ich manchem Leidensgenossen priesterliche oder wenigstens menschliche Hilfe geben konnte.

Der aufregendste Arbeitstag für mich und manchen anderen war jener, als ich mit rund 400 Männern und Frauen mit Spaten oder Picke beladen zu Erdarbeiten in die Parkanlagen von Olmütz (Ausfall) geführt wurde. Die begleitenden Partisanen waren gereizt. Schon am Wege gab es Flüche und Kolbenhiebe ohne Ende. Während der Arbeit hatten wir kaum einen Augenblick der Erholung. Tags vorher waren einige 100 Leute aus Würbenthal ins Lager gebracht worden, Männer, Frauen und Kinder. Zu Hause hatte man ihnen gesagt, es gehe zur Erntehilfe. Das Ziel ihres Weges aber war Hodolany. Unter ihnen befand sich Generaldirektor Grohmann. Vor dem Abmarsch zur

Arbeit hatten die Partisanen einige Facharbeiter für ihre persönlichen Bedürfnisse zurückbehalten. Im groben Spaß fragte einer der Partisanen, ob nicht ein Generaldirektor unter den Lagerinsassen sei. Zum Unglück meldete sich der unerfahrene Grohmann. Während der Arbeit wurde er ständig getadelt und dann mit Reitpeitschen, Kolben usw. zur Arbeit angetrieben. Acht- oder neunmal brach er stöhnend bewußtlos zusammen. Durch kaltes Wasser wieder zu sich gebracht, schlug man ihn solange, bis auch das kalte Wasser nicht mehr half. Jugendliche mußten einen Handwagen herbeischaffen, der Tote wurde in Säcke gehüllt, und unter dem Kommando der Partisanen von den Jugendlichen fortgeführt. Die meisten von uns hatten nur einen Gedanken: Er hat's vorüber, wer wird der nächste sein? Bisweilen brach einer am Weg zum Lager zusammen — keiner durfte sich nach ihm umsehen, ob er noch einmal zu uns zurückkehrte, oder ob auch er es überstanden hatte.

Kinder unterm Galgen

Der nachstehende Bericht einer Ärztin ist wohl einer der entsetzlichsten, die mir bisher unterkamen. Der Bericht ist unter Eid gegeben. Name und Adresse der Ärztin sind mir bekannt; aus Sicherheitsgründen muß ich sie geheimhalten, bin aber jederzeit bereit, sie der UN oder dem Kongreß zu nennen. Man muß nur immer wieder fragen: Wann werden die Nürnberger Gesetze gegen die Urheber dieser Vertierung angewendet? Wann wird sich der Ausschuß für „Menschenrechte," wann wird sich dessen Vorsitzende, Frau Roosevelt, einmal mit den tschechischen, polnischen, jugoslawischen Verbrechen und Verbrechern beschäftigen? *E. J. R.*

Bevor ich als ehemalige leitende Ärztin des tschechischen Konzentrationslagers Olomouc-Hodolany näher auf die dortigen Verhältnisse eingehe, sei mir eine grundsätzliche Bemerkung gestattet. Aus der Zusammensetzung des Lagers ging eindeutig hervor, daß es dem tschechischen Staate nicht um die Internierung und übrigens mittelalterliche Bestrafung der nationalsozialistischen Deutschen ging, sondern die ganze Konzentrationslageraktion war ein einziger Wut- und Haßschrei gegen alles Deutsche überhaupt. Darauf kann nicht eindringlich genug hingewiesen werden. Im Lager befanden sich zum Beispiel — um nur einige eklatante Fälle zu nennen — der englische Staatsbürger Frederik Treyhorn, vordem Forstverwalter bei einem deutschen Adeligen in Nordmähren, die deutsche Jüdin Sternberg mit ihrer schwer herzkranken Tochter aus Olmütz, der deutsche Halbjude Schien aus Namest, der jahrelang in Buchenwald war, weil er Jude, und jetzt bei uns

interniert war, weil er Deutscher ist, zwei Zigeunerinnen aus Floridsdorf bei Wien, die auf dem Heimweg aus einem Arbeitslager bei Berlin in Prerau gefangengesetzt, nackt ausgezogen, durch die Stadt getrieben, und dann nach Hodolany gebracht wurden, die aktiven kommunistischen Arbeiter, die auch während des Nationalsozialismus ihrer Überzeugung treu geblieben waren, Th. Alois aus Domstadtl, M. Otto und B. Florian aus Bärn, abgesehen von den vielen Kindern, deren einziges Verbrechen es war, daß sie als Deutsche geboren worden waren.

Das Lager bestand aus 13 Baracken, davon waren neun mit Internierten belegt. Eine Baracke war normalerweise für 80 Mädchen berechnet. Unser Gesamtbelag variierte jedoch zwischen 2 800 und dem Höchstbelag von 3200 nicht verurteilter, nur vorläufig internierter Personen. Sie lagen alle, Männer, Frauen und Kinder auf dem blanken Fußboden, zugedeckt nur dann, wenn sie bei der Verhaftung gerade zu Hause waren und sich einiges Notwendige mitnehmen konnten. Meistens wurden die Leute von der Straße weg in die Lager verschleppt. Erst von Februar 1946 an wurden Holzbetten mit Strohsäcken aufgestellt. Bis zum selben Termin waren die Menschen ohne ein Stückchen Seife, sie arbeiteten und schliefen 10 Monate lang in derselben Wäsche, in demselben Anzug, bis alles in Fetzen von ihnen hing. Dann wurde die Erlaubnis zum Paketempfang von zu Hause gegeben. Erst im November 1945, als das ganze Lager bereits verwanzt und verlaust war, wurde auf mein andauerndes und bestimmtes Drängen hin von der Lagerleitung ein Desinfektor beschafft. Während der nun laufenden Desinfektion mußten die Menschen nackt auf ihre Kleider warten, da sie zum Wechseln ja keine hatten. Während der strengen Wintermonate wurden pro Ofen und Tag fünf Kilogramm Kohle bewilligt, ein Nichts, wenn man bedenkt, daß auf dem blanken Fußboden geschlafen wurde. Das Essen bestand bei 12- bis 14stündiger schwerster körperlicher Arbeit früh aus ungesüßtem, dünnem,

schwarzem Kaffee und 150 g Brot, abends einer Kartoffel- oder dünnen Nährmittelsuppe und wieder 150 g Brot, für die im Lager zurückgebliebenen Arbeitsunfähigen und Kranken auch mittags eine Suppe. Durchschnittlicher täglicher Kaloriengehalt: 500 bis 600. Die Behandlung war unmenschlich und grausam. Es steht nach unserem Erleben fest, daß Nazi-Deutschland nicht der einzige und nicht der letzte Verbrecher gegen Menschenwürde und Menschenrecht ist.

Bei der Einlieferung in das Lager wurde den Menschen alles abgenommen, selbstverständlich Schmuck, Uhren, Geld, kurz alles, was auch sonst noch einen Wert hatte. Den Brillenträgern wurden ihre Brillen durch Faustschläge zertrümmert. Aufforderungen wurden stets mit wüsten Schimpfereien und Fußtritten begleitet. Die Menschen aus Nordmähren, also aus einer rein deutschen Gegend, die die tschechische Sprache nicht beherrschten, den Befehlen also gar nicht nachkommen konnten, weil sie diese nicht verstanden, hatten die Hölle. Sie wurden getreten, geschlagen, mußten Kniebeugen machen, bis sie vor Erschöpfung zusammenbrachen. Die WC's, die innerhalb der Baracken lagen, durften ab 22 Uhr aus Schikane nicht mehr benutzt werden, was deshalb besonders grausam war, weil alle an vermehrter Diurese litten. Da um halb vier in der Früh schon „Wecken" war, war von einer Nachtruhe nicht die Rede, denn die oft betrunkenen Wachhabenden machten ihre Späße mit den todmüden Menschen täglich bis ein oder zwei Uhr nachts, wobei „Habt acht" gestanden und „Stand" gemeldet werden mußte, immer und immer wieder. Auf unnatürliche Weise kamen von den insgesamt 17 000 Menschen, die durch das Lager gingen, 2000 ums Leben. Um den Leser nicht zu ermüden, greife ich nur einige Fälle heraus, deren Tod mir ob der tierischen Grausamkeit, mit der er ausgeführt wurde, besonders im Gedächtnis haften geblieben ist. Das Folgende kann jederzeit im vollen Namen belegt werden.

Magistratsdirektor Dr. C. wurde, nachdem man ihn blutig geschlagen hatte, getötet, indem man ihm einen Schlauch in den Rectum einführte und ihm solange kaltes Wasser unter Druck in den Darm einströmen ließ, bis er starb.

Ing. H. wurde zweimal aufgehängt und zweimal wieder abgeschnitten, dann mit einer Riemenpeitsche mit Bleikugeln geschlagen, daß das Gebiet von musculus giutaeus maximus abwärts bis zur Achillessehne ein anatomisches Präparat von bloßgelegten Muskeln, Sehnen, Blutgefäßen und Nerven war. Darin wimmelten in den heißen Sommermonaten Tausende von Fliegenmaden . . . Der starke Eiweißverlust und eine hinzukommende Dysenterie machten der Qual endlich ein Ende. In den letzten Tagen vor dem Tode holte ich mir diesen Patienten auf den Armen aus dem Zimmer in den Verbandsraum. Er wog kaum noch 30 kg. Diese Methode, jemanden so langsam sterben zu lassen, war eine der häufigsten. Drei Monate hindurch waren alle Marodenzimmer mit derart zugerichteten Menschen belegt. Bei der Ausdehnung der Wunden und der zerschlagenen Muskulatur war an eine Heilung nicht zu denken. Sie starben alle.

Auch die Nichtinternierten, in der Stadt wohnenden Deutschen kamen unter Bewachung mit Gewehr ins Lager zu uns internierten deutschen Ärzten in Behandlung, da tschechische Ärzte die Konsultation im allgemeinen ablehnen mußten.

Der furchtbarste Fall war ein 13jähriges deutsches Mädchen, das vergewaltigt worden war und dem davon ein 30 cm langes Stück Darmschlinge aus der Scheide hing. Der tschechische Professor für Gynäkologie Dr. B. operierte das Mädchen doch. Es blieb auch am Leben. Da Dr. B. inzwischen verstorben ist, darf ich verraten, daß nach einem Bericht der Täter ein Kapitän der tschechischen Armee war.

Wegen eines „Aufbegehrens" gegen ein Mitglied der Wachmannschaften wurde der Schlesier Ing. K. ohne Ge-

richtsverfahren nach einem Urteil des Major moravske brigady St., der nie einen Fuß in das Lager gesetzt und mit der Lagerleitung nicht das mindeste zu tun hatte, mit dem Tode durch Erhängen bestraft. Zum Vollzug des Hängens wurde der mitinternierte tschechische Kollaborant H. gezwungen. Vor dem Galgen waren alle Insassen des Lagers vollzählig aufmarschiert, auch alle Kinder! Vor der Leiche, die fünf Tage hängen blieb, mußten abwechselnd zwei Deutsche je zwei Stunden knien, mit erhobenen Händen den Leichnam betrachten. Fiel einem das Kinn vor Erschöpfung auf die Brust, wurde er geschlagen.

An zwei aufeinanderfolgenden Tagen wurden die 68 alten Leute des Altersheimes Olmütz, die geschlossen nach dem 8. Mai 1945 auf Leiterwagen in das Lager gebracht worden waren, in der Nacht von 17- bis 19jährigen Wachmannschaften einfach zusammengeschossen, weil sie „alt und unnütz“ waren. Ich habe heute noch das grauenvolle Wimmern der letzten 13 alten Weiblein im Ohr — die älteste war 92 Jahre alt und blind —, als man sie roh und unter den Schimpfworten: „Deutsche Säue, germanische Huren“ aus der Baracke zur Exekution zerrte.

Als die Aussiedlung schon begonnen hatte, hörte der 16jährige L. aus Langendorf, Kr. Sternberg, der bei einem tschechischen Bauern als Knecht arbeitete, daß seine Eltern aussiedeln müßten und er heimkommen möchte. Der Bauer jedoch brachte den Jungen wegen Verweigerung der Arbeit nach Hodolany ins Lager, dort wurde er solange mehrmals am Tage blutig und bewußtlos geschlagen und in Dunkel- und Einzelhaft gehalten, bis er irrsinnig wurde. In diesen seinen Wahnsinnsdelirien schrie er nach seiner Mutter, sang Hitler-Jugendlieder, grüßte mit deutschem Gruß, wenn er seine Suppe bekam, was jedesmal erneut Anlaß gab, ihn wieder niederzuschlagen, obwohl er für sein Tun nicht mehr verantwortlich war, das mußte doch jeder Laie sehen. Und dies geschah im Mai 1946, ein ganzes Jahr nach den blutigen Revolutionstagen.

Die Erinnerungstage von Lidice, Iezaky, Javoricko und der Nationalfeiertag des Johannes Hus waren Schreckenstage und Nächte. An diesen Tagen wurden auch Frauen auf den völlig entblößten Unterkörper geschlagen. Bei einigen war die seelische Depression so tief, daß sie sich nach einer Periode der Melancholie oder völliger Apathie am Fensterriegel erhängten oder sich im Becken des Luftschutz-Wasserreservoirs ertränkten.

Ein Tag brachte uns alle Frauen, Kinder und Säuglinge des deutschen Dorfes Bennisch — 285 an der Zahl. Auch sie lagen auf bloßer Erde. Viele Kleinkinder starben aus Mangel an Milch, denn auch für sie gab es nur schwarzen Kaffee, wenn nach einigen Tagen die mütterliche Milch stagnierte.

In den kalten Wintermonaten 1945/46 stahlen sieben Männer ein paar Hände voll Kohlen. Daraufhin sperrte man sie halbbekleidet ohne Zudecken vier Tage in einen Bunker. Alle kamen mit schwersten Erfrierungen wieder heraus, zwei mußten amputiert werden und starben nach der Operation.

Unsere sogenannte Rote-Kreuz-Baracke war primitiv, wohl Eisenbetten mit Matratzen, teils Strohsäcken und einer Wolldecke, jedoch ohne wechselbare Überzüge, was infolge der schrecklichen Wunden besonders prekär war, da alles nach kurzer Zeit vor Schmutz, Eiter und während der Dysenterieperiode vor Kot starrte und nicht gereinigt werden konnte. Auch in der Marodenbaracke konnten wir uns der Wanzen und Läuse nicht erwehren, bis um die Weihnachtszeit 45 wie ein Geschenk des Himmels das erste amerikanische DDT verteilt wurde. Wegen des herrschenden Platzmangels lagen in einem Bett meistens zwei bis drei Menschen.

Alle Leichname der an Krankheit Verstorbenen und Gemordeten lagen nackt im Gras neben dem Bunker am Ende des Lagers, bis sie abgeholt wurden. In Säcken kamen sie namenlos in Gemeinschaftsgräber außerhalb der Friedhöfe.

Von meinem eigenen Schicksal will ich nicht sprechen. Es erhebt sich nicht über das Los meiner Leidensgenossen. Nur dies: Von verschiedenen Seiten der Lagerleitung wollte man mich als leitenden Arzt zwingen, die Totenscheine der Gemordeten mit der üblichen Diagnose „Herzschwäche" zu unterschreiben. Ich tat dies in keinem einzigen Fall und wies dieses Ansinnen zurück unter Hinweis auf meinen hippokratischen Eid. Die Konsequenz nahm ich auf mich. Leider fanden sich andere deutsche Kollegen, die ihre Unterschriften auf diese lügnerischen Schanddokumente setzten. So kam es, daß ich später nach meiner Freilassung einen Totenschein in die Hände bekam, wonach der mir bekannte H. F. sich in suicider Absicht an beiden Armen die Pulsadern aufgeschnitten haben sollte. In Wirklichkeit hatte er den rechten Arm im Schultergelenk nach einer Granatverletzung im Kriege amputiert und war im Lager durch sieben Revolverkugeln niedergestreckt worden.

Das Gesagte ist nur ein kleiner Ausschnitt aus der Schreckens- und Leidenszeit von 17 000 deutschen Menschen aus einem einzigen der vielen tschechischen Konzentrationslager in der Zeit von Mai 1945 bis Mai 1946. Ich könnte diesen Bericht beliebig in immer neuen Variationen fortsetzen, will mich aber mit diesen wenigen Fällen begnügen. Ich habe nie gehaßt und trotz meiner furchtbaren Erlebnisse hasse ich auch heute nicht. Auch soll mit diesem Bericht kein Samen zu neuem Haß gelegt werden, das wäre gegen meine Absicht. Ich beeide, daß der Bericht die lautere Wahrheit ist.

Nicht schließen möchte ich ihn, ohne still der aufrechten, anständigen Tschechen zu gedenken, deren Namensnennung einer anderen Zeit vorbehalten bleiben muß, die halfen und Böses zu hindern suchten, die gute Patrioten waren und Menschen geblieben sind. Dr. F.

Die Massengräber von Brünn

Erlebnisbericht des L. L.

Nie im Leben war ich Menschenhasser oder auch nur einer, der nur das gelten ließ, was deutsch hieß und sich so nannte. Immer im Leben habe ich in jedem Menschen, welcher Rasse oder Nation er auch angehörte, meinen Mitbruder gesehen und auch danach gehandelt. Ich war von Jugend auf bestrebt, in dem Lande, wo ich mir mein Brot verdiente, ehrlich zu handeln, zu arbeiten und dem betreffenden Staate nützlich zu sein.

Ich bin im Jahre 1929 aus dem Deutschen Reich nach Brünn übergesiedelt, da ich hier eine Anstellung angenommen hatte, die man mir schon in Berlin angeboten hatte. Ich kam also wiederum in das Land, wo ich geboren ward. Schon damals wandte ich mich der Arbeit in den Gewerkschaften zu, da dies meiner demokratischen Einstellung am meisten lag. Es war dies der Einheitsverband der Privatangestellten. In Mähr.-Schönberg habe ich diese Arbeit fortgesetzt, wurde dort zum Obmann und Vertrauensmann gewählt und als Beisitzer beim Arbeitsgericht herangezogen. Meine sozialdemokratische Gesinnung habe ich hier ohne Furcht an den Tag gelegt.

Wenn ich dies anführe, so deshalb, um zu betonen, daß das tschechische Volk nicht nur mir, aber auch ungezählten anderen gegenüber gar keinen Grund hatte, etwas vorzuwerfen und sich so tierisch und satanisch zu benehmen. Die Schuldigen und diejenigen, die sich kriminelle Vergehen zuschulden kommen ließen, zur Verantwortung zu ziehen, dazu war noch genügend Zeit.

Die Tatsachen, die ich schildern will, sind wahrheitsgetreu, ich will nichts beschönigen, nichts hinzusetzen und kann alles beeiden.

Die Tatsache allein, daß ich Deutscher war, genügte, um dies Grauen zu erleben. Ich befand mich in den Jahren 1939 und 1940 in Linz, wo ich beruflich tätig war, und wurde deshalb von dort zur Wehrmacht eingezogen. — Nach Beendigung des Krieges wollte ich natürlich in meinen Wohnort zurück, nach Mähr.-Schönberg. Ich wurde in Tischnowitz angehalten und durch drei bewaffnete Zivilisten zur tschechischen Militärkommandantur geführt. Dort hat man mich grundlos geschlagen und ins Gefängnis geworfen, wo sich schon Menschen beiderlei Geschlechtes befanden. Während meiner Festnahme von 10 Tagen mußte ich schwer arbeiten und bekam nur geringste Kost. Eine Methode, die von den Tschechen allgemein angewendet wurde, und zwar mit größtem Erfolg. Nach neuerlichem Verhör wurde ich in das berüchtigte Konzentrationslager nach Brünn geschafft, um, wie man mir sagte, neuerlich untersucht zu werden. Hier begann für mich und viele Tausende von Deutsche die Zeit schrecklichster Schandtaten und Grausamkeiten. Hier sah ich erst, auf welch niedrige Stufe der Mensch sinken kann, wie sich tierische und blutdürstige Rachegefühle an unschuldigen Menschen, Männern, Greisen, Frauen und unschuldigsten Kindern austoben können. Brünn war der Ort und die Stadt, die nach Prag das grauenvollste Sterben und Hinschlachten erleben mußte. Jene Leichen, die in unbekannte Gräber und Massengruben verscharrt wurden, sind uns und der Welt mahnende und warnende Rufer gegen eine Welt, die da auszog, um für Gerechtigkeit und Völkerverständigung und sogar für das Christentum — welch himmelschreiender Hohn — zu kämpfen und schließlich neuerdings bei Konzentrationslagern und Massengräbern endete.

Bei der Aufnahme in diese Hölle wurde mir alles abgenommen, was nicht mit meiner Haut fest verwachsen war. Gegenstände, an denen man durch all die Jahre mit viel Herz und Liebe gehangen hatte. Als Erwiderung auf meine Bitte, mir doch diese Gegenstände zurückgeben zu wollen, bekam ich Faustschläge ins Gesicht und die gemeinsten tsche-

chischen Schimpfworte. Hierauf wurde ich in einen Saal geführt, wo wir unter dauernden Schimpfworten und Schlägen mit dem Gesicht gegen die Wand gestellt wurden und den ganzen Tag stillstehen mußten, ohne einen Bissen Brot zu uns nehmen zu dürfen. Lediglich ein schmutziger Eimer mit einem undefinierbaren Inhalt wurde bereitgestellt. Daß so mancher diese Strapazen nicht durchhielt und bewußtlos zusammensackte, sei nur nebenbei bemerkt. Das waren Kleinigkeiten im täglichen Lagerleben. In der Nacht wurden wir in ein Zimmer, wo sich schon andere Menschen befanden, getrieben und mit Schimpfworten und Stockschlägen, die ständig auf uns niedersausten, immer mehr zusammengedrängt. Nach qualvollen Stunden der Nacht wurde ich wieder zum Verhör gerufen. Dies geschah wieder unter Begleitung von Schlägen; bei dieser Gelegenheit wurde uns das große „N“ angeheftet. Nemec = Deutscher. — In der Annahme, das Schlimmste wäre vorbei, gab ich mich ruhigeren Gefühlen hin. Ich sollte mich aber gründlich getäuscht haben. In diesen Tagen bekam ich erst zu spüren, was Bestien in Menschengestalt zu tun imstande sind. Drei solcher Tiere in Menschengestalt fielen über mich her. Ein Tier schlägt und mordet nur im Gefühl des Hungers, oder wenn es sich in Gefahr sieht. Diese drei Bestien handelten in reinem Sadismus und mit kühler, grausamer Überlegung. Ihre blinde Wut ließen sie an mir aus, der ich mich nicht wehren durfte. Schläge mit Stöcken, Gummikabeln, Ochsenziemern, an deren Ende sich Stahlspitzen befanden, prasselten auf mich nieder. Sie schlugen mir auf den Kopf und auf den ganzen Körper mit voller Wucht. Mir floß das Blut aus Nase, Kopf, überall am ganzen Körper blutete ich. Nach dieser grausamsten Mißhandlung mußte ich 50 tiefe Kniebeugen machen, mußte mich auf den Bauch legen und wurde mit den Stiefelspitzen gestoßen; darauf wurde ich gezwungen, laut zu lachen und wurde schließlich in eine Zelle gestoßen.

Hier konnte ich nun über die „humane Behandlung“ nachdenken, was für ein Unterschied zwischen deutschen

und tschechischen Lagern besteht. Konnte nachdenken, was für einen Grund das tschechische Volk hatte, sich an uns Sudetendeutschen in dieser grausamsten Art und Weise zu rächen. Ueber jenes Volk Masaryks und Beneschs, das im 2. Weltkrieg an der Seite der Alliierten für Menschlichkeit und Christentum kämpfte und die leeren Phrasen von Humanität auf seine Fahnen geschrieben hatte. Wahrlich, in diesen grausamen Stunden meines Leids habe ich die Kulturstufe dieses Volkes kennen gelernt, jenes Volkes, das während des ganzen Krieges nur verdient hatte, das im Auftrage Hitlers an der Kriegsmaschine gearbeitet hatte, die dann gegen seine jetzigen Freunde eingesetzt wurde. Warum hat dieses Volk nicht damals schon ein entschiedenes „Nein“ gesagt? Warum? Erst der 5. Mai 1945 schien ihnen günstig, um ihre „nationale Revolution“ in Szene zu setzen und jenen kürzesten Krieg in der Weltgeschichte zu beginnen, den sie dann am 9. Mai siegreich gewonnen hatten.

Ein Schwerverbrecher wird abgeurteilt, in seine Zelle geführt und hat Ruh. Was waren wir, was war ich? Diesmal leider nur ein Deutscher, an dem sich die blinde Wut eines „siegreichen“ Volkes austoben konnte. 16 Menschen wurden in eine Zelle zusammengedrängt, und diese war nur mit zwei Strohsäcken belegt. Keine halbe Stunde wurde uns Ruhe gegönnt; immer wieder wurde die Tür aufgerissen, und von neuem gab es Stockschläge und häßliche Schimpfworte, die ein halbwegs kultivierter Mensch nicht einmal in den Mund nimmt. Das war der Tag der Aufnahme im KZ Brünn. Vor Ermattung und Müdigkeit erschöpft, konnten wir kaum stehen, freuten uns aber trotzdem auf die Nacht, da wir ein bißchen liegen zu können glaubten. Doch auch da gönnte man uns keine Ruhe. Wir wurden immer wieder in der Nacht geweckt, mußten erneut antreten, wurden nach allen Richtungen geohrfeigt und geprügelt, manchmal vier- bis fünfmal in der Nacht.

Frühmorgens um 5 Uhr, wenn alle Gänge gereinigt waren, mußten alle in einem Höllentempo auf dem Gefäng-

nishof antreten, um das „Frühstück" zu holen. Eine Schmach und ein Hohn für ein kultiviertes Volk; es waren vier- bis fünftausend Menschen da und nur fünfzig Eßteller, schmutzig und rostig. Abgesehen von der Unmöglichkeit, dieses Kartoffelwasser zu genießen, mußte man diese Brühe im Laufschritt trinken, und es wurde mit Schläuchen und Gummiknitteln dazwischengeschlagen. Die Brühe lief einem über den Körper und nicht in den Magen. Welches Inferno mußten wir hier Tag für Tag erleben, welch höhnisches Grinsen unserer Peiniger mit ansehen, ihre durch den übermäßigen Alkoholgenuß aufgedunsenen Gesichter, da sie es versuchten, wenigstens auf diese Weise ihr Gewissen zu beschwichtigen. Nach dieser schauerlichen Prozedur wurden wir zur Arbeit eingeteilt. Dabei fielen Ohrfeigen und Gewehrkolbenschläge wie Regentropfen auf uns nieder. Wie die Schwerverbrecher wurden wir zur Arbeit geführt. Maschinenpistolen, Gummiknittel waren unsere ständigen Begleiter. Zu Mittag gab es wieder eine leere Suppe. Wir waren allmählich so schwach und kraftlos geworden und aßen vor Hunger alles, selbst faule Kartoffeln, ja sogar Gras, damit doch wenigstens etwas im Magen war. Dauernde Selbstmorde waren an der Tagesordnung. Von der Arbeitsstätte wieder in die Hölle zurückgeführt, denn anders konnte man dieses KZ nicht nennen, ging die Qual von neuem los. Bevor wir in die Zelle gesperrt wurden, bekamen wir wieder Schläge.

Im Brünner Internierungslager, in dem ich mich befand, gab es einen A- und einen B-Block und dazu einen Sonderbunker. Ich hatte dabei noch das Glück, in den A-Block zu kommen. Im B-Block wurden mehr die Parteileute sowie SA-Männer konzentriert. Was sich an Grausamkeit und Brutalität im B-Block zugetragen hat, ist hier mit bloßen Worten nicht wiederzugeben. Was hier an erschütternden Klagerufen in diesen schauerlichen Tagen zum Himmel drang, wer kann es heute von denen, die diese Hölle glücklich überstanden hatten, wiedergeben? Das Jammern und Schreien

der Gepeinigten klingt uns noch heute in den Ohren, die tierischen und versoffenen Gesichtszüge sind uns noch heute im Gedächtnis, und das Verenden dieser Opfer wird uns in steter Erinnerung bleiben. Was den Bunker betrifft, so kann ich nur sagen, daß alle die Menschen, die ich dann später im Arbeitslager traf und die sich noch am Leben befanden, früher oder später alle verstorben sind. Eines Tages mußten wir von 11 Uhr bis spät abends knien und laut beten. Ob diese Teufel in Menschengestalt eine schwache Stunde dazu bewogen hatte, oder ob es bitterster Hohn und Spott war, entzieht sich meiner Kenntnis. Sieben Wochen wurde ich in diesem Inferno festgehalten, in dem ein Tag grauenhafter als der andere war. Eine Frage drängt sich hier einem unwillkürlich auf: Wie war es möglich, daß während der Terrorzeit des Nationalsozialismus Häftlinge in den nationalsozialistischen KZ's jahrelang durchhalten konnten, während in den tschechischen die meisten in den ersten Wochen qualvollster Behandlung einen grausamen Tod fanden? Wir hoffen, daß diese Frage einst ihre Beantwortung finden wird, und zwar eine gebührende, gerechte und ausreichende.

Nach nochmaliger Protokollaufnahme wurde ich dann in das Arbeitslager nach Bohonice bei Brünn geschafft. Wenn ich feststelle, daß die Zustände hier anfangs nicht besser waren, so wird man mir bei denen, die zu den erbittertsten Feinden aller Deutschen geworden sind, keinen Glauben schenken. Die Tatsache sei aber hier festgenagelt und den Deutschenhassern ins Gewissen geschrieben. Ich wurde zur täglichen Arbeit dem Friedhofskommando zugeteilt. Es begann für mich eine Zeit neuerlichen Grauens und Entsetzens. Schacht um Schacht mußten wir als Massengräber ausheben. Täglich mußten wir Leichen begraben. Die Grabhügel wuchsen. Große Flächen wurden für die armen Opfer bereitgehalten. — Wie human von den „demokratischen Tschechen" gehandelt, für ihre gemarterten Opfer noch ein Stück Erde hergeben zu müs-

sen! — Die Toten mußten teils aus der Leichenhalle, teils aus dem KZ geholt werden. Man stelle sich um Gottes Willen keine normale Beerdigung vor! Die Toten lagen nackt in der Leichenhalle, oft zählte ich 14 Leichen, die volle 14 Tage schon dort lagen und teilweise in Verwesung geraten waren. Es war für mich ein Anblick, wie ich mir ihn erschütternder nicht vorstellen konnte. Nein, wer dies nicht selbst gesehen und erlebt hat, wird sich von diesem Grauen kaum eine Vorstellung machen können.

Warum sind in diesen Tagen nicht ausländische Filmreporter auch hier erschienen, um diese Leichen, freilich, es waren nur Deutsche, zu filmen und einem Publikum, das bislang gewohnt war, nur deutsche Lager zu sehen, vor Augen zu halten? Leider hat sich damals keiner eingefunden oder es nur für notwendig gehalten, die grauenhaften Zustände zu brandmarken. Wie schon erwähnt, es handelte sich diesmal nur um Deutsche. Und diesen Umstand scheint man diesmal gründlich berücksichtigt zu haben. Die Toten waren schon stark in Verwesung geraten, so daß man oft die Schaufel benützen mußte, um sie begraben zu können. Ein grauenhafter Anblick war es und schlimmer noch der Geruch. Ohne Handschuhe mußten wir die Toten zweimal auf- und abladen, auf einem Karren zur Grube fahren, um sie endlich einzuscharren. Wahrhaftig, mit einem Stück Vieh geht man nicht so um! Die Toten haben, Gott sei Dank, davon nichts mehr gespürt, aber umsomehr wir, die wir sie begraben mußten. Wir selbst waren wie wandelnde Leichen. Vor Hunger und Schlägen und schlaflosen Nächten schwach und kraftlos geworden, daß wir uns kaum auf den Beinen halten konnten, mußten wir Tag für Tag diese grauenvollen Bilder menschlicher Verworfenheit und Niedertracht mitansehen. Und dann noch die Sorgen um die Angehörigen. Ich wußte nichts von meiner Frau und ihren Angehörigen, ob sie noch da waren oder bereits auch verschleppt; denn das war ja bei den Tschechen an der Tagesordnung: Verschleppen, alle Familienbande zerreißen, Frauen und Mäd-

chen vergewaltigen, alles deutsche Hab und Gut rauben, um sich daran zu bereichern. Mir selbst wurde das letzte Hemd abgenommen und die von mir so dringend benötigten Augengläser. Noch heute stelle ich oft die Frage: Wie konnte ich in dieser grauenhaften Umgebung, bei dieser bestialischen Behandlung, bei Hunger und Entbehrung durchhalten? Fast erscheint es mir wie ein Wunder. Wohl lag ich fünf Wochen schwer krank danieder und befürchtete, ein ebenso „schönes" Begräbnis von den Tschechen zu erhalten, wie Tausende meiner Kameraden und Mitinhaftierten. Im Januar 1946 kam ich in ein Invalidenlager, ein früheres Zigeunerlager, und konnte mich etwas erholen, vor allem aber nachdenken, warum mir diese „menschliche Behandlung" zuteil wurde. Mitte Juni 1946 wurde ich zwecks Aussiedlung entlassen. Die Dauer meiner gänzlich unbegründeten Festnahme war 13 Monate, und zwar von Mai 1945 bis Juni 1946.

Gez.: L. L.
J. H.

Sadisten toben in Raase

Einzelbericht über die bestialische Ermordung des stellvertretenden Landrates von Troppau, Josef Czech.

Diesmal sei das Schicksal des stellvertretenden Troppauer Landrates Josef Czech schriftlich niedergelegt. Es klingt wie etwas, was nicht einmal Völkern auf niedrigster Kulturstufe stehend zugetraut werden kann. Es ist einfach nicht zu glauben, was Herr Josef Czech erleiden mußte, bevor ihn der Tod von dieser sadistischen Quälerei erlöste.

Es muß vorausgeschickt werden, daß Josef Czech zwanzig Jahre der ersten tschechoslowakischen Republik als Rat der politischen Verwaltung treu gedient hat. Selbst tschechische Kollegen in seinem Amte haben seine selbstlosen Dienste neidlos zugeben müssen. Er war niemals Nationalsozialist, gehörte weder der NSDAP noch einer ihrer Gliederungen an und stand zu jeder Zeit in Gegnerschaft zu den nationalsozialistischen Stellen. Dadurch möchte ich nur beweisen wollen, daß sich der tschechische Haß nicht an den Pgs austoben wollte, sondern ein teuflisches Ziel sich gesteckt hat, nämlich: Das Sudetendeutschtum in seiner Gesamtheit tödlich zu treffen und damit zu bezwecken, daß sich dieser gesunde, fleißige und arbeitsame Volksstamm nie wieder erhole.

Josef Czech, Oberregierungsrat und stellvertretender Landrat in Troppau, Ostsudetenland, ist am 12. April 1891 in Raase, Kr. Freudenthal, geboren. Er flüchtete vor den anrückenden russischen Truppen und begab sich in seinen Heimatsort Raase, wo er in seinem eigenen Hause mit seiner Mutter und Schwester wohnte. Seine Schwester, die diese Schilderung gab, war stets bei ihm gewesen und führte ihm den Haushalt. Sie ist es auch, die die Einzelheiten von

der grauenhaften Ermordung ihres Bruders schriftlich niederlegte und mir übergeben ließ.

Der leidensvolle Kreuzweg des Herrn Josef Czech begann am 2. Oktober 1945; zu einer Zeit also, da die Wogen aufgepeitschter nationaler Leidenschaften sich doch hätten gelegt haben müssen. Es ist ein Beweis, daß es den Tschechen um mehr ging, als nur ihren Rachegelüsten in den ersten Wochen der sogenannten „nationalen Revolution“ freien Lauf zu lassen; was sie auch übers Maß hinaus getan haben.

Am genannten Tage wurde Herr Czech um 8 Uhr abends in seiner Raaser Wohnung von einem uniformierten Tschechen aus Radun bei Troppau, der sich als Mitglied des tschechischen Nationalausschusses ausgab — narodni vybor —, verhaftet und in den Gemeindearrest abgeführt. Der verhaftende Tscheche beschuldigte Herrn Czech beim narodni vybor in Raase, er hätte als stellvertretender Landrat von Troppau seinen Vater für eine Umsiedlung vormerken lassen. Dazu sei bemerkt: Nach Aussagen der Schwester hatte Herr Czech mit diesen Dingen nichts zu tun; ferner ist es zu einer Umsiedlung des genannten Vaters nie gekommen. Und drittens wurde die völlige Unschuld des Herrn Czech in genannter Angelegenheit von den tschechischen Behörden nachträglich bestätigt. Natürlich als Herr Czech bereits eines grauenvollen Todes gestorben war. Der Zweck war ja bereits erfüllt gewesen: man hatte einen Deutschen mehr gemordet!

Auf der Gemeinde wurde Herr Czech sofort furchtbar verprügelt, so daß er über und über blutete; gegen 3 Uhr in der Früh schleppte man ihn in seine Wohnung zurück, um nach Papieren zu suchen. Seine Schwester erschrak über alle Maßen, da sie ihren Bruder so furchtbar zugerichtet sah. Man führte ihn wieder auf die Gemeinde, um ihn ein zweites Mal in sadistischer Weise zu schlagen. Am nächsten Tage kehrte er um 2 Uhr nachmittags nochmals nach Hause zurück, um sich von seiner Mutter und

Schwester zu verabschieden. Er war noch kaum zu erkennen. Sein Gesicht war gänzlich verschwollen, das Blut rann an ihm herab.

Wer hätte es je gedacht, daß die Tschechen all die Grausamkeiten, die ihr perverses Gehirn ausgedacht hatte, öffentlich ausführen würden?

Von der Wohnung wurde Herr Czech zur Gendarmerie nach dem vier Kilometer benachbarten Dorf Spachendorf geführt. Doch auf welch grauenhafte Art und Weise! Er mußte sich zuerst die Schuhe ausziehen, man band ihm einen Strick um den Hals, das andere Ende wurde ans Rad gebunden, hinter welchem er den ganzen Weg laufen mußte. Während des Weges wurde er dauernd mit der Peitsche geschlagen. In Spachendorf angelangt, begann nun für ihn das größte Martyrium.

Ich lasse nun seine Schwester selber sprechen und will ihren Worten nichts zufügen. Welche krankhafte Phantasie gehört doch dazu, um einen unschuldigen Menschen auf solche Weise zu morden! Seine Schwester schreibt: „Es wurden ihm die Hände verbrannt, dann wurde er an die Wand gestellt, und man warf mit Dolchen nach ihm, wobei man ihm beide Ohren abtrennte. Er wurde mit schweren Fahrradketten solange auf den Kopf geschlagen, bis man ihm die Hirnschale brach. Und das geschah alles öffentlich; seine Schreie gellten weithin, und das ganze Dorf war Zeuge dieser furchtbaren Szene. Schließlich trampelte man mit schweren Stiefeln so lange auf ihm herum, bis er vollkommen besinnungslos war. Hierauf lud man ihn um 5 Uhr morgens auf ein Fahrrad und brachte ihn zur nächsten Bahnstation Bennisch. Dort warf man ihn über die Lenkstange des Fahrrades auf die Erde und schlug ihn mit der Reitpeitsche so lange, bis er in Agonie fiel. In diesem Zustande brachte man ihn in das Landesgericht nach Troppau, wo er den entsetzlichen Mißhandlungen, die er erduldet hat, erlag."

Soweit seine Schwester wörtlich.

Die Leiche des Herrn Czech wurde zur Obduktion in das Krankenhaus des Deutschen Ritterordens nach Freudenthal gebracht, bei welcher gewaltsame Tötung und schwerste Schäden, wie Knochenbrüche, Lungenrisse und sonstige schwerste Verletzungen festgestellt wurden. Natürlich wurde eine pro forma Untersuchung eingeleitet, die jedoch nur feststellte, daß Herr Czech völlig unschuldig war. Es kam aber zu keiner Bestrafung des unmenschlichen Verbrechens, das an Herrn Czech begangen worden war.

J. H.

Genickschüsse am offenen Grab

Erlebnisbericht eines sudetendeutschen Lehrers

Meine eigene Behandlung sei hier genauestens geschildert. Ich bemerke, daß ich als Lehrer vor 1938 in M.-Rothwasser in meinem eigenen Hause wohnte, keine Parteitätigkeit irgendwelcher Art entfaltete und mit Tschechen überhaupt keine Berührung hatte. Nach 1938 war ich als Beamter nicht im Orte, hatte mit den Tschechen nichts zu tun, war einfacher Parteianwärter und gehörte keiner Gliederung an. Der anwesende Kommissar, der frühere Schulleiter Kopa, der mich ja vor 1938 kannte — mein Haus steht in unmittelbarer Nähe der tschechischen Schule — denunzierte mich als „Angehörigen der Gauleitung". Als ich das korrigierte, erhob er den Vorwurf, ich hätte gegen seinen Bruder in meinem früheren Dienstort Jestreb gearbeitet. Auf die Entscheidung des Herrn Kommissars hin wurde ich in die Folterkammer gebracht. Ich sah dort, wie „leichte Fälle" bereits hier in diesem Raume behandelt wurden. Man warf die Männer bäuchlings über einen Sessel, dann schlug man mit schweren Gummiknitteln auf Rücken und Gesäß los, ein Mann zählte die Hiebe. Diese waren immer reicher bemessen als die „Gerichtskommission" festgesetzt hatte. Aus dem Nachbarraum hörte ich Schreien und Stöhnen, dann wurde die Tür aufgerissen und blutüberströmt wurde H. Frömel, Beamter in der „Friesa", herausgestoßen. Mir wurde bedeutet, die Kleider auszuziehen. Ein Partisan, der mit fuchtelndem Gummiknüppel dabei vor mir stand und mich immer wieder auf den Kopf schlug, entdeckte meinen Ehering, der mir bis jetzt verblieben war. Er riß mir ihn vom Finger. In der Unterwäsche stieß man mich in den anliegenden Raum. Der Fußboden war bereits naß und blutig. Man warf mich zu Boden, legte mich auf einem Fenster-

polster auf die Erde. Ein zweites Polster legten zwei Männer quer über den Nacken und drückten mich so fest zu Boden. Drei Männer und eine Frau schlugen nun unter den wüstesten Beschimpfungen mit aller Gewalt auf mich ein. Ich muß bald das Bewußtsein verloren haben. Als ich erwachte, fühlte ich, daß man mich mit Wasser begoß. Dann nahm die Prügelei ihren Fortgang. Wie lange ich so geprügelt wurde, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich aus dem Raum gestoßen wurde, die Kleider in die Hand gedrückt erhielt und über den Hof in ein Badezimmer getrieben wurde. Dort war ich mit dem ebenfalls schwer mißhandelten Ortsleiter und einem auf der Straße aufgegriffenen deutschen Soldaten, der, von den Russen entlassen, heimwärts wanderte, eingesperrt. Öfter wurde die Tür aufgerissen, anscheinend betrunkene Partisanen stürzten herein und schlugen auf uns ein unter ständiger Bedrohung. Nach etwa einer halben Stunde entließ man mich.

Die vielgenannte Frau, die wie eine Furie die Partisanen immer wieder aneiferte und selbst mit einer seltenen Brutalität auf die wehrlosen Männer einschlug, war Frau Moravetz aus Jamnei. Der Ziegeleileiter Czerny wurde so schwer verletzt, daß er am 21. 5. 1945 infolge beiderseitiger Hirnblutung starb. Der Schneider Hawran wurde nach furchtbaren Mißhandlungen gezwungen, sich aufzuhängen. Den Männern Emil Puschmann und Ottokar Jaschke wurde durch Schläge der linke Ellenbogenknochen gebrochen. Eine große Anzahl von Männern mußte ärztliche Behandlung suchen. Der Beamte Karl Frömel begab sich in Spitalpflege. Der Ortsleiter wurde nicht mehr entlassen. Er blieb vorerst in der Kaserne eingesperrt, ständig neuen Prügeleien ausgesetzt. Die Mehrzahl der Männer wiesen schwere, flächenhafte Blutungen am Rücken, am Gesäß und an den Beinen auf, Bärte und Kopfhaare waren abgeschnitten worden. Ich selbst lag mit Gehirnerschütterung drei Wochen zu Bett, die abgestorbenen Fleischteile an den Waden eiterten monatelang und wurden schließlich operativ entfernt.

Mit dem Wechsel der Partisanenbesetzung änderten sich immer wieder die Unternehmungen. Alle Deutschen waren Freiwild. Um Ausreden war man nicht verlegen, um immer wieder neue Haussuchungen und Raubzüge zu veranstalten. Ständig wurde nach Waffen, Munition und angeblich versteckten SS-Leuten gesucht. Dabei stahlen die Partisanen alles, was ihnen irgendwie wertvoll erschien. Die großen Häuser, Fabriken und Geschäfte wurden restlos ausgeplündert. Daneben lief die Verfolgung einzelner deutscher Männer und der Fang heimziehender Soldaten. Die Prügeleien in der Kaserne wollten kein Ende nehmen, besonders aus den Dörfern Karlsdorf, Weißwasser und Hoflenz fing man Männer auf Grund von Verordnungen durch ansässige Tschechen ein und fand irgendeinen Grund, sie ins Jenseits zu befördern. Die Zahl der von den Partisanen getöteten Deutschen läßt sich nicht feststellen. Tatsache ist, daß die Deutschen Johann Hatwig, Josef Weiser, Kutich, Halama, Weiß, Hehl, Willi Pfeffer, Schmied, Wagner, Stark, Hermann Czisch, Franz Schimek nach schweren Mißhandlungen schließlich erschlagen, erschossen oder aufgehängt wurden. Die Frauen aus den benachbarten Häusern schreiben mir dazu:

Frau Schwarzer: Partisanen haben in unser Häusel geschossen. Gleich darauf die Erschießungen. Gesehen habe ich zwei Personen, die sich selber die Schaufel getragen haben. Herunter kamen sie nicht mehr. Die Namen unbekannt. Meine Schwägerin sah sie auch und nahm an, daß der eine vom Schornsteinfeger Czisch der Sohn war.

Schwestern Effenberger: So geben wir bekannt, daß auf unserem Feld ein Grab ist, wo bestimmt vier bis fünf Personen liegen. Dann ist in den genannten Buchen vom Spritzenhaus hinaus wieder ein Grab, wo vielleicht acht Personen sind und daneben noch eins, dort dürften vielleicht noch zwei liegen, das können wir bestimmt sagen. Die Gräber mußten sich die Armen selber graben, dann wurden sie erschossen und hineingestoßen.

Die Getöteten waren vor ihrem Tode den ärgsten Mißhandlungen, ja Verstümmelungen ausgesetzt.

Dazu schreibt Bürgermeister Schlesinger: Auch soll man dem Weiser, Knecht, aus der Fabrik Glammer, vor seinem Tode die Hände abgehackt haben, was ich allerdings nur vom Hören weiß. Pfeffer Willi soll auf einer Trage herausgetragen worden sein, da er wahrscheinlich erschlagen wurde — wie die meisten. Von den fremden Soldaten, die heimwärts gingen und aufgefangen wurden, ging auch keiner weiter. Drei junge Burschen wurden oberhalb der Oberschenke, nachdem sie sich selbst die Grube graben mußten, erschlagen und erschossen.

Frau Marie Kreuziger berichtet dazu: Ich wohnte in M.-Rothwasser im Hause des Herrn Frank, gegenüber der Oberschenke, und konnte daher die Vorgänge dortselbst beobachten. Einige Tage nach dem Einmarsch der Russen kam ein großes Lastauto mit der Aufschrift „Partizani CRS“ bei der Oberschenke vorgefahren. Brüllend und Waffen schwenkend stürmten die tschechischen Partisanen ins Gasthaus und errichteten eine „Wache“. Wenige Stunden später kam ein gewisser Ulrich im Dorfe herunter und brachte drei junge, hübsche, blonde Burschen im Alter von 15 bis 17 Jahren zur Wache. Sie hatten die Nacht vorher bei der Bäuerin Becker im Oberdorf übernachtet; sie kamen offenbar aus irgend einem Lager im Reich und wollten ihre Heimat, die Sternberger Gegend, erreichen. Nach kurzem Verhör wurden die drei Burschen an die Mauer gestellt — neben dem Eingang zur Oberschenke — mit Gewehrkolben geschlagen und durch Fußtritte und Prügel schrecklich mißhandelt. Dann mußten sie ihre Ausweise in die Hand nehmen. Diese wurden angezündet, und die Burschen mußten „Heil Hitler“ rufen. Ein Partisan holte beim Nachbarn Bühn ein Grabscheit und zwei Schaufeln. Jeder Bursche bekam ein Stück zu tragen. Drei Partisanen führten die blutenden Jungen auf dem Wege neben dem Spritzenhaus, der zu Kubecks Kapelle führt, hinaus auf die Wiese, etwa

200 Schritte hinter dem Hause des Moritz Langhammer. Ich lief in mein Zimmer und konnte von dort aus alles Weitere beobachten. Ein Junge mußte sich hinlegen, ein Partisan stach die Länge ab. Dann mußten die Jungen eine Grube graben. Tief kann sie nicht gewesen sein, denn sie schaufelten nicht lange. Dann wurden sie aus fünf Schritt Entfernung erschossen und in die Grube geworfen. Zwei Deutsche, der Student Walter Kromp und der Aushilfsmeister Rudolf Höhl mußten das Grab zuschaufeln. Angeblich waren die Jungen noch nicht tot, als sie eingescharrt werden mußten. Ich kann noch einige Leute namhaft machen, die vom Stallgebäude der Oberschenke aus Zeugen des grausamen Mordes waren.

Am Platze — 19. 5. 1945 — blieben Hawran, Schneider und noch ein rotblonder Mann, den ich nicht kannte, wahrscheinlich ein Fremder. Verscharrt wurden sie angeblich in den in der Kaserne angelegten Splitterschutzgräben. In der sogenannten Folterkammer war auch die Spur von Prügeln noch zu jener Zeit zu erkennen, als ich als Geisel eingesperrt war.

Daß sich die Deutschen während dieser Zeit in einem unglaublichen Angstzustand befanden, ist begreiflich. Nachts knallte es rings ums Dorf und im Dorfe. Die Partisanen machten ihre Schießübungen. Russen durchzogen Tag und Nacht den Ort, es wurde geraubt, geplündert, vergewaltigt. Es ist unbeschreiblich, was die Bevölkerung in dieser Zeit alles ertragen mußte.

Unter dem Vorwand, es sei auf einen tschechischen Wachposten geschossen worden — die Tschechen veranstalteten nachts trunken manche Schießübungen — wurden am 26. 7. 1945 zehn Männer — Bürgermeister Schlesinger, Alfred Czerny, Herbert Peschke, Hannich, Heinrich Händer, Franz Kobsa, Wilfried Scheithauer, Ignaz Basser jun., Effenberger, Walter und Gustav Mahrle — als Geiseln verhaftet. Sechs Wochen wurden sie, unter ständiger Androhung, bei den geringsten Vorkommnissen erschossen zu

werden, zu schweren Arbeiten verwendet, dann wieder entlassen.

Den unterlegenen Gegner zur Bezahlung und Wiedergutmachung anzuhalten, evtl. Schuldige zu bestrafen, ist alter Kriegsbrauch. Ihn aber in menschenunwürdiger Art zu erniedrigen, ihn als Freiwild, ja Sklaven zu behandeln und eine unbeschreibliche Bestialität zu entwickeln, blieb einem Kulturvolk des 20. Jahrhunderts, den Tschechen vorbehalten. Dabei waren die Tschechen nicht „Sieger" mit der Waffe in der Hand als offener Gegner. Den ganzen Krieg über heuchelten sie und steckten Gewinne aller Art ein. Nach Beendigung des Krieges wurden sie lediglich Nutznießer im wahrsten Sinne des Wortes. Die Sudetendeutschen hätten sich in schwere Verluste geschickt, sie empfanden es nach den bestialischen Geschehnissen zum größten Teil als eine Erlösung, die Heimat zu verlassen. Was aber in ihren Gedanken niemals vergessen werden wird, ist die Art und Weise, wie die Tschechen die Deutschen behandelten, versklavten und wie sie vom deutschen Eigentum Besitz ergriffen, wie sie es werteten und wie sie damit verfuhren.

Der Deutsche war vogelfrei. Jeder Tscheche konnte ihn verhaften, prügeln, einsperren lassen, ja erschlagen. Es ist mir kein Fall bekannt, daß die „Hüter der Ordnung" in solchen Fällen irgendwie eingegriffen hätten. Als Deutsche mußten sie gekennzeichnet gehen. Zuerst ein „N" auf der linken Brustseite — in der Gemeinde numeriert — dann, da dies von hinten nicht sichtbar war, eine gelbe Armbinde. Ausgang war nur zu bestimmten Tageszeiten gestattet, das Betreten des Waldes auch in der Beeren- und Pilzezeit strengstens verboten. Um von einem Dorf ins andere zu gehen, bedurfte es einer besonderen Bewilligung durch den Ortsvybor. Das Fahren mit der Eisenbahn war am Anfang grundsätzlich allen verboten, später an besondere, nur selten erteilte Bewilligungen geknüpft. Die Benützung der eigenen Fahrräder, der pferdebespannten Wagen verboten. Und das alles in der eigenen Heimat, wo alles deutscher

Fleiß schuf. Von den ständigen Beschimpfungen und Beleidigungen durch die Tschechen, die sich die einzelnen Besitze ansehen kamen, will ich gar nicht viel erwähnen. Brutal, rücksichtslos, gemein, so war die Behandlung der Deutschen durch die Tschechen, sowohl privat als auch durch die Vertreter des Staates. Es kam nicht selten vor, daß der Herr Kommissar bei ihm vorsprechende Deutsche anbrüllte, hinauswarf, ja sogar eigenhändig ohrfeigte. Ganz besonders erbärmlich und niederträchtig benahm sich die Gendarmerie, die selbst raubte, plünderte, vergewaltigte und den Deutschen das Leben während der letzten Tage in der Heimat zur Hölle machte. Als ich verhaftet wurde, war die erste Frage: „Wo haben Sie die Sparkassenbücher?“ Die Post der Deutschen unterlag natürlich einer Zensur, sie wurde meist so gehandhabt, daß die Deutschen keine Briefe ausgefolgt erhielten. Meine tschechisch geschriebenen Karten aus dem Lager Hohenstadt sind nie angekommen. Die Briefe der eingezogenen Soldaten wurden grundsätzlich vernichtet, die Familien lebten bis zur Vertreibung fast alle in Ungewißheit, ob ihre Angehörigen noch am Leben sind.

Nach den Partisanen übernahm tschechisches Militär die Kaserne. Hausdurchsuchungen und Sammlungen — nichts anderes als Beraubungen — nahmen ihren Fortgang. Möbel von 80 der besten Zimmer wurden beschlagnahmt, abgeholt und, wie sich später herausstellte, von einem Offizier per Bahn verschoben. Dann wurden Gummimäntel, Leintücher, Decken, Geschirr aufgenommen und die Besitzer verpflichtet, eine bestimmte Anzahl abzuliefern. Fahrräder, Motorfahrzeuge, Radios, Fotoapparate, Sportgeräte und Musikinstrumente mußten ohne Ausnahme abgegeben werden. Am schmerzlichsten traf die Deutschen die Anordnung, alle Bücher, auch die für den Beruf und alle Fachwerke, restlos abzugeben. Aus dem wüsten Bücherhaufen, der sich dann in der Schule angesammelt hatte, suchten sich die Tschechen die ihnen genehmen Werke heraus, die anderen wurden vernichtet.

K. J.

In den Folterkammern von Mährisch-Rothwasser

Es scheint mir wichtig, vor der Schilderung der Ereignisse die bevölkerungspolitischen und nationalen Verhältnisse in M.-Rothwasser zu schildern, um die Zusammenhänge und vor allem die Mentalität der deutschen Bevölkerung in M.-Rothwasser kennenzulernen.

Das deutsch-mährische Dorf Mähr.-Rothwasser ist ein Gebirgsdorf mit etwa 2500 Einwohnern. Das Dorf ist von der Gründung her ununterbrochen deutsch. Keine nationalistisch-tschechisch verhetzte Propaganda wird diese Tatsache aus der Welt schaffen können. Da der rauhe Gebirgsboden die fleißigen und intelligenten Bewohner allein nicht ernähren konnte, begannen sie schon im 18. Jahrhundert mit der Hausindustrie. Zuerst wurde Flachs, dann Baumwolle gefärbt und gewebt. Den höchsten Wohlstand erreichte das Dorf 1880. In den besten Zeiten wurden von den Rothwasser Faktoren — Ausgeber der Wolle und Händler der Fertigwaren — bis 20 000 Handweber beschäftigt. Die reich gewordenen Faktoren errichteten dann um 1900 nach Bau einer Anschlußbahn größere Fabriken. Alle Faktoren und Unternehmer waren heimisch, also deutsche Menschen, die Arbeiter Deutsche, zum Teil aus dem Orte, zum Teil herangezogene Handweber aus den deutschen Nachbarorten. Vor dem Weltkriege 1914 hatten sich lediglich einige als Knechte bzw. Mägde in M.-Rothwasser beschäftigte Tschechen niedergelassen. Die Zahl der seßhaft gewordenen Tschechen betrug um diese Zeit kaum 15 bis 20 Prozent.

Nach dem Weltkrieg, nach Errichtung des tschechischen Staates, machte sich ein langsamer Zuzug von Tschechen bemerkbar. Die Bahn- und Postbeamten wurden durchweg durch Tschechen abgelöst und bildeten mit den wenigen,

schon früher seßhaft gewesenen Tschechen eine kleine Minderheit, für die der Staat außerordentlich gut sorgte. Er gründete eine einklassige Schule — Rothwasser besaß eine fünfklassige deutsche Volksschule und seit 1872 eine deutsche vierklassige Bürgerschule — und baute für sie ein eigenes Gebäude. Bald hatten die ständig vom Staat gestützten Tschechen ein Gasthaus, es wurde eine Bürstengenossenschaft errichtet und dadurch versucht, in der Wirtschaftskrise stark belastete deutsche Objekte mit allen Mitteln zu erwerben und in tschechischen Besitz zu bringen. Die erwähnte Wirtschaftskrise wirkte lähmend auf die deutschen Betriebe, viele Deutsche waren monate-, ja jahrelang arbeitslos. Die Tschechen lebten unberührt unter Fürsorge des Staates ihr normales Leben und befanden sich die ganze Zeit über in einem immer stärker werdenden Angriff.

Die Deutschen hatten alle Ursachen, alles daranzusetzen, um ihren Besitz und damit ihre Heimat, aber auch ihren Arbeitsplatz zu erhalten und die tschechische Durchsetzung des Ortes zu verhindern. Diese Abwehr des anstürmenden Tschechentums war eine natürliche Reaktion auf die tschechische Expansion. Die Deutschen waren darüber, daß sie auf ihrem Besitz und in ihrer Heimat nicht mehr Herr sein sollten, obwohl sie die staatliche Autorität anerkannten, maßlos erbittert. Dazu kam eine staatliche tschechische Politik, die jede kulturelle und soziale Tätigkeit der Deutschen unter starke tschechische Bevormundung stellte. Es regnete Verbote, junge Männer wurden eingesperrt und schwer mißhandelt, es war eine Atmosphäre schärfster Gegensätzlichkeit. Als 1938 die Angliederung des Sudetenlandes an das Reich erfolgte, atmete die Bevölkerung befreit auf und war überaus glücklich, sich wieder in ungeschmälertem Besitz ihrer Heimat zu wissen.

Es sei hier ausdrücklich darauf hingewiesen, daß nicht der Nationalsozialismus von den deutschen Bewohnern erstrebt und erkämpft wurde. Durch die hermetische Abschließung der CSR vom Deutschen Reich vor 1938 war es

kaum einem Deutschen möglich, sich ein Urteil über den Nationalsozialismus und seine Einrichtungen sowie Auswirkungen zu bilden. Die Deutschen erstrebten aus dem Selbstbehauptungswillen heraus eine Änderung der Verhältnisse zwischen Tschechen und Deutschen. 1919 hätten sie aus denselben Gründen auch den Anschluß an das demokratische Deutschland erstrebt und hätten ihn genau so jubelnd begrüßt wie den 1938.

Es wäre menschlich durchaus begreiflich gewesen, wenn sich die Erbitterung der deutschen Bevölkerung über die tschechische Expansion und die Behandlung als Bürger des tschechoslowakischen Staates in den Tagen des Anschlusses 1938 auf die Tschechen in irgendeiner Form ausgewirkt hätte. Es muß festgestellt werden, daß die deutsche Bevölkerung in der Freude über die von ihnen niemals geahnte Befreiung von der tschechischen Gewaltherrschaft gar nicht daran dachte, den Tschechen in irgend einer Art nahezutreten. Die nach 1918 zugewanderten Tschechen, vor allem die Beamten, zogen sich in ihre tschechische Heimat zurück, ohne irgendwie belästigt zu werden. Ihre gesamte Habe übersiedelten sie völlig ungeschmälert. Lediglich der Leiter der Tschechischen Schule, Kopa, war genötigt, seine Wohnungseinrichtung vorerst zurückzulassen, da er bei den Kaufleuten stark verschuldet war. Nach Abzahlung dieser Schulden holte auch er seine Möbel nach. Das unbewegliche Vermögen wurde in Geld abgelöst, deutsche Bürger kauften die Liegenschaften ordnungsgemäß. Die schon früher seßhaft gewesenen Tschechen konnten ungehindert und unbelästigt im Orte verbleiben, auch dann, als einige von ihnen später für das tschechische Protektorat optierten. In ihrem Verkehr mit den Deutschen trat keine Veränderung ein. Sie blieben auch während des ganzen Krieges im Orte, bezogen die gleichen Lebensmittelkarten und Bezugscheine wie die Deutschen, wurden sogar mit von der NSV betreut. Die Anzahl dieser Tschechen war so gering, daß sich natürlich ein kulturelles Leben nicht entwickeln konnte. Auch

eine Schule besaßen die Tschechen nicht, konnten aber anstandslos die deutsche Schule, auch die Bürgerschule besuchen. Sie lebten im gleichen Milieu wie die Deutschen und verdienten wie diese gut.

Während des zweiten Weltkrieges kamen die Tschechen zum Arbeitseinsatz in das Dorf. Zuerst waren es durchaus arbeitswillige Menschen, sie verdienten gut und führten trotz des Krieges ein sehr auskömmliches und gutes Leben. Auch sie bezogen alle Lebensmittelkarten und Bezugscheine in der Höhe wie die Deutschen, es war ihnen der Besuch des Kinos und jeglicher deutschen Veranstaltungen völlig freigestellt. Es dachte auch niemand daran, diese Menschen auf irgend welche Art germanisieren zu wollen. Es war den einheimischen Sudetendeutschen völlig klar, daß dies nicht möglich sein dürfte. Auch stand ihnen der Besuch aller öffentlichen Lokale frei. Neben den Arbeitswilligen gab es besonders in den letzten Jahren des Krieges arbeitsscheue und von der tschechischen Untergrundbewegung verleitete Elemente. Arbeitsverweigerung und Sabotageakte kamen vor. Daß dann der eine oder andere Tscheche die wohlverdiente Strafe bezog, war selbstverständlich. Kein Staat läßt sich solche Versuche, seine Bemühungen zu unterbinden, gefallen. Besonders auffällige und große Sabotageakte und große Bestrafungen von Tschechen erfolgten nicht.

Gerade in der Nacht, als die Russen einzogen, erfolgte die Kapitulation. Schon mit den Russen kamen die ersten Tschechen in den Ort. Tschechen aus den 10 bis 15 km entfernten tschechischen Ortschaften, die in M.-Rothwasser gut bekannt waren. Jahrzehntelang holten sie in M.-Rothwasser bei den Faktoren Rohmaterialien und brachten die fertigen Waren, oder sie brachten Gemüse und Obst zum Verkauf und verdienten in den deutschen Häusern gut. Nun kamen die Tschechen unter dem Schutze der Russen, drangen in die Wohnungen der Deutschen ein und begannen zu plündern. Fuhrenweise wurde das Diebesgut weggefahren. In den Fabriken, die ja alle Wehrmachtsaufträge hatten,

sowie in der Einkaufsgenossenschaft „Friesa" waren große Mengen an Gütern aufgestapelt, in der „Friesa" allein gegen 40 Waggons Lebensmittel. Es lohnte sich natürlich, die Gelegenheit auszunützen und skrupellos aus den Häusern alles zu holen, was nur irgendwie Wert besaß.

Eine Gruppe von Königgrätzer „Partisanen" begann dann zehn Tage nach dem Russeneinmarsch ihr Unwesen in die ganze Gegend zu tragen. Sie besetzten die Kasernen und nisteten sich dort ein. Was sie auf ihr Schuldkonto geladen haben, ist kaum mit Worten zu beschreiben. Am 19. Juni 1945, dem Pfingstsamstag, hatte dieser stark und schwer bewaffnete Trupp Rothwasser besonders aufs Korn genommen, um seinen Rache- und Raubgelüsten zu fröhnen. Im Volksmund hat sich dieser Tag als „Frühlingsfest" erhalten. und wir müssen ihm und den folgenden Wochen ganz besonderes Augenmerk zuwenden. Dabei ist natürlich Rothwasser nicht der einzige Ort, den die tschechischen Helden beglückten, es ist ein Ort in einer langen Reihe von Orten. Betont muß werden, daß nur die Besonnenheit der einheimischen Tschechen ein ärgeres Blutbad verhindert hat. Die Häuser wurden umstellt und der Reihe nach nach Waffen und versteckten SS-Leuten durchsucht. Unter diesem Vorwand wurde alles, was an Wertgegenständen, wie Uhren, Geschmeide, Ringen, Geld oder an Zigaretten, Wein und Schnaps usw. gefunden wurde, „beschlagnahmt". Die Durchsuchung der Häuser geschah unter tätlicher Bedrohung der Einwohner und unter Peitschen- und Kolbenhieben sowie Faustschlägen. Die Männer wurden aus den Häusern in der Mitte des Dorfes zusammengetrieben. Es dauerte Stunden, bis das ganze Dorf durchsucht war. Die zusammengetriebenen Männer standen während dieser langen Zeit ständig mit erhobenen Armen unter fortwährender Bedrohung mit MP durch eine Partisanenwache vor dem Postgebäude. Sie waren den wüstesten Beschimpfungen ausgesetzt, es regnete Fußtritte, Faustschläge und Kolbenhiebe. Immer wieder wurden einzelne Opfer, besonders angesehene

Männer, ausgesucht zum Niederlegen in den Straßenschmutz, zur Wiederholung allerhand politischer Schlagworte — at zije republika, at zije Stalin u. a. m. — gezwungen.

Als dann die Durchsuchung des Ortes vorbei war, erfolgte die Formierung der deutschen Männer zu einer Kolonne. Von den schwer bewaffneten Partisanen umringt — meist hatte jeder eine MP, ein Gewehr, eine Pistole und irgend eine Geißel, wie Gummikabel und dergl. — marschierte diese Kolonne zuerst im Dorfe hinauf, dann plötzlich in entgegengesetzter Richtung in die Kaserne. Am Wege gab es dann von den verschiedenen sich nicht einig werdenden Führern die unterschiedlichsten Befehle, deren Durchführung zum Teil wegen Unkenntnis der tschechischen Sprache, zum Teil wegen Entgegensetzlichkeit schlecht oder gar nicht möglich war. Die Folgen waren die schwersten Mißhandlungen. Es gab bereits auf dem Marsch blutende Gesichter, eingetretene Rippen. Alle deutschen Männer waren von oben bis unten mit Straßenschmutz besudelt, mußten sie sich doch immer wieder auf die Straße niederlegen, auf der Straße kriechen, dann wieder mit hocherhobenen Armen laufen. Als cand. ing. Helmut Müller infolge Schwäche hinfiel, stürzten sich Partisanen auf ihn, hieben mit Peitschen und Gewehrkolben auf ihn ein, zerschlugen ihm Injektionsspritze und Insulin, das er sich als Zuckerkranker mitgenommen hatte. Ing. Felsenstein hatte, um eine Röntgenbestrahlung sich bemühend, einen quadratischen Haarausfall. Dieser weiße Fleck hatte es einem Partisanen angetan, ständig stieß er mit dem Gewehrkolben darauf. Beim Gasthaus Höppe wurde Johann Semerad, der über den Zaun gelegt wurde, geprügelt, vor der Rochuskapelle der oberschenkelamputierte Franz Bergmann, der gefallen war. Dazu muß bemerkt werden, daß die im Orte noch anwesenden Männer ja durchwegs alt, krank oder gebrechlich waren, da die wehrfähigen Männer doch bei der Wehrmacht waren. In den Reihen sah man nur blutjunge Gesichter, Kinder neben Weißhaarigen. Die eigentliche Marterei begann aber erst auf dem Kasernenhof.

Beschimpfungen, Verprügelungen, allerlei „spaßige Übungen“ unter den rohesten Witzen war die Einleitung. Zwei Männer, den Schneider Hawran und Franz Katzer, sah ich schon zu dieser Zeit mit nacktem und blutendem Oberkörper, eine Stange, wahrscheinlich eine Fahnenstange, haltend, stehen. Jedes Müdewerden, Nachlassen in der Haltung war Grund genug, mit rohen Schlägen geahndet zu werden. Ein Bild Hitlers wurde den Männern zum Hochhalten gegeben und ihnen dabei ins Gesicht geschlagen, daß bei vielen Blut aus Nase und Mund floß. Dann wurde es in Stücke gerissen und die Männer gezwungen, die Bildpappe zu schlucken. Versuchte einer den blutigen, ekligen Brei auszuspucken, setzte es Faustschläge ins Gesicht. Mancher litt unter Kieferverrenkungen noch etliche Monate. Die Ausplünderung der Männer wurde gründlichst besorgt. Alle mußten den Inhalt ihrer Taschen vor sich auf die Erde legen und die Brieftaschen, Uhren, Messer und dergl. wanderten in die Taschen der Partisanen. Gute Schuhe und bessere Kleider mußten ausgezogen werden. Dr. Scheithauer schreibt: „Da brachten drei Partisanen einen Jungen mit Haarlocken, dessen Gesicht ganz blutig war. Jesser rief mir zu, daß dies mein Junge Wilfried sei. Nur an der Stimme erkannte ich ihn. Das Gesicht war ganz unkenntlich. Und seine Schuld? Er wollte der Mutter unser Schicksal melden, trug einen Hubertusmantel und hatte sich ein Kopftuch umgemacht. So fiel er den Partisanen in die Hände, und sie fanden in seinem Trainingsanzug eine Jagdpatronenhülse, die vom Spielen herrührte. Seine Schuld war schnell festgestellt, er wollte zu SS-Männern auf den Schwarzen Berg Munition tragen. So wurde er geprügelt und abgeführt. Den Hubertusmantel hatten ihm die Tschechen abgenommen. An diesem Jungen wollten nun diese feigen „Helden“ ihren Mut kühlen. Gegen 11 Uhr war es, als man mich wieder rief. Wilfried und ich wurden zum Verhör in das Stabsgebäude hineingeprügelt. Ein älterer Partisan mit Wilhelmsbart, Goldzähnen und Zwicker sagte uns, daß wir beide erschossen

würden. Im Gebäude wurden wir getrennt und in Aborträumen eingesperrt. Nach ca. fünf Minuten kam ich zum Verhör. Dort saßen fast die ganzen Rothwasser Tschechen und Partisanen. Die „Schuld", die man mir zuerkennen wollte, haben die Rothwasser Tschechen sofort verneint und zuerst mich und dann später Wilfried „freigesprochen" und entlassen."

Inzwischen war in einem Kasernengebäude ein „Volksgericht" zusammengetreten. Ich kannte von den Männern, die diesem lächerlichen, aber grausamen „Tribunal" angehörten, nur den früheren tschechischen Schulleiter J. Kopa, der als Kommissar die Geschicke der Gemeinde Rothwasser übernommen hatte. Vor dem Gebäude erwarteten die Männer kniend ihren Vorruf. Das „Volksgericht" verurteilte der Reihe nach, nach den verschiedenen Verleumdungen der bekannten Tschechen, zu mehr oder weniger schweren Prügelstrafen. In einer Folterkammer wurde neben dem „Gerichtssaal" diese sofort vollzogen, der Mann dann entlassen oder aber in den Arrestzellen der Kaserne festgesetzt. Die Entlassenen mußten vom Gebäude, wo die „Volksgerichtsverhandlungen" stattfanden, bis zum Kasernenhof ein Spießrutenlaufen übelster Art mitmachen. Die Partisanen schlugen auf die Entlassenen, bereits geprügelten, meist blutenden und schwer geschwächten Männer mit allen ihnen in die Hand kommenden Dingen, wie Zaunlatten, Spazierstöcken, Gewehrkolben, Gummikabeln usw. ein K. J.

Der Jägerndorfer Kindermord

Tschechische Treuhänder übernahmen nach und nach die deutschen Besitze. Selbstverständlich suchte man zuerst die reichsten und schönsten Besitze aus. Die deutschen Eigentümer wurden meist in einem Raume zusammengedrängt und mußten die gesamte Arbeit in Haus und Hof unentgeltlich leisten. In vielen Fällen wurden die deutschen Eigentümer völlig verdrängt und in ganz elenden Wohnungen zusammengepfercht. Das alles geschah lang vor dem Potsdamer Abkommen, bevor also noch von einer Aussiedlung der Deutschen die Rede war. Daß diese tschechischen Treuhänder im deutschen Besitz auf ihre Weise wirtschafteten, d. h. in Saus und Braus lebten, ohne zu arbeiten, und das mühsam erworbene deutsche Vermögen vergeudeten, war selbstverständlich. Das alles mitansehen müssen, war für die Deutschen eine furchtbare Qual.

Interessant ist die Bewertung der von den Tschechen aus deutschem Besitz übernommenen Güter. Der aus M.-Rothwasser ausgesiedelte Großgemüsehändler Josef Krause besitzt einen Übergabeschein bzw. Vertrag zwischen dem Narodni vybor als Vertreter des Staates und dem Tschechen, der das Geschäft des Herrn Krause übernahm. Nach diesem Vertrag sind bewertet:

Eine Schreibmaschine — 1 Krone (tschechische).
Eine große Waage mit Abschreibung — 1 Krone.
Ein Anhänger für 1,5 t — 1 Krone.
Eine eiserne Kasse — 1 Krone.
Eine Vervielfältigungsmaschine — 1 Krone.
Eine Rechenmaschine — 1 Krone.

Auf diese Weise werden sich zwischen der Bewertung des deutschen Besitzes durch die deutschen Aussiedler einer-

seits und die tschechischen Unternehmer andererseits ganz große Differenzen ergeben.

Rothwasser liegt an der Staatsstraße von Troppau nach Prag, unweit der früheren Altreichsgrenze. Was sich hier auf dieser Straße in den Sommermonaten des Jahres 1945 abspielte, ist einfach unbeschreiblich. Unmittelbar nach der Besitzergreifung des Landes durch die Tschechen begann die Austreibung der Deutschen. Die in Rothwasser nach 1938 ansässig gewordenen Altreichsdeutschen wurden binnen weniger Stunden mit ganz wenigem Handgepäck über die Grenze gejagt. Ihr ganzes Hab und Gut mußten sie zurücklassen. Irgendwelche Rücksicht auf kleine Kinder oder alte Leute wurde nicht genommen. Dann fluteten die Ausgewiesenen bzw. Ausgetriebenen aus den benachbarten deutschen Gebieten der Grenze zu. Diesen Elendszug muß man gesehen haben. Müde, abgehetzte, halbverhungerte Menschen mit ein paar kleinen Gepäckstücken, die immer wieder erleichtert werden mußten, weil die zunehmende Ermüdung die Last nicht mehr tragen konnte. Einige Transporte wurden bis Rothwasser mit Lastautos gebracht, hier ausgeladen, und nach einer Nachtrast im Schulgebäude zu Fuß weiter zur Grenze getrieben. Das im Lastwagen mitgebrachte Gepäck blieb natürlich liegen und wurde ein Raub der Tschechen. Unvergeßlich bleibt der Weg und das Leid der Jägerndorfer!

Ein Teil der Jägerndorfer Bevölkerung wurde von den Partisanen in brutalster Weise aus ihren Wohnstätten vertrieben, in die sie auf Stunden vor ihrer Flucht zurückgekehrt waren. „In beschwerlichem Fußmarsch kamen sie in völlig erschöpftem Zustand nach Grulich.“ So schreibt Dr. Otto Vogel, der als Arzt im Krankenhaus in M.-Rothwasser selbst alles Folgende miterlebte: „Es waren viele alte Leute, Frauen und Kinder darunter, ohne Nahrung, und es waren besonders die Kleinkinder am Verhungern. In Grulich war es nicht mehr möglich, die völlig Erschöpften weiterzutreiben, und sie wurden in den Baracken der Firma „Famo“

untergebracht und mit leeren Suppen notdürftig verpflegt. Als in dem Lager einige Todesfälle eingetreten waren, wies der nun zugelassene Arzt Dr. Hubert Umlauf ca. 200 Personen in das Krankenhaus M.-Rothwasser ein. Nach anfänglichen Schwierigkeiten bei der tschechischen Spitalverwaltung gelang es, die Eingewiesenen aufzunehmen. Das Krankenhaus konnte einen so großen Zuwachs nicht fassen, und es waren ca. 60 Personen im gegenüberliegenden Wohnhaus des Primararztes untergebracht. Während sich die Erwachsenen durch vorsorgliche Behandlung, Ruhe und geregelte Ernährung wieder erholten, konnten 21 (einundzwanzig) Säuglinge nicht mehr gerettet werden und starben. Die Kinder waren bei der Einlieferung in einem desolaten Zustande und total ausgehungert. Für uns Ärzte waren diese Tage die erschütterndsten während unserer ganzen Praxis, als uns die Kinder unter den Händen wegstarben und wir nicht mehr helfen konnten."

Dr. Scheithauer schreibt zu diesem Kapitel tschechischer Humanität: „Die Behandlung der Jägerndorfer Kinder bis zur Einlieferung ins Krankenhaus M.-Rothwasser war vorsätzlicher Mord."

Dr. Vogel kennzeichnet auch in seiner Niederschrift die Leiden der deutschen Bevölkerung in dieser Zeit. „Erschreckend hoch war zu jener Zeit (Sommer 1945) die Anzahl von jungen Mädchen und Frauen, die bei Vergewaltigungen mit der Geschlechtskrankheit Gonorrhöe infiziert wurden und bei uns Hilfe suchten. Die Anzahl ging in die Hunderte. Zu mancher Zeit waren allein im Krankenhaus bis 30 Mädchen und Frauen."

Von M.-Rothwasser waren 60 bis 80 Männer und 30 bis 40 Frauen als „politische Verbrecher" eingesperrt. Es waren keineswegs lauter Pgs. bzw. Amtswalter der Partei. Die meisten waren völlig wahllos nach Anzeigen herausgegriffen bzw. versuchte man ihnen irgendwelche Delikte vorzuwerfen, um sich für alle Fälle ihres Besitztums bemächtigen zu können. Das Leiden dieser Unglücklichen, die

Ungewißheit ihres weiteren Lebens, die Trennung von der Familie, die Unterbindung jedweden Verkehrs mit ihnen sind ganz besondere Kapitel. Im Arrest Schildberg befanden sich stets 20 bis 25 Personen aus dem Friesetal. Im Lager Heilendorf, als es noch als Arbeitslager galt, 450 bis 500, die aus dem ganzen Kreise Hohenstadt stammten. Außerdem waren Deutsche aus dem Kreise im Lager in Hohenstadt — gegen 200 — und in der Strafanstalt Mürau — Zahl unbekannt — untergebracht. Die Deutschen mußten bei schlechtester Behandlung und kärglichster Verpflegung die schwersten Arbeiten verrichten. All das, was man den deutschen KZ's als Verbrechen zuschreiben konnte, kann ohne weiteres auch diesen tschechischen Lagern nachgesagt werden. Als Beispiel sei der Bericht des Johann Bartosch angefügt, der im Lager zu Grulich von Mai 1945 bis Feber 1946 war.

„Am 29. 5. 1945 wurden wir in die Haft nach Grulich übergeführt. Kamerad Bayer, Direktor der Einkaufsgenossenschaft „Friesa", der in der Eile des Aufbruches seinen schönen Überrock liegen gelassen hatte, durfte ihn nicht holen. Beim Einsteigen in das Lastauto sah ich darin schon eine Gruppe Schildberger, u. a. den 70jährigen Gustav Winkler. Der Transport war streng bewacht. Der Empfang in Grulich war recht handgreiflich. Unter rohen Beschimpfungen wurden wir in das Gerichtsgefängnis hineingestoßen. Als Unterkunft bekamen wir den Turnsaal der Bürgerschule. dann Keller und Arresträume des Stadtamtes zugewiesen, lagen anfangs auf Stroh mit nur wenig Decken, später erst kamen wir im Turnsaal zu Betten und Decken. Als Kost bezogen wir 100 g Brot, mittags eine Suppe, meist Kartoffelsuppe, abends Kartoffelsuppe. — Es dürfte ausländischen Sachverständigen wohl nicht schwer fallen, den Kalorienwert dieser Nahrung zu errechnen. Ob man den Versuch schon unternommen hat, scheint bezweifelt werden zu können; denn man spricht immer noch von einer „humanen Behandlung" der Deutschen durch die Tschechen! —

Viele von uns zeigten bald Anzeichen von Hungerödemen. Ein Durchhalten war nur möglich, weil gute Grulicher uns gelegentlich unserer Beschäftigung etwas zusteckten. Es war uns aber verboten, mit Eßbarem wieder ins Gefängnis einzurücken. Einem Zuschuß von Zuhause oder Bekannten wurde immer wieder Schwierigkeiten gemacht. Wenn einem solchen stattgegeben wurde, war es meist so, daß das Beste daraus von der Wachmannschaft gestohlen war. Es bestand immer Bedarf an so viel billigen Arbeitskräften. Wir bekamen nie eine Bezahlung. Reinigungsarbeiten, Holzspalten, Straßenkehren, Übersiedlungen und Ausräumen von beschlagnahmten Wohnungen, Handlangerarbeiten, Erdarbeiten bei der Grulicher Friedhofserweiterung, Feldarbeit, Holzmachen und Abmontieren der großen Fabrikanlagen „Famo" waren unsere Tätigkeitsgebiete. Die Arbeit selbst war in unserem gedrückten Zustand doch ein wenig Freiheit und damit ein Lichtblick, während es eine Zeit gab, wo wir uns vor dem Abend fürchteten.

Als im Juli und August 1945 in Grulich tschechisches Militär einquartiert war, wurde die abendliche Körperwaschung mit zusätzlichen Körperübungen zur Abendunterhaltung der tschechischen Soldaten und der bei ihnen zu Besuch weilenden Angehörigen. War schon die Waschung für 30 bis 40 in zwei Waschtrögen und in einer Zeit von knapp 10 Minuten ein Hohn auf die Bezeichnung, so waren das Waschen und die anschließenden Marschübungen, die tiefen Kniebeugen u. a. nur dazu da, um allerhand Schikanen und Mißhandlungen an uns auszuüben. Zur Vorführung für das tschechische Militär wurde das Programm erweitert durch eine Art Spießrutenlaufen. Es wurde mit entblößtem Oberkörper angetreten, eine Gasse gebildet, die der dazu Bestimmte durchlaufen mußte. Jeder war verpflichtet, dem Durchlaufenden einen Schlag auf den Rücken zu geben. Schlug jemand nach der Meinung eines Beaufsichtigenden nicht gehörig zu, erhielt er selbst von rückwärts eine kräftige Ohrfeige. Da es so 30 und auch mehr waren

die zuschlugen, hatten die meisten der Durchlaufenden bald einen blutunterlaufenen Rücken. Man kam leicht zu Fall, dann mußte so lange von den Nächststehenden zugeschlagen werden, bis der am Boden Liegende doch wieder aufkam und weiterlief. Kam der Läufer am Ende der Gasse zum Umkehren, erhielt er von der dort stehenden Aufsicht einige Hiebe mit dem Knittel, nach dem Zurücklaufen wiederholte sich das am anderen Ende der Reihe. Es mußte mehrmals durchlaufen werden. Die neu eingelieferten Männer wurden besonders ausgiebig zu dieser Quälerei herangezogen. In dieser Zeit hörten die Grulicher wohl immer wieder die Schreie der Geprügelten. Andere Nummern in diesen abendlichen Vorführungen war der Laufschritt mit Nieder, wobei man, wenn dieses Nieder nicht so ausfiel, wie es sich einer der Aufsichthabenden einbildete, zu einem Fußtritt in den Nacken kam. Auch ein gegenseitiges Ohrfeigen wurde manchmal verantaltet. So wurden einmal Vater und Sohn bestimmt, sich gegenseitig zu ohrfeigen, und ich mußte einmal ein solches Ohrfeigenduell mit dem 72jährigen Ruhestandsbeamten von Bleile ausfechten. Selbst kränkliche und invalide Häftlinge wurden nicht immer von den Übungen befreit. Der herzkranke Fleischermeister Grund aus Grulich wurde erst nach wiederholter Krankmeldung in das Krankenhaus übergeführt, wo er nach wenigen Tagen starb. Todesursache war eindeutig die Folgen der Mißhandlungen. Der Rechtsanwalt Dr. Fritz Frankl aus Grulich, der infolge einer Kinderlähmung körperlich behindert war, wurde trotz seiner wiederholten Bitten immer in besonderem Maße zu den Übungen herangezogen. Als man ihn endlich ins Krankenhaus einliefern mußte, war sein Zustand doch schon so, daß er starb. Adolf Bartoschek aus Schildberg, der auch zu spät ins Krankenhaus kam, schwebte monatelang zwischen Leben und Tod. Der Ortsarme Felkel aus Grulich starb an einem Prellschuß. Robert Langer aus Nieder-Ullersdorf ging freiwillig in den Tod. Unserem abendlichen Schrecken bereitete ein tschechischer Hauptmann ein Ende."

Doch Mißhandlungen gab es auch in Rothwasser im Krankenhaus. Lehrer Willi Exner wurde neben anderen Mißhandlungen beim Abortwaschen mit dem Gesicht in den Kot eingetunkt. Frau Berta Kottek hatte durch Mißhandlungen vorübergehend Gehör und Augenlicht verloren. Bei einer Hausdurchsuchung fand man ein Gewehr — Theaterutensilie. Daraufhin wurde ihr Mann zu Tode geprügelt. Frau Kottek mußte dabei anwesend sein, wurde an den Haaren zu ihm gezerrt und mußte das Blut aufwischen.

So und ähnlich ging es fast in allen Lagern zu. Nicht nur, daß die Insassen zu den schwersten Arbeiten herangezogen wurden, erfand man immer wieder kleinliche Quälereien, um ihnen das Leben unerträglich zu machen. Man verstand es meisterhaft, alle ständig in Angst und Schrecken zu halten, immer wieder neue Gerüchte in Umlauf zu setzen und irrezuführen. Für alle Häftlinge war das Erbitterndste, was man deutschen Frauen in den Lagern zumutete. Wüsteste Beschimpfungen — stara kurva, alte Hure — usw. Unmöglichkeit primitivster Körperpflege, schlechteste Ernährung und kleinlichste Schikanierungen waren gang und gäbe. In rohester Weise wurden die Frauen geschlagen. Meine Frau kam noch hierher nach Bayern mit den Merkmalen einer „liebevollen und humanen Behandlung" durch tschechische Wächter. Im Heilendorfer Lager waren u. a. 65—70jährige Frauen, eine 70jährige todkrank, die man erst entließ, als man sah, daß ihr nicht mehr zu helfen war und man die Begräbniskosten scheute. Der älteste Lagerinsasse war Herr Ille aus Mähr.-Auksee, 77 Jahre alt. Der sehr verdiente 75jährige Oberlehrer Pasinek, der sein ganzes Leben als vorbildlicher Erzieher, Regens chori und geachteter Bürger verbracht hatte, mußte im Internierungslager infolge der Behandlung und Kost sein Leben lassen. Auch ein Lungenkranker starb im Lager. Ganz besonders schwer war die Haft im Strafgefängnis Mürau, wo die eingelieferten Menschen wie abgeurteilte Schwerverbrecher ge-

halten wurden. Auch Frauen waren dort monatelang in Haft.

Ich führe noch ausdrücklich an, daß all die Internierten keineswegs parteipolitisch Belastete waren. Die Auswahl geschah völlig wahllos, meist auf Anzeigen hin und aus kleinlichen persönlichen Racheakten. Die Lager waren dazu ausersehen, die Deutschen als solche in ihrem Volksempfinden und ihrem Stolz zu treffen, sie zu erniedrigen und zu demütigen. Im Hintergrunde schwebte immer der Gedanke, sie auf irgend eine Weise zu vernichten, um ihren Besitz übernehmen zu können.

Kurz erwähnt sei noch, daß alle arbeitsfähigen deutschen Menschen bis zur Aussiedlung schlecht bezahlte Zwangsarbeit leisten mußten. Eine größere Anzahl von Männern bis zu 45 Jahren waren in die Kohlengruben nach Mähr.-Ostrau verschleppt. Riesner starb dort. Behandlung und Verpflegung waren entsetzlich.

Zur Rübenernte und in Ziegeleien kamen Mädchen und Frauen nach Inner-Böhmen. Viele Mädchen und Frauen kamen als Mägde zu tschechischen Bauern. Die Einstellung der Tschechen zu diesen billigen Arbeitskräften kennzeichnet ganz besonders der Zuruf eines tschechischen Bauern zum anderen: „Borg mir für ein paar Stunden deine Sklaven!" Ja, als Sklaven nur, als unfreie Arbeitstiere wurden die Deutschen ausgenützt, bis zur letzten Stunde vor der gewaltsamen Vertreibung, die sie sich durch Lohnabzüge noch selbst verdienen mußten!

Die sogenannte „humane" tschechische Aussiedlung war eine Vertreibung der Deutschen von ihrem jahrhundertealten, in Fleiß und Mühe erworbenen Besitz. Drei Tage vorher erfuhren es die Aussiedler, die Verwandtschaftsbande wurden rücksichtslos gelöst, auf alte und kranke Leute sowie auf Kleinkinder keine Rücksicht genommen. Das mühsam noch zusammengeklaubte Aussiedlungsgut wurde bei Ankunft im Aussiedlungslager einer strengen Kontrolle unterzogen, allerdings wurde diese Kontrolle nur dazu ausgenützt,

um das Beste von der Habe der Vertriebenen noch zu rauben. Selbst Lebensmittel, die für Lebensmittelkarten eingekauft wurden und für die Reise mühsam aufgespart waren, wurden gestohlen.

Es ist menschlich zu verstehen, daß alle Verjagten und Vertriebenen nach dieser Behandlung durch die Tschechen, nach soviel Verlusten an Angehörigen, an Hab und Gut von einer Humanität der Tschechen nicht sprechen können, ja für jedwedes Faseln von Humanitätsgefühlen der Tschechen ein ironisches Lächeln übrig haben. Und eines können diese schwergeprüften Menschen nicht: Ihre Heimat aufgeben und vergessen!! K. J.

Schreckenstage in Pilsen

Die Tschechen waren nach dem Einmarsch der Amerikaner in Pilsen wie von Sinnen. Alle Deutschen wurden, wie sie waren, aus den Wohnungen geholt. Wie ein Schwerverbrecher wurde ich von der „Revolucni Garda" unter Schlägen durch die ganze Stadt getrieben und zur Wache gebracht. Dort gab es Verhöre, und ich mußte von ein Uhr mittags bis zum Abtransport am Abend warten. Auf meine Bitte, die Toilette aufsuchen zu dürfen, wurden mir zwei 18jährige Burschen mitgegeben, die vor meiner Tür haltmachten. Abends brachte man mich ins Lager, wo ich meine deutschen Leidensgenossen fast alle schon antraf, denn ich kam zehn Tage später als sie, während welcher Zeit ich allein, ohne Nahrungsmittel, in der bewachten Wohnung verblieb, die nachts von Betrunkenen durchs Fenster beschossen wurde. Mir war, als ich die Bekannten sah, als wären es nicht sie selbst, sondern deren Eltern. Um fünfzehn bis zwanzig Jahre älter sahen sie aus, die verhungerten Elendsgesichter. In den durchweg überfüllten Baracken fand ich endlich ein Plätzchen auf einem Strohlager, das deswegen frei war, weil es von Ungeziefer wimmelte. Der Raum für zirka vierzig Personen barg 165 Insassen jeder Altersgruppe — Männer, Frauen, Kinder — sogar fünf Säuglinge waren dabei. Nachts wurden die zwei Spinde, die die Habseligkeiten aller bargen, vor Tür und Fenster geschoben, da die Tschechen die Neger in die Baracken ließen, die sich zum Entsetzen aller ihre Opfer aussuchten und weder vor halben Kindern noch alten Frauen haltmachten. Dazu wurde draußen wie wild geschossen. Von der Luft in dem vollständig versperrten Raum und den hygienischen Verhältnissen kann man gar nicht sprechen. Meine mir krankheitshalber zugewiesene Tätigkeit bestand im Reinigen der Kranken-

baracke. Ich mußte die Aborte putzen, deren Spülung nicht funktionierte und die entsprechend aussahen, „zur Strafe“ alles mit den Händen wegnehmen. Ohne Schutz mußte ich die Baracken der Infektionskranken reinigen, es gab Scharlach, Typhus, Diphtherie, Ruhr usw., und ich wurde sogar zum Reinigen in ein Zimmer gesperrt, das eine Wahnsinnige bewohnte, zu der die Aerzte nur mit Wärtern gingen. Gottlob tat sie mir nichts.

Früh um vier Uhr begann das Tagwerk. Wir mußten, gleich bei welchem Wetter, heraus zum Habtachtstehen vor der Wache. die uns immer recht lange stehen ließ, so übernächtig (an ein Schlafen bei dem Schreien der Kinder war nicht zu denken) und hungernd. Unsere Nahrung bestand in einem kleinen Schöpfer Kaffee früh, mittags dasselbe Quantum Wassersuppe, abends 100 Gramm Brot. Dabei mußten alle schwerste Arbeit leisten, Frauen trugen Eisenbahnschienen, Baumstämme, nichtkrepierte Bomben. Wo die Kraft versagte, halfen die Schläge der Tschechen. Kam in die Baracke ein Wächter, mußten wir Habtacht stehen und denselben freundlich anlächeln. Eines Tages hieß es, in zehn Minuten muß die Baracke gereinigt und geräumt sein und wir vor der Baracke in Reih und Glied stehen. Da standen wir denn alle verängstigt mit unserem Bündel, das die Habseligkeiten enthielt, und warteten. Die meisten, darunter auch ich, hatten nichts zu tragen, da ihnen alles abgenommen worden war. Kamm und Löffel mußte ich mir borgen, ein Scherben war die Essenschale. Endlich kam der Gewaltige, der sofort die Frau hinter mir wie rasend mit der Peitsche schlug, weil sie ein paar Zentimeter außerhalb der Reihe stand. Es war gegen acht Uhr abends, ein Gewitter stand am Himmel, und so wurden wir, zirka 500 Personen, „aus Strafe“ in eine andere Baracke geführt, die bis zum Bersten bereits voll mit Menschen war. Wir wurden alle hineingepfercht, Körper stand an Körper, draußen goß es in Strömen, durch das Dach, das überall Löcher hatte, troff das Wasser, fette Ratten schlichen an unseren Füßen vorbei. Früher ent-

setzte mich das maßlos, doch diesen Abend rückten wir kaum weg — so müde waren wir. Gegen zwölf Uhr nachts kam ein Herr vom Roten Kreuz in die Baracke, den wir kannten. Ganz durchnäßt und zähneklappernd baten zwei Bekannte und ich ihn flehentlich, er möge uns aus unserer Lage befreien. Nach einigem Zögern nahm er uns mit. Wir schlichen, an trunkenen Wachen vorbei, in das Gebiet der Männerbaracken. Dort, in einem kleinen Raum, den früher Rotekreuzschwestern bewohnten, hieß er uns die Nacht verbringen. Auch dort regnete es überall herein. Wir richteten uns, so gut es ging, ein. Da hörten wir Schreien und Lärmen. O Schreck, im Nebenraum war die tschechische Wache, die betrunken johlte und grölte. Wir verrammelten zunächst die Tür und sahen durch einen Spalt, wie die Wache irgend einen „Nazi" brachte. Mit der schrägen Hand wurde der Unglückliche ins Genick geschlagen. Als er darauf zu Boden fiel, trampelten die Betrunkenen mit Nagelschuhen auf ihm herum und hießen ihn aufstehen, aber er konnte natürlich nicht mehr. Als eine ächzende Masse wurde er dann fortgeschleift. Kaum hatten wir uns hinter der Tür etwas von unserem Entsetzen erholt, da rissen wilde Fäuste an unserer Tür. Starr vor Schrecken stemmten wir uns alle drei von innen dagegen, beteten: „Lieber Gott hilf du jetzt!" Schon bog sich die Eisenstange, die wir durch den Riegel gezogen hatten, da ließen die betrunkenen Knechte draußen los, und wir waren vorderhand gerettet. Die zwei ungeschützten Fenster des Raumes ließen den Blick zu einem Bunker frei, der Grundwasser hatte und voller Ratten war. Das erste Morgengrauen zog herauf, da brachte man wieder einen Deutschen. Drei tschechische Posten schlugen wie toll auf ihn ein, daß der Arme nur so taumelte. Dann wurde er ins Wasser des Bunkers gestoßen, das ihm bis zu den Armen ging. Jede halbe Stunde kamen andere betrunkene Wachtposten, die den Armen herausholten, aufs neue prügelten und zurückstießen. Er ist wohl nicht mehr lebend herausgekommen. Den nächsten Tag mußten wieder sämtliche Baracken

geräumt werden. Gegen 9000 Menschen standen — in langen Reihen — zum Marsch ins Ungewisse! Aus zerquälten Gesichtern las man die Frage: „Was nun?“ Es ging über lehmige Schutzhalden in ein anderes Lager. Wir hielten Karlov, von wo wir fortgezogen, schon für eine Stätte des Grauens. Als uns aber die neue „Wohnstätte“ zugewiesen wurde, blieb einem fast das Herz stille stehen. Ein Raum mit einem kleinen Fenster, rundum mit aufgebauten Bretterlagern dreifach übereinander, der Boden Stroh, Ratten, Schmutz, Ungeziefer — unbeschreiblich! Und was schimmerten die Bretterwände so weißgrau? Es war ein Heer von Millionen dicker, weißer Würmer, die dicht übereinander sich bewegten und klumpenweise zu Boden fielen. Wir hatten nicht Zeit, uns dem Entsetzen hinzugeben, es drängten immer mehr Menschen in den Stall. Wir mußten die oberen Lager beziehen, um Raum zu schaffen für die Nachdrängenden. Da krachten auch schon die Bretter zusammen und fielen auf die Darunterliegenden. Die Räume wurden derart vollgepfercht mit Menschen, daß man sich kaum bewegen konnte. Dabei die entsetzliche Luft! Fast alle litten an Ruhr, waren wochenlang nicht gewaschen oder umgezogen, denn eine zweite Garnitur Wäsche besaß kaum einer. Auch das mußte ertragen werden, und nur Gott weiß, wie schwer die Tage dort vorüber gegangen sind. Ein Lichtblick war, daß wir nun nicht mehr Tschechen, sondern Amerikaner zur Bewachung hatten, die uns nicht schlugen. Eines Tages kam die Wache, um uns zu sagen, daß auch unsere Stunde geschlagen habe und es morgen zum Abtransport käme, irgendwohin .... Bangen Herzens nahmen wir diese Mitteilung hin. Wo sind unsere Lieben, wo finden wir sie wieder in dieser teuflisch gewordenen Welt? Dann kam die Stunde, wo wir auf 35 amerikanische Wagen verladen wurden, zirka 1300 Leute. Wohin sie uns fuhren, wußten wir nicht. Die Wagen nahmen zuerst die Richtung ins Innere des Landes, und unser geistlicher Herr betete mit uns, es möge doch nach Deutschland gehen, denn das andere war sichere Vernichtung. Dann, nach

bangen Minuten erkannten wir, es geht nach Westen Ein Aufatmen ging über uns hin.

Daß Vorstehendes wirklich Erlebnis ist, erkläre ich hiermit an Eides Statt. Dies ist nur ein kleiner Ausschnitt des Geschehens, das, zur Gänze erzählt, ein ganzes Buch füllen würde.

Das „N" am Meßgewand

Unterzeichneter Franz Brenner, derzeit Pfarrer in Nordbayern, geboren am 31. 7. 1904 in Rattendorf, Kr. Mähr.-Trübau, CSR, erlaubt sich, seine Erlebnisse in der CSR nach Kriegsende 1945 bis zur „geordneten Überführung der deutschen Bevölkerung" im folgenden wahrheitsgetreu und ohne jede Übertreibung zu berichten:

Als katholischer Geistlicher, der ich allen alles sein und den unsterblichen Seelen dienen wollte, bin ich jeder politischen Partei fern geblieben; ich habe keinen Unterschied zwischen Menschen verschiedener Konfession und Nationalität gemacht.

Von 1936 bis 1939 war ich Pfarrer in Friedland a. d. Mohra, Bezirk Römerstadt; im September 1939 zog ich es vor, die Pfarrstelle Friedland aufzugeben, da ich eine Verfolgung von seiten der Gestapo befürchtete und die nationalsozialistisch eingestellte Lehrerschaft mich zur Anzeige bringen wollte, ich hätte gegen Hitler und sein Drittes Reich mich verunglimpfend geäußert. Ich habe aber dem gegenüber immer und überall nur den katholischen Standpunkt klar und unzweideutig vertreten. Ich wurde von meinem Bischof auf die zweisprachige Pfarrstelle Nikles, Kr. M.-Schönberg versetzt, da ich die tschechische Sprache gut beherrschte und in nationaler Hinsicht tolerant war; dort wirkte ich bis zum 22. 9. 45, dem Tage, an dem ich dem tschechischen Wahnsinn und einer sadistischen Barbarei zum Opfer fiel.

In meinem Pfarrsprengel betreute ich die tschechischen Gläubigen mit derselben Liebe und Aufopferung wie die Deutschen, ja im Gegenteil brachte ich ihnen zuliebe mehr Opfer, da ich die Unterdrückten immer mit mehr Liebe zu betreuen pflegte, damit diese wenigstens seelisch einen

Rückhalt fänden und der Verzweiflung nicht anheimfallen. Dies haben mir sogar meine tschechischen Pfarrkinder bestätigt und ebenso der tschechische Nationalausschuß, wie aus der amtlichen Bestätigung ersichtlich ist.

Ins Deutsche übersetzt, lautet der Inhalt der Bestätigung folgendermaßen: „Der tschechische Volksausschuß in Tschödrich gibt hiermit auf Wunsch der örtlichen Pfarrkinder über Herrn Pfarrer Franz Brenner aus Nikles folgendes Gutachten ab: Der Genannte war zwar verhaftet, jedoch nach Untersuchung seines Falles wurde er aufs neue entlassen. Herr Pfarrer Brenner hat sich für die tschechischen Pfarrkinder viele Verdienste erworben. Obzwar er deutscher Nationalität ist, hat er uns tschechisches Volk mit Wort und Tat während der Zeit der deutschen Besetzung unterstützt. Für die Erneuerung unseres tschechischen Friedhofes hat er einen beträchtlichen finanziellen Beitrag geleistet, er hat unsere Armen finanziell unterstützt, obzwar er sein Geld ebenso gut für die Deutschen hätte verwenden können, er hat der Frau Janku aus der hiesigen Gemeinde dadurch das Leben gerettet, daß er gegen den Willen des deutschen Arztes ihre Einlieferung ins Krankenhaus veranlaßte, wo selbst der Primar dieses rechtzeitige Einschreiten anerkannte und durch verspätetes Einschreiten der Tod eingetreten wäre. — Frau Janku war Mutter dreier Kinder. — Herr Pfarrer Brenner hat in seiner deutschen Pfarrgemeinde Nikles während der Zeit der deutschen Besetzung jeden Sonntag tschechisch gepredigt für die Gläubigen aus den eingepfarrten tschechischen Gemeinden, und zwar gegen den Willen der dortigen Deutschen. — (Was nicht den Tatsachen entspricht, denn meine Pfarrkinder hatten nichts dagegen einzuwenden, sondern nur die Funktionäre der Kreisleitung hatten es mir verboten, tschechischen Gottesdienst zu halten. Dies Verbot achtete ich nicht und setzte mich dadurch jeden Augenblick der Verhaftung durch die Gestapo aus. *Anmerkung des Berichters.)* — Für uns Tschödricher Bürger war er ein guter Priester, und so oft

es notwendig war, kam er bei jeder Witterung den eine Stunde weiten Weg zu uns. Ueber seine guten Werke uns gegenüber wäre noch mehr zu sagen. Deshalb bitten wir Pfarrkinder der Gemeinde Tschödrich, daß es ihm erlaubt sein möge, seinen Dienst wiederum auf seinem alten Dienstort in Nikles zu versehen.

Diese Angaben bestätigt der örtliche Volksausschuß im Namen der Pfarrkinder von Tschödrich.

Tschödrich, den 3. März 1946.

Stempel des örtlichen Volksausschusses in Tschödrich.
(gez.) Franz Divis, Vorsitzender."

Für das, was ich an Gutem während der Zeit der deutschen Besetzung diesen Menschen tat, begann kurz nach dem Zusammenbruch ein dornenvoller Weg des Leidens und der Entbehrung. Man möge nicht behaupten, daß es nur den Nationalsozialisten vorbehalten blieb, vor allem gegen den Priesterstand in schamlosester Weise vorzugehen. Das, was katholische deutsche Priester in der Zeit des wahnsinnigen tschechischen Siegestaumels erlebten, zeugt davon, daß auch und vor allem die Tschechen vor nichts zurückschreckten und sich auch an uns austobten. War es tschechischer Nationalismus oder jene andere teuflische Weltanschauung des atheistischen Bolschewismus, die sich in dieser Zeit in grauenerregender Weise ausgetobt hat?

Kurz nach Kriegsende wurde ich in schamloser Weise schikaniert. Junge, siegestrunkene Kreaturen, die während des ganzen Krieges hinter dem warmen Ofen saßen, nahmen mir zuerst gewaltsam mein Fahrrad weg, das ich für die Seelsorge notwendig brauchte; dann folgte mein Radiogerät, als drittes stahl mir der damalige Vorsitzende des tschechischen Ortsausschusses meine Schreibmaschine. Auch die Forderung des Bischofs, diese zurückzuerstatten, blieb ohne Erfolg. Wie sollte dies auch Erfolg haben, da die obersten Stellen, vom tschechischen Staatspräsidenten Benesch angefangen, dieses Rauben und Plündern billigten, sämtliches deutsches Eigentum als „Staatseigentum" erklär-

ten, an dem sich jeder tschechische Nichtstuer vergreifen und bereichern konnte. An meine Priesterkleidung, die ich beim Gottesdienst trug, mußte ich das „N" — (N = Nemec = Deutscher) — anbringen, was selbst die Tschechen empörte. Man bestahl mich, wo man nur konnte. Wegen jedes dienstlichen Weges mußte ich um Erlaubnis bitten, die ich bezahlen mußte. Man stellte an mich Zahlungsforderungen, die für mich unerschwinglich waren, da man wußte, daß ich mein überschüssiges Geld für die Unterstützung der Armen ausgegeben hatte. Ja selbst tschechische Gendarmerie beteiligte sich am Stehlen und Rauben in der Pfarrei (Beisp. Stabswachtm. Cermak). Es war mir zum Trost, daß ich in der Gemeinde nicht der einzige war, daß es allen Deutschen so erging, auch denen, die während der ganzen Zeit gegen den Nationalsozialismus eingestellt waren.

Mit grausamstem Terror, mit Verhaftungen und Prügeleien mußte man sich mit der Zeit abfinden. Auch ich sollte davon nicht verschont bleiben. Am 17. Juni 1945, es war ein Sonntagnachmittag um 1/24 Uhr, war ich in meinem Pfarrgarten und betete Brevier. Da kamen zwei tschechische Jugendliche im Alter von 18 bis 20 Jahren und wollten sich an meinen Ananaserdbeeren gütlich tun. Sie rissen ein Stück Gartenzaun nieder und trampelten in den Beeten herum. Als ich sie fragte, was sie da wollten, stürzte sich der eine, namens Josef Chramosta, gebürtig aus der Nachbargemeinde Kömeth, ein Verbrecher von Beruf, auf mich, packte mich und schlug auf mich ein. Als ich mich wehrte, kam der andere zu Hilfe und unter Schimpfworten „Hitlerschwein" etc. wurde ich nach allen Regeln der Kunst mit Schlagringen und Pistolengriff im Gesicht so zerschlagen und zugerichtet, daß ich durch drei Wochen meine Nahrung nur im flüssigen Zustand durch ein Gummiröhrchen zu mir nehmen konnte. Man warf mich auf die Erde und bearbeitete mich mit Stiefeln am Bauch und am Gesäß, daß ich — wochenlang blutunterlaufen — mich nicht bewegen konnte. Und als ich es sogar

wagte, beim Vorsitzenden des Ortsausschusses vorstellig zu werden, lachte man mich aus und tat mit Genugtuung die Feststellung, eine Nachkriegsheldentat mehr vollbracht zu haben. Auf der Gasse wurde ich nochmals niedergeschlagen, daß ich mich vor allen Leuten im Priestertalar im Staube wälzte.

Bald darauf wurde mir das Abhalten jedweden Gottesdienstes verboten. Ich achtete ebenso wenig darauf, wie ich während des Dritten Reiches auf das Verbot, tschechischen Gottesdienst zu halten, achtete. Am 12. September forderte ich in Anwesenheit von vier Tschechen und 80 Deutschen Gottesdienst und hielt ihn auch ab. Die Folgen meines sogenannten staatsfeindlichen Handelns blieben nicht aus. Am 22. September 1945 wurde ich von der tschechischen „Gestapo" in brutalster Weise verhaftet, obwohl ich mich gar nicht zur Wehr setzte, und ins damalige tschechische Konzentrationslager Mähr.-Schönberg (Sumperk) eingeliefert, obzwar laut tschechischen Gesetzes der Verhaftung ein Verhör oder ein Protokoll und bei uns Geistlichen die Einwilligung der kirchlichen Behörden, in unserem Falle des erzbischöflichen Konsistoriums in Olmütz, vorausgehen mußte. Doch was kümmerte man sich um Gesetze. Im deutschen Grenzgebiet hatte das bolschewistische Gesindel die Macht in den Händen, das aus allen Gebieten des Protektorates zusammengeströmt war, um die Methoden Hitlers, die sie sich während des Dritten Reiches in glänzendem Maße zu eigen gemacht hatten, nun in der Praxis auszuführen. Oder waren es die Methoden Stalins? Nun, einen Unterschied hat man jedenfalls nicht gespürt. In einer überfüllten Zelle lernte ich zum ersten Male im Leben das Innere eines Gefangenenhauses kennen.

Mir persönlich erging es dort „verhältnismäßig" gut, denn der damalige Kommandant des Konzentrations-, später Internierungslager war ein halbwegs vernünftiger Mensch; wenn auch etwas nervös, behandelte er die Opfer des tschechischen Hasses halbwegs menschlich. Dafür besaß aber auch

dieses Lager einen Teufel in Menschengestalt in seinem Stellvertreter, Stabswachtmeister Bohumil Kristek. Nach seinen erfinderischen, sadistisch-teuflischen Methoden wurden alle Gefangenen behandelt und gequält. Die Gendarmerielehrlinge, die in dieser Umgebung ihre Vorbereitungszeit absolvierten, hatten in diesem Knecht in Moskaus Diensten einen guten Meister. Mit wenigen Ausnahmen beteiligten sich fast alle an den grauenerregenden Mißhandlungen, die an Deutschen vorgenommen wurden. Und waren die bestialischen Szenen selbst für dieses Scheusal zu viel, so half ihm der Alkohol darüber hinweg, von dem er täglich große Mengen zu sich nahm. Da ich in der Kanzlei des Lagers arbeitete, konnte ich einen guten Einblick in die Behandlungsweise nehmen. Wie es einem Priester zumute ist, all dies zu sehen und nicht helfen zu können, kann sich schwerlich jemand vorstellen, der nicht durch dieses Inferno gegangen ist. Grauenhaft ging es in der sogenannten Separation zu. Mußten schon in Zellen die Menschen zum Großteil wenigstens anfangs am blanken Fußboden schlafen, notdürftig mit einem Mantel zugedeckt, so gab es in der Separation nur Betonfußboden als Unterlage zum Schlafen, wenn die Leute überhaupt schlafen durften. Denn meistens kam in der Nacht Kristek schwer besoffen mit einigen handfesten Junggendarmen, die mit Schlagringen, Gummikabeln und anderen Werkzeugen bewaffnet waren, und schlugen auf die Gefangenen ein, daß ihr Brüllen bis zu uns drang und uns die ganze Nacht nicht schlafen ließ. Eine Szene aus der Separation sei hier vermerkt: Die armen Opfer mußten ihre Köpfe durch die für die Speisereichung bestimmten Öffnungen der Türen stecken, dann wurde solange auf ihre Hinterköpfe und Nacken zugeschlagen, bis sie ohnmächtig umkippten; durch einen Eimer Wasser zum Bewußtsein gebracht, begann die Prügelei von neuem. Daß die Menschen am nächsten Morgen Menschen nicht mehr ähnlich waren, kann ich bezeugen, da ich als Dolmetsch gerade bei Verhören dieser Opfer zugegen war. Viele der

Internierten wurden infolge dieser erlittenen Qualen irrsinnig; in der Kanzlei stand dann die Angabe: Ins Irrenhaus übergeführt. Ob diese armen Opfer auch in der Tat dort ankamen, kann ich nicht feststellen; anscheinend haben aber die Tschechen die Methoden des Nationalsozialismus gegen das „unwerte Leben" sich zu eigen gemacht; wenigstens wenn es um Deutsche ging. Vor allem, wenn eine Kommission gemeldet war, wurden diese Opfer schleunigst entfernt, alle Spuren mußten verwischt werden, damit nur alles in bester Ordnung und nach menschlicher Behandlung aussah. Viele Szenen aus der sogenannten Separation erzählte mir später der Kommandant des Lagers, der schon oben erwähnte Oberwachtmeister Josef Pilhak, der im Januar 1946 wegen seiner Menschlichkeit seines Postens enthoben wurde, um als Kommandant des Gendarmeriepostens in Prostejovicky bei Proßnitz eingesetzt zu werden. Für das Grenzgebiet war dieser Mensch zu weich.

Das besagt aber nicht, daß die Internierten in den Gemeinschaftszellen irgendwie menschlich behandelt wurden. Daß ohne jeden Grund geohrfeigt wurde, gehörte zu den Beigaben des täglichen Lebens. Eine Quälmethode der Junggendarmen sei hier erwähnt: Sie kamen in die Zelle, gaben Befehl, die Schuhe und Socken auszuziehen und in Habtachtstellung dazustehen. Dann pfiffen sie sich ein Liedchen, und im Takte stampften sie mit ihren Gewehrkolben auf die Füße der Zelleninsassen, bis das Blut unter den Zehennägeln hervorquoll; wir nannten diese Herren auch spottweise die „Stampfer". Es gehörten dazu Franz Vrana, Stanislav Stradal und Josef Nemcansky, denen sich manchmal noch ein oder zwei andere anschlossen. Es bildeten sich unter diesen Menschheitsbeglückern meist kleinere Gruppen, und jede hatte ihre eigene Quälmethode. Unter den 36 Junggendarmen gab es nur fünf, die sich menschlich, ich möchte fast sagen, gut zu uns benommen hatten. Sie steckten den Leuten heimlich Eßwaren zu, weil sie einsehen mußten, daß man mit den zugeteilten Rationen nicht

gesund bleiben oder leben konnte. Täglich bekamen wir etwas Brot, morgens und abends einen leeren schwarzen Kaffee und mittags eine Kartoffelsuppe, die oft so dünn war, daß man auf den Boden sehen konnte. Bei dieser Kost mußten die meisten schwer arbeiten, und fielen sie dabei vor Hunger um, dann bekamen sie in der Form von Hieben Aufbesserung. Schwellungen an den Gliedern und andere Krankheitserscheinungen zeigten sich in kurzer Zeit, doch erst wenn die Menschen dem Tode nahe waren, wurden sie ins Krankenhaus gebracht. An Sonntagen war es den Angehörigen manchmal erlaubt, den Internierten Wäsche und etwas Eßbares mitzubringen. Viel durfte nicht gegeben werden, und war etwas Besseres dabei, dann wurde es gestohlen, und die es so notwendig brauchten, bekamen davon nichts zu sehen.

Worin bestand aber die Kost derjenigen, die das Leben der Inhaftierten zur Hölle machten? Ich hatte ebenso Gelegenheit, in der Proviantur zu arbeiten, und kann sagen, daß es mehr als das Zweihundertfache dessen war, was die Gefangenen bekamen. Durchschnittlich haben die 36 Gendarmen monatlich verbraucht: 350 bis 380 kg Fleisch, 3000 weiße Semmeln außer Brot und anderen Lebensmitteln. Wir Deutschen bekamen ja überhaupt kein Fleisch zugeteilt, und auch die anderen Lebensmittel waren sehr knapp bemessen; trotzdem haben viele Leute zu Hause gehungert, nur um ihren armen Angehörigen im Lager das Essen etwas aufbessern zu können.

Während des Krieges konnte ich als Priester das Leben unparteiisch beurteilen und kann offen und ehrlich sagen, daß es den Tschechen genau so gut, wenn nicht besser gegangen ist. Und welch blutiggrausame Revanche nun nach dem Kriege!

Daß viele in dieser Zeit Hungers starben, kann deshalb nicht wundern; daß welche totgeprügelt wurden, kam ebenfalls vor. Diejenigen, welche den Tschechen besonders verhaßt waren, wurden gar nicht in die Präsenzliste ein-

getragen; und als ich nach einigen Tagen fragte, was mit dem oder jenem wäre, ich müsse ihn doch endlich eintragen. grinste man höhnisch und gab zur Antwort, dies wäre nicht mehr notwendig. Wohin diese Menschen kamen. darnach durfte ich nicht fragen; mir wäre eine entsprechende „Behandlung" zuteil geworden. Gern hätte ich es einer ausländischen Kommission vergönnt, samstags im Baderaum die zu Skeletten abgemagerten Gestalten sich anzusehen; man hätte zugeben müssen, daß neben den Nazis auch andere es waren, die in ihrer blinden Wut zu Bestien an ihren Mitmenschen wurden. Man hätte sehen können, wie beschaffen die Demokratie eines Benesch ist, daß dies alles andere, nur keine Demokratie. Leider hat es das Ausland nicht notwendig gehabt, man stimmte diesen Methoden zu, ja man applaudierte.

So habe ich in dieser grauenerregenden Umgebung meine Zeit verbracht, habe es versucht, durch meinen Einfluß als Priester die Lage des einen oder anderen zu verbessern, habe unter anderem die sofortige Entlassung zweier Mitgefangenen bewirkt. Zu Weihnachten wurde es mir erlaubt, im Lager Gottesdienst zu halten, auch den evangelischen, denn der tschechische hussitische Geistliche konnte kein Wort deutsch und hätte diesen gequälten Menschen auch nichts geben können. Es wär ja reiner Hohn gewesen. Ueberall versuchte ich es, die Menschen seelisch zu stärken und ihnen dadurch Rückhalt zu sein. Es war mir auch möglich, durch meine früheren tschechischen Pfarrkinder heimlich Eßwaren ins Lager zu schaffen, und so habe ich durch meine kleine Hilfe manchen vor dem Verhungern bewahrt. Das letzte Stückchen Brot habe ich mit meinen Mitgefangenen geteilt.

Am 26. Februar 1946 wurde ich endlich zum Verhör gerufen. Man hatte falsche Anklagen gegen mich erhoben. Da ich alle Anklagen widerlegen konnte, wurde ich mit dem Bemerken sofort aus der Haft entlassen, es läge überhaupt kein Grund vor, mich verhaftet zu haben. Inner-

lich hocherfreut fuhr ich nun nach Nikles. Meine Leidensgenossen aber sahen mich ungern gehen. In Nikles wurde mir mein Entlassungsschein sofort abgenommen, und es wurde mir der Soforttermin gegeben, Nikles zu verlassen. Meine Entgegnung, daß hier das erzbischöfliche Konsistorium noch ein Wort zu sprechen hätte, wurde mit Drohungen beantwortet. Die Intervention des tschechischen Herrn Dekans brachte keine Aenderung. Es ist ja auch nicht schwer zu erraten, aus welchem Grunde man auf mein Verschwinden drängte. Alle ansässigen Einwohner, ob Deutsche oder Tschechen, waren mir zugetan, ich habe ja allen geholfen und niemandem jemals geschadet. Nur bei den Neuzugezogenen war ich der „Staatsfeind". Man hatte ein schlechtes Gewissen, man war während meiner Inhaftierung ins Pfarrhaus eingedrungen und hatte mir sämtliche Kleider, Wäsche, Schuhe usw. geraubt und befürchtete, ich würde die Anzeige machen. Denn laut Verfügung durfte uns Geistlichen nichts genommen werden, nur Staatsfeinden. Und daß ich ein solcher war, dafür hatte man keine Beweise. Man fürchtete mich, denn ich sagte ihnen die Wahrheit ebenso, wie ich den früheren Machthabern gegenüber es getan habe. Und ich habe es noch nie bereut, mich so verhalten zu haben. Wer anders als wir sind dazu berufen, gegen Gewalt und Unrecht aufzutreten und allen, auch einem Herrn Präsidenten, das „Non licet tibi" zuzurufen. Die Herren, die sich in der für uns Sudetendeutsche so schicksalsschweren Zeit so „tapfer und mutig" benommen haben, waren im Dritten Reich diejenigen, die es kaum wagten, ein Wort des Widerstandes gegen die Nazimachthaber zu sprechen. Auch in unseren Priesterkreisen waren wir deutschen Priester es, die öffentlich von unseren Kanzeln das Unrecht anprangerten und für die Tschechen seelsorglich alles taten, was nur im Bereich des Möglichen lag. Man komme uns nicht heute mit irgendeiner erlogenen Propaganda, wir weisen sie aufs schärfste ab. Wie konnte man zusehen und schweigen, wie Menschen wegen nichts und wieder nichts

geprügelt und mißhandelt wurden, bis sie zusammensanken? Wer konnte Menschen hungern sehen, wo auf der anderen Seite ein Leben in Hülle und Fülle gelebt wurde? Nicht nur jetzt nach dem Kriege, sondern auch während des ganzen Krieges. Wenn man sehen mußte, wie meine Kameraden in der Internierung Kartoffelschalen und Krautstücke vom Misthaufen aufhoben, um ihren Hunger zu stillen. Weiß man es denn, wie sich die „tschechischen Helden" an heimkehrenden deutschen Soldaten, die einen russischen Entlassungsschein in den Händen hatten, rächten? Ging einem da nicht das Blut vor Wut hoch, wenn man diese Feiglinge, die während des Krieges hinter dem warmen Ofen saßen, nun tapfer am Werke sah? Diejenigen die durch Jahre hunderte Male dem Tod in die Augen sehen mußten, die Kälte und Hunger und schlaflose Nächte hinter sich hatten, die nur einen Wunsch kannten, nach Hause zur Mutter, zu Frau und Kindern zu kommen, nun der Willkür der plötzlich zu Helden gewordenen Tschechen ausgeliefert zu sehen. Man urteile, ob dies Recht oder Verbrechen war. Man nahm sie gefangen, mißhandelte sie, steckte sie ins Internierungslager und ließ ihnen dann die sattsam bekannte „menschliche Behandlung" angedeihen und nennt sich dann in der Welt eine vorbildliche Demokratie. Welcher Hohn und welche Ironie! Gerhard Thier aus Delitsch, der wegen einer Kopfverletzung und eines Armbruches ordnungsgemäß entlassen worden war, wurden, wie allen anderen, die Entlassungspapiere abgenommen, und dann wurde er von den schon erwähnten „Stampfern" so verprügelt, daß ihm der Arm ein zweites Mal gebrochen wurde. Genannter Thier ist im Januar 1947 noch nicht in seine Heimat zurückgekehrt, wie ich aus einem Schreiben seiner Angehörigen entnehmen konnte. Mit welchem Recht werden sie noch festgehalten, wenn sie selbst der „humane" Russe freiläßt? In unserem Internierungslager waren 126 entlassene Kriegsgefangene, die am 14. 1. 1946 in tschechische Gefangenenlager nach Frankstadt bei M.-Schönberg kamen, wo sie, wie ich von ihnen erfahren konnte, von

einem Unterleutnant Holy, der Kommandant dieses Lagers war, dementsprechend behandelt und gequält wurden. Genannter Unterleutnant Holy hat in der Kanzlei öfters damit geprahlt und sich gebrüstet, wie „menschlich" er mit den Gefangenen umgehe. In meiner Gegenwart ist dies geschehen, und hie und da mußte ich von diesem Henker eine Zigarette annehmen.

Ich mußte von meiner Pfarrstelle weg und ging zu meinen Eltern, die noch auf ihrer Wirtschaft waren. Meine Schwägerin ist eine geborene Tschechin, so hatten sie noch etwas Schutz. Ich wollte aber wenigstens das zu meinem Beruf Notwendigste zurückerhalten. Da wurde gegen mich die Anzeige erstattet, ich wäre Mitglied der N.S.D.A.P. gewesen und hätte für diese Propaganda gemacht. Meine Pfarrkinder, selbst die eingesessenen Tschechen, haben für mich den Beweis erbracht, daß ich weder das eine war, noch das andere getan hatte. Im Gegenteil, dreimal war ich wegen meiner Predigten bei der Gestapo in M.-Schönberg angezeigt.

Trotz allen Bemühungen bekam ich nichts von meinen Sachen zurück, ja meine Eltern und auch die tschechische Schwägerin wurden aus dem Haus getrieben, letztere nur deshalb, weil sie im Jahre 1935 einen deutschen Mann heiratete, der aber während des Krieges durch einen Unglücksfall ums Leben kam. Wir durften nur das Allernotwendigste mitnehmen und mußten bis zu der am 16. 8. 1946 erfolgten gewaltsamen Vertreibung in einem eine gute halbe Stunde vom Orte entfernten Hause verbringen, wo wir noch die ganze Zeit über durch Haussuchungen gequält und schikaniert wurden. Auch von dem Wenigen, was wir mitnehmen durften, wurde uns noch gestohlen. Bis zu meiner Vertreibung half ich noch in der Seelsorge aus, obwohl man mir auch dies noch verbieten wollte.

Deutsche Mädchen zu Tode getrampelt

Entmenschte Massen haben in meiner engeren Heimat, Mähren und Böhmen, seit 5. Mai 1945 Hunderte von Menschen, die ich persönlich gekannt habe, gequält, gemartert und hingemordet. Man schätzt die Gesamtzahl der seither in diesem Raum umgebrachten Deutschen auf rund eine halbe Million. Es sind viele Kinder und Frauen, auch Greisinnen, darunter. In Gefängnissen der Tschechen gemartert und in Zwangsarbeit schwer gesundheitlich geschädigt wurden im gleichen Zeitraum ebensoviele oder noch mehr Deutsche, von denen viele gleich meiner Frau dann wiederholt operiert werden mußten, ohne volle Heilung zu finden, viele andere gleich meinem Freund Dr. Preißig, dem Romanisten der deutschen Universität in Prag, durch unausgesetzte Mißhandlungen in den sogenannten „Freitod" getrieben worden sind; zahlreiche andere meiner nächsten Bekannten und viele deutsche Säuglinge sind in tschechischen Gefängnissen verhungert.

Der entmenschte Pöbel hat in Prag Deutsche mit durchschnittener Achillessehne an durchgezogenem Draht, den Kopf nach unten, an Laternen gehängt, mit Benzin übergossen und lebend verbrannt, so auf dem Karlsplatz, in der Rittersgasse, und so fort am hellen Tage unter johlendem Jubel fanatisierter Massen. Entmenschte tschechische Weiber haben in der gleichen Stadt Baracken der deutschen Wehrmachtshelferinnen aufgebrochen und diese Mädchen dann mit ihren Füßen zu Tode getrampelt, während Dutzende andere dieser armen Mädchen im Hemd über den Wenzelsplatz und die Schwerinstraße (tschechisch Fochova = Fochstraße) nach dem Wolschaner Friedhof gejagt worden sind, wo man sie mit Maschinengewehren erschossen hat. Diese Zeichen einer Verrohung sind auf Hetzlügen

zurückzuführen, die der tschechische Rundfunk verbreitet hat, so z. B. die Lüge, tschechische Kinder würden von deutschen Soldaten mit den Zungen an die Haustüre genagelt. In Schnobolin bei Olmütz in Mähren hatten nach der deutschen Kapitulation deutsche Bauern einige tschechische Leichen ausgraben und waschen müssen; es hatte sich um die Tschechen gehandelt, die zum Widerstand gegen die deutsche Besatzungsmacht aufgerufen hatten und dafür erschossen worden waren. Als die deutschen Bauern es sich nicht nehmen ließen, die Ausstellung dieser Leichen zu besichtigen, mußten sie entsetzt feststellen, daß man diesen, die sie wohlbehalten ausgegraben, die Augen ausgestochen und die Nasen abgeschnitten hatte, um sie nun auszustellen als Zeugen der „Nemeck Kultura", d. h. als angeblichen Beweis der „deutschen Kultur"! Kein Wunder, wenn dann bis tief ins Jahr 1946 hinein noch wehrlose unschuldige Deutsche immer wieder in Böhmen und Mähren gepeinigt, ja hingemordet worden sind! Viele unserer Bekannten, die keiner Fliege wehgetan haben, sind so nach schrecklichen Mißhandlungen und argem Hunger ums Leben gekommen, ohne daß sie je Mitglieder der Hitlerpartei gewesen oder dieser auch nur nahegestanden hätten. Meiner damals 81jährigen Mutter hat man bei der Vertreibung und Ausraubung der Deutschen auch den Ehering und natürlich, wie auch all meinen andern Familienangehörigen, die Uhr weggenommen, meiner jüngsten Tochter auch die Schuhe ausgezogen und sie barfuß über die Grenze gejagt! . . . Ähnlich und schlimmer ist es Millionen von Deutschen ergangen. Viele schmachten noch in tschechischen Kerkern, darunter solche, die nachweisbar gegen Heydrich und die Gestapo für verfolgte Tschechen und Juden eingetreten waren.

Führende Deutsche hat man in Böhmen öffentlich aufgehängt, andere in Fässern zu Tode gerollt; den 76jährigen Onkel meiner Frau in Gießhübel bei Olmütz im Bett erschossen; den Dorftrottel von Schnobolin, aber auch andere Deutsche, durch Jauche, die man ihnen einpumpte und ein-

goß, zum Ersticken gebracht, wohlgemerkt nach der Kapitulation vom Mai 1945. Organisierter und prämiierter Raubmord an Wehrlosen und Unschuldigen spielte sich als die „tschechische Revolution" auf. Zehntausende von anständigen Tschechen und Slowaken wurden als angebliche „Kollaboranten mit den Deutschen" eingesperrt. Mit Fußtritten hat man alte Frauen und Männer, aber auch Kinder ermordet, durch Aushungerung viele Tausende. Gibt es ein Weltgewissen? Wenn ja, so wird es auch dafür Rechenschaft fordern. Wenn nein, dann hält Gott das letzte Gericht. „Mein ist die Rache, spricht der Herr."

Es ist das hohe Verdienst des Papstes und der Kirchen überhaupt, auch der evangelischen, immer wieder darauf hingewiesen zu haben, daß nur vertiefte Religiosität Europa und die Menschheit überhaupt retten kann. „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder tut, das habt ihr mir getan!" hat der Heiland gelehrt.

Die werktätige Nächstenliebe, hilfsbereit und opferfreudig, vermag wieder Wohlfahrt herbeizuführen, Rettung zu bringen. Mit dem Lippen-Christentum allein ist niemandem geholfen. Die europäische Katastrophe würde zu einer Weltkatastrophe ohne jene Hilfe und Liebe, die alles überwindet.

Dr. F K

Vergewaltigt, verhungert, erschlagen

Hochwürdigster Herr Pfarrer Reichenberger!

Schon lange hatte ich mir vorgenommen, Ihnen zu schreiben. Ich bin sudetendeutscher Pfarrer aus Nordmähren. In Kürze eine eidesstattliche Erklärung über meine Erlebnisse im Jahre 1945. Ich war Pfarrer im Ostsudetenland. Die Russen und tschechischen Partisanen haben meine Kirche entweiht, Schweine darin geschlachtet, eine Muttergottesstatue vom Altar heruntergeschossen, alle Kelche und die Monstranz zerbrochen, die Paramente zerfetzt und mit Teilen der Paramente Stiefel und Bajonette geputzt, den St. Josefsaltar angehackt, die hl. Zeremonien verunglimpft.

Desgleichen wirtschafteten sie in der Pfarrei. So ging es aber allen in der Pfarrgemeinde. Ich mußte mich im Walde und in einem Bunker versteckt halten, später wollten mich Tschechen mit der Peitsche zur Arbeit treiben; ich habe mich widersetzt mit der Bemerkung, ich habe mich nicht im Dritten Reich treiben lassen, so auch jetzt nicht. Die jungen Mädchen hatte ich mitgenommen und so die meisten vor den Russen gerettet, alle Frauen, die sie erwischten, wurden vergewaltigt, eine Frau in einer Nacht bis 15mal. Sie schrien wie verwundete Tiere und krochen auf allen Vieren. Eine sterbende Frau, die ich, als Bauer verkleidet, versehen habe, wurde vergewaltigt und starb daran. Eine verkrüppelte alte Frauensperson starb auch daran. Der Bauer, der nirgends dabei war, Viktor Janisch, Kaltenlautsch, wurde von den Russen erschossen.

Und dann kamen die Tschechen und machten es nicht besser. Alle oder fast alle Männer wurden fortgetrieben und in die Konzentrationslager gesperrt. Übrigens hatten

die Tschechen als erste im Sudetengebiet Konzentrationslager, vor den Deutschen, im Jahre 1938.

Was die einzelnen dort mitmachten, spottet jeder Beschreibung. Ich habe oft Mürau besucht, die einstige erzbisch. Burg, dann Gefängnis, unter den Tschechen KZ. Dort waren nicht bloß Deutsche, sondern auch die tschechische Intelligenz. In Mährisch-Trübau hörte man die Gefangenen brüllen bis in die Pfarrei, die ziemlich weit weg vom Gefängnis lag. So mancher wurde erschlagen oder wenigstens so verprügelt, daß er sich nicht mehr erholen wird. Das waren aber keine Kriegsverbrecher, sondern einfache Pgs oder nicht einmal das.

Ein junger deutscher Soldat aus meiner Pfarrgemeinde, Josef Z. aus B., Kreis Hohenstadt, Gemeinde Kaltenlautsch, wurde, als er endlich heimkam — dabei ging er aus dem deutschen Lazarett durch —, als SS-Mann verdächtigt und weggeschleppt. Ich hatte ihn zur Trauung aufgeboten und hatte selbst Einsicht in den Wehrpaß genommen, die Gendarmen zu überzeugen, daß er nicht SS-Mann war. Ich habe mich an die tschechischen Behörden gewendet und gebeten, den Fall zu untersuchen. Zwar kamen die Gendarmen zu erheben, aber sie nahmen der Mutter den Wehrpaß ab und ließen ihn anscheinend beim Vybor in Kaltenlautsch verschwinden. Vybor-Vorsitzender war Jan Elias, selbst ein Deutschstämmling, sein Bruder Josef Elias war deutscher Soldat und dann Stellvertreter beim Vybor. Ich besitze von diesem noch ein Foto, wo er mit NSKK-Männern ausgerückt ist. Z. aber wurde nicht freigelassen, sondern nach Brünn geschafft. Zur Volksgerichtsverhandlung soll er auf der Bahre getragen worden sein. Im Januar 1947 kam die Nachricht: Gestorben im November. Verhungert und zu Tode geprügelt als Unschuldiger! Andere meiner Pfarrkinder berichteten eidesstattlich, daß sie auf dem Marsch von einem Lager zum anderen um den Gnadenschuß gebeten haben, sie bekamen aber nur Prügel.

Sterbend riefen manche aus: „Gott stehe unseren armen Frauen und Kindern bei.“ Daheim wurden die Frauen zu Zwangsarbeiten herangezogen und mußten unentgeltlich und bei schlechtestem Wetter schaffen. Am Sonntag wurden sie geholt und mußten Holz machen. Strafarbeit. Wofür? Unschuldige Frauen!

Überall lag Munition herum. Am Straßenrand war ein deutscher Soldat eingescharrt, man sah seine Füße herauskommen, niemand durfte ihn tiefer betten. Als ich beim Landratsamt (Okresni vybor) vorstellig wurde, wurde zwar angeordnet, ein Deutscher müsse auf dem Friedhof das Grab graben, als aber die Kommission kam, hieß es: Wegen Munitionsentladungsgefahr nicht möglich. Wer eine Blume hintrug, wurde vorgeladen und bedroht. Fürbitten für Gefallene durften nicht gelesen werden.

Eines Tages, es war Maria Himmelfahrtsfest des Jahres 1945, mußte ich das Hochamt unterbrechen und dann eine stille Messe weiterzelebrieren, weil die Tschechen beim vorhergehenden tschechischen Gottesdienst nicht unterscheiden konnten, ob der Kirchenchor latein oder deutsch gesungen hatte. Orgelspiel und Singen wurde beim deutschen Gottesdienst verboten. Ich habe Protest erhoben und mußte Gefahr laufen, eingesperrt zu werden.

Ich mußte das „N“ tragen, durfte anfänglich nicht radfahren, nicht Zug fahren, nicht ohne Übertritt in meine Filialgemeinde Bodelsdorf gehen. Kaltenlautsch war so ausgeplündert, daß eigentlich außer den deutschen Kommunisten, die sich als Verräter hergegeben haben, niemand mehr als 50 kg besaß. Heute stehen dort 48 Häuser leer, die Felder können nicht alle bebaut werden. Die Bevölkerungszahl ist von 558 auf rund 200 herabgesunken. Und da war und ist kein Platz für die Deutschen!

Tscheche bleibt Tscheche, von rechts nach links. alle sind sich einig im Haß gegen alle Deutsche. Sie waren nicht

eingerückt, haben nicht gekämpft, es ging ihnen gut, sie nahmen die Posten der Deutschen ein, verdienten gut, wurden bei weitem nicht in einem solchen Ausmaß verfolgt wie nachher die Deutschen. Die Nazis konstruierten wenigstens einen Rechtsfall, die Tschechen setzten sich über alles Recht hinweg!

Mit brüderlichem Gruße Ihr Pfarrer N.

Die Bestie schlechthin entfesselt

. . ., 25. Jan. 1948.

Lieber Father Reichenberger!

Ihnen dürften die ersten Augusttage des Jahres 1938 kaum in Erinnerung geblieben sein, wenigstens nicht in bezug auf die Begegnung, die Sie damals mit Chefredakteur B. und mir in Reichenberg hatten. Wir sprachen natürlich vor allem über das, was uns alle stark bewegte, über das Schicksal der Heimat, das sich immer drohender zu gestalten schien. Die folgenden Jahre haben die Befürchtungen von damals weit überboten. Und in mancher Stunde habe ich Ihrer gedacht. Mir haben die Tage von Reichenberg viel bedeutet, und ich will darum meinen Bericht mit einem herzlichen Vergelt's Gott beginnen.

Als ich 1945 Ihre Anschrift erfuhr und Ihr Name immer häufiger genannt wurde, freute ich mich, Sie unserm Volke erhalten zu wissen. Denn es war mir klar, daß Sie nun nicht abseits stehen, sondern alles daran setzen würden, zu helfen, so weit das nur möglich wäre. Aber ich konnte mir auch denken, daß Sie viel Post erhalten würden und wollte darum ruhigere Zeitläufe abwarten, um die Begegnung von damals zu komemorieren und die Verbindung neuerdings aufzunehmen. Nun hat es sich aber ohne mein Zutun ergeben, daß Ihre Güte über Rev. Buesher mich hier in unserem Vereinskollegium erreicht hat. Darum will ich nicht nur Ihnen und Rev. B. danken, sondern auch einiges berichten, was vielleicht von Interesse sein dürfte. Eine grundsätzliche Orientierung ist sicher nicht nötig, aber wenn ich in großen Zügen mein eigenes Erleben schildere, fällt vielleicht manches Schlaglicht auf das Gesamtgeschehen, das geeignet ist, es verständlicher zu machen.

Es mußte jedem Einsichtigen von vornherein klar sein, daß die Besetzung des Sudetenlandes keinen ewigen Bestand haben würde. Viele Gründe sprachen dafür, nicht zuletzt religiöse. Wenn auch in den Tagen unerträglicher Spannung, in denen der Terror der staatlichen Regierungsgewalt den guten Willen der deutschen Bevölkerung ebenso erschütterte, wie ihn die heillose Propaganda Goebbels' zermürbte, die Besetzung emphatisch begrüßt wurde, so galt der Jubel nicht dem Führer und noch weniger dem Nationalsozialismus, sondern dem „Reich". Der Grenzland- und Auslandsdeutsche trug davon mystische und mythische Vorstellungen in sich, die dem Binnendeutschen preußischer Prägung längst in säkularisierten Imperialismus umgedeutet waren. Wenn wir also die „ewigen" Entscheidungen des Oktober 1938 nicht für beständig hielten und ihre Liquidierung erhofften, so hatte doch niemand erwarten können, daß sie in dieser Form erfolgen würde. Das Grauen des Krieges, das uns lange fast verschont hatte, brach im ganzen Ausmaß über uns herein. Jede Schilderung verblaßt hinter der Wirklichkeit. Die Greuel der Verwüstung erreichten biblisches Ausmaß und bedeuteten für so manchen den Untergang seiner Welt. In diesen Tagen lag das „Weltenantlitz" von Anton Orel auf meinem Schreibtisch und half mir über manches hinweg.

Doch damit war es nicht genug. Kaum hatten sich die hochgehenden Wogen, denen so viel Menschenleben, -glück und -unschuld zum Opfer gefallen waren, gelegt, brach neues Unheil herein. Sehnsüchtig hatte man die Tschechen erwartet. Es schien, als ob alle Spannungen für immer überwunden sein würden, zumal auch die Tschechen, die inzwischen die Leitung der Gemeinden in die Hand genommen hatten, durchaus verständigungswillig waren. So war es wenigstens in J., wo wir mit vereinten Kräften der Not zu steuern versuchten, die durch Verwüstungen und Plünderungen verursacht war. Leider dauerte das nur kurze Zeit. Eines Tages erschien ein Häuflein Partisanen, meist

junge fanatisierte Burschen, die aus Schule und Lehrstelle gelaufen waren, und begannen eine Schreckensherrschaft. Systematisch wurde die ganze Stadt geräumt. Unter Vorspiegelung baldiger Heimkehr nötigte man die Menschen, mit geringer Habe in Lager zu ziehen. Dabei fehlte es nicht an Beschimpfungen, Schlägen, Schikanen aller Art; diese richteten sich aber nicht bloß gegen Schuldige, sondern wahllos gegen alle; alte Frauen und Kinder waren nicht verschont. Ich selbst saß in einem solchen Lager, in dem es zunächst vier Tage weder Verpflegung noch sanitäre Maßnahmen gab. Dieses alles löste eine panikartige Stimmung aus, so daß manche, auch verdiente Männer, sich das Leben nahmen. Die meisten waren monatelang nicht mehr zur Ruhe gekommen und ertrugen die qualvollen Spannungen nicht mehr. Die Szenen darzustellen, die sich abspielten, erscheint nicht am Platze. Sie wären nur geeignet, neuem Haß Raum zu geben, aber nicht Brücken schlagen zu helfen. Nur um der Täuschung der Weltöffentlichkeit vorzubeugen, muß bemerkt bleiben, daß KZ-Greuel sich in unerhörtem Ausmaß wiederholten, und zwar wahllos an allen, gleichgültig welchen Alters sie auch gewesen sein mögen. Die Schreie der zu Tode Gepeitschten, die Tränen der bis zum letzten Ring Geplünderten vergißt man nicht mehr. Aber gerade wir, die wir als Auslandsdeutsche ein Gefühl haben für die Spannungen, die durch Verschiedenheit der Sprache und Sitte bedingt sind, müssen sehen, daß hier nicht nur der Ausbruch eines nationalen Hasses erfolgte, sondern daß hier die Bestie schlechthin entfesselt wurde. Daß solches sich ereignen konnte in einem Augenblick, in dem die Menschheit vor ganz neuen Möglichkeiten stand, bleibt eine Schande für die Menschheit und zugleich ein warnendes Signal für alle. Wir leugnen die Greuel nicht, die Deutsche verübt haben, die uns selber nicht verschonten. Sie wissen, daß drei aus unserem vierblättrigen Kleeblatt jahrelang in Dachau waren — aber wir dürfen nicht zulassen, daß man dies nur allein dem deutschen Menschen

zuschreibt. Natürlich geschieht das nicht zu dem Zweck, uns zu entlasten; daß die andern nicht besser sind, könnte uns nicht entschuldigen; wenn dieser Tatbestand zum Ausdruck gebracht wird, so soll das ein Appell sein an die Menschheit, sich zu besinnen!

Während der ersten Wochen (Juni und Anfang Juli) wußte man noch nicht, was für Absichten die Tschechen eigentlich verfolgten. Erst als bei uns immer wieder Menschen herausgeholt und in langen Reihen aufgestellt wurden, kam mir dies seltsam vor. Auf Anfragen bei der Lagerleitung bekam ich eine etwas verlegene Antwort: man wolle die Frauen und Kinder fortbringen, um sie anderswo leichter mit Milch versorgen zu können. Weil dem ersten Transport tatsächlich ausschließlich Frauen und Kinder, alte und arbeitsunfähige Menschen angehörten, war ich geneigt, dem Glauben zu schenken und tröstete so auch alle, die um ihre Angehörigen bangten; als neuerdings ein Transport zusammengestellt wurde und inzwischen Nachrichten von den ersten ankamen, die Böses ahnen ließen, erkundigte ich mich neuerdings eindringlich; darauf sagte der Gendarmerieoffizier: Sli umrit; man gedachte die Unglücklichen nach und nach ins polnisch besetzte Schlesien zu drängen und sie dort dem Elend zu überlassen. Daß diese Aktionen zusammen mit den andern als „humane Aussiedlung" beziehungsweise „Umsiedlung" erklärt und unter den Augen der Weltöffentlichkeit vollzogen wurden, müßte uns mit Sorge um die „Humanität" überhaupt erfüllen.

Direkter Augenzeuge eines Transportes, der mit der Eisenbahn über die Grenze befördert wurde, bin ich selbst geworden. Da meine Einstellung allgemein bekannt war, hatte ich ohne Schwierigkeit ein von den Mitgliedern des Narodni Vybor unterzeichnetes Attest erhalten, daß die für Deutsche erlassenen Maßnahmen auf mich keine Anwendung finden sollten. Ich war darum frei und konnte mich der Seelsorge widmen und manches Los etwas erleichtern. Als ich aber versuchte, für meinen Mitbruder ein-

zutreten, den man verhaftet hatte, geriet ich in Ungnade. Ohne daß man etwas von den Absichten verriet, wurde ich zum Antreten genötigt, als 3000 meist ältere Männer, Frauen und Kinder zum Bahnhof gebracht wurden. Davon hatte keiner die erlaubten 50 Kilo Gepäck; kaum einer durfte noch in seine Wohnung; alle waren sich unklar über das, was auf sie wartete. Die ganze Fahrt über konnte man nur vermuten, was nun eigentlich geschehen würde. In offenen Kohlenloren, die natürlich nicht den geringsten Schutz gegen die Unbilden der Witterung, gegen Sonnenglut, Nachtkühle und Regen boten, fuhren wir durchs Land. Man sieht in solchen Stunden wirklich alles mit anderen Augen an. Als wir in Laube ausgeladen wurden, mit dem Befehl, zu Fuß weiter gegen Herrnskretschen zu gehen, blieben drei Tote auf den Geleisen, und ca. 30 Menschen konnten sich nicht mehr auf den Füßen halten. Ich wurde beauftragt, die Toten zu begraben und für die Invaliden zu sorgen. Mit Hilfe der Ortsbewohner wurde ein Grab gemacht und die Toten eingesegnet. Inzwischen zog der Elendshaufe auf der langen Straße weiter. Viele brauchten fast die ganze Nacht, bevor sie ankamen und auf dem Rasen ein wenig rasten konnten. Gegen 11 Uhr abends war endlich ein Auto gekommen, das sich der Kranken annahm. Wie unnötig diese Beförderung durch Roheit und Eile zur Qual gemacht wurde, soll nicht einzeln geschildert werden. Es gehört aber zu den bittersten Erinnerungen, die mich begleiten. Das Auto fuhr mit den Unglücklichen sofort bis über die Grenze, wo man sie einfach auf die Straße warf; da niemand zu sehen war, der sich ihrer angenommen hätte, bat ich, man möchte mich zurücknehmen, um jemanden holen zu können. Das wurde wohl versprochen, aber nicht gehalten. Als ich vergeblich versucht hatte, jemanden herauszuklopfen, machte ich mich selbst auf den Weg, wurde jedoch beim Grenzpfahl sehr unfreundlich aufgehalten. Als sich schließlich ein Gespräch mit den Grenzjägern entspann, war es sehr aufschlußreich, etwas

über die Ideologie zu hören, in deren Namen man alles tat. Erschrocken und beschämt zugleich war ich, als ich aus dem Munde des Grenzwächters dieselben Phrasen hörte, die der Nationalsozialismus einst gebraucht hatte, nur daß sie jetzt panslawisch umgebogen waren.

Ob es Sie wohl interessieren würde, noch mehr darüber zu hören oder darüber, wie es uns weiterging? Man wird nicht leicht fertig damit, und da man die Erinnerungen zu beschwören versucht, häufen sich die Szenen, die hungernde und verzweifelnde Menschen zeigen. Ziellos und ungeordnet zogen die Vertriebenen durchs Land. Die obrigkeitlichen Weisungen bezogen sich zunächst nur darauf, weiter zu ziehen. Und jeder Tag brachte neue Haufen, die alle von derselben Not gequält waren und alle die gleiche irre Hoffnung hegten, daß dies alles nur ein Traum sei, der wieder verfliegen würde.

Es dauerte lange, allzu lange für so manchen, der hilflos dem Elend ausgeliefert war und dem Hunger und den Seuchen erlag. Allmählich erst kam das Gewimmel zu einer gewissen Ruhe, jeder fand schließlich seine Ecke, in der er sich vor dem Winter verbergen konnte. Wie das aussah und aussieht?

Man würde den Christen Deutschlands Unrecht tun, wenn man verschweigen würde, daß viel guter Wille, rührende Opferkraft aufbrach in jenen Tagen und in der langen Zeit nicht müde geworden ist. Aber es ist auch wohl verständlich, daß viel Härte und Unbegreifen oft alles noch schwerer machte und bis heute macht. Der Binnendeutsche kann sich so schlecht vorstellen, daß es an den Grenzen und im Ausland einmal einen berechtigten Kampf gegeben hat um das Recht, deutsch zu reden und zu beten, daß es vor allem jenseits der Grenzen eine reine und heilige Sehnsucht gab nach dem „Reich“, das nichts mit Diktatur und Welteroberungssucht zu tun hat, sondern das groß ist als Hort der Gerechtigkeit und des Friedens. Darum gibt es

viel Verdächtigung, viel Schimpf und Vorwurf, der natürlich Verbitterung weckt.

Einen Niederschlag dessen haben Ihnen sicher bereits die zahlreichen Briefe und Berichte vermittelt, die Ihnen zugegangen sind. Es braucht auch keiner ausführlichen Schilderung des Wirkens von Exz. Keller, das ich eine Zeitlang in Halle aus nächster Nähe verfolgen konnte, bis ich ihn im April 1947 in Frankfurt am Main wieder sprechen konnte und ihn fast aufgerieben von Arbeit und Sorge antraf. Ein Mann der Vorsehung, der wie ein Symbol des Leids wirkte, das nicht nur über das Volk, sondern über die Welt gekommen ist. Es war sicher einer der wenigen, die sich über die letzten Hintergründe dieses Geschehens klar waren, der sah, daß man mit Rache allein das alles nicht erklären könne, und der die Hand Gottes spürte, der keine Wunden schlägt, die nicht zum Segen werden. Seine Worte und noch viel weniger seine Haltung können kaum von den Zeitgenossen entsprechend gewürdigt werden. Wir wissen nicht, warum ihn der liebe Gott aus der Mitte seiner Leidensgefährten riß, lange bevor seine Sendung nach menschlichem Ermessen erfüllt war. Die Audienz am 22. April 1947 hat es mich deutlich spüren lassen, daß er sich erst am Anfangswege wußte. Vor allem war es der hl. Franziskus, der ihm als Lehrer in unserer Notzeit geeignet schien.

Es hängt alles davon ab, daß wir das ungeheuerliche Geschehen dieser Zeit nicht nur in rein menschlicher Schau zu erfassen suchen, sondern in göttlicher. Leider ist uns diese Fähigkeit weithin abhanden gekommen; es liegt hier eine Erziehungsfrage allerersten Ranges vor. Der Nationalsozialismus konnte dem christlichen Glaubensgeist keine herbere Wunde schlagen, als daß er das Alte Testament diffamierte, in dem eben im geschichtlichen Ablauf solch übernatürliches Denken deutlich zutage tritt. Damit soll nicht gesagt sein, daß man nicht nach oben hin das Unrecht bekennen und seine Behebung

fördern dürfe, daß materielle Hilfe nicht wichtig sei usw., aber es soll hervorgehoben werden, daß unsere Hoffnung letzten Endes beim Herrn allein zu finden ist und daß wir nicht vom Brote allein leben; der Herr hat auch heute die Kraft, allen Hunger auf seine Weise zu stillen, ohne daß er dazu menschlicher Hilfsmittel bedürfe. Leider ist auch diese Arbeit durch die Notlage, Papiermangel usw. stark gehemmt. Damit soll es für heute genug sein. Noch einmal: Vergelt's Gott Ihnen und Rev. Buesher für Ihre wertvolle Hilfe!

Mit der herzlichen Bitte um Ihr Memento und vielen guten Wünschen für Arbeit und Wohlergehen

Diözesan-Rat J. B., ehemals Jägerndorf.

Wie sieht Breslau heute aus?

Nachdem die meisten Deutschen aus Schlesien vertrieben sind, erscheinen in deutschen Zeitungen, besonders der SED, öfter Mitteilungen, die von polnischer Seite lanciert werden und von einem raschen Aufblühen der schlesischen Hauptstadt und ihrer Umgebung erzählen. Das Mißtrauen gegenüber solcher Schönfärberei wird verstärkt, wenn wir in unbeeinflußten Privatbriefen folgendes lesen:

„Das Land um Breslau ist menschenleer, es kann nicht bestellt werden, weil einfach niemand da ist. Knechte und Mägde gibt es nicht, jeder kann sich ja selbst eine Wirtschaft nehmen. Die Lage wird immer katastrophaler, da die Industrie, die die Polen auch in Gang setzen wollen, und das Baugewerbe sehr viele Menschen verschlingen. Aber die Menschen sind eben nicht da. Jetzt, nach der Vertreibung der Deutschen, merkt man erst, daß man sich ins eigene Fleisch geschnitten hat. Außerdem ist man sehr unsicher und glaubt selbst nicht daran, daß man Schlesien ganz behalten wird."

Interessant ist ein Bericht aus Breslau: „Die Polen bauen die Altstadt nicht auf, man will zwischen Carlowitz und Hundsfeld eine neue polnische Stadt aufbauen. Man will! Auch ziehen auffallend viele Polen aus der Altstadt nach Carlowitz und in die Vororte Bischofswelde, Zimpel usw., also alle rechts der Oder!

So steht immer noch ein Hoffnungsschimmer am Horizont unserer Heimat. Allmählich sieht man wohl auch im Westen ein, daß sich Deutschland ohne die Ostgebiete nicht ernähren kann, und es dauernd zu ernähren, das dürfte wohl auch den Amerikanern mit der Zeit etwas zu kostspielig werden.

In Breslau selbst hat sich so gut wie nichts geändert, die

Ruinen stehen noch wie ehemals, es stürzt immer mehr in sich zusammen, und auf den Schutthaufen wächst das Unkraut. Der Schwarze Markt wanderte vom Matthiasplatz auf das Rollfeld, seit einigen Monaten ist er auf dem Ritterplatz und in der Markthalle. Von Woche zu Woche wurde er auch kleiner. Es ist ja niemand mehr da, der ausgeplündert werden kann. So bestiehlt man sich gegenseitig, und ein begehrtes Objekt sind die Kirchen geworden. So wurde die Kreuzkirche in Breslau ein dutzendmal beraubt durch Einbruch, im Dom bisher dreizehnmal, Kelche, Leuchter, Kerzen usw., gestohlen ...

Ich bekam Fühlung mit Gerhart Hauptmann und einem Kreis von Gelehrten, Dichtern und Malern, die sich um den alten Herrn geschart hatten. Die Russen hatten Hauptmann und seinem Kreis freien Abzug zugesichert und allen besondere Schutzbriefe gegeben. Leider starb Hauptmann. Die Polen verboten seine Beerdigung auf dem Wiesenstein, und so lag der Tote eine Zeitlang unbeerdigt in seinem Arbeitszimmer, bis er endlich mit seinem Freundeskreis abtransportiert wurde . . . Dabei gelang es mir, wenigstens etwas zu retten, leider nichts von meiner kostbaren Bibliothek, die etwa 6000 bis 7000 Bände umfaßte und teilweise unersetzliche Werke der Technik, Kunstgeschichte und Geschichte enthielt. Als letzten Eindruck aus meinem schönen Heim nahm ich mit, daß polnische Miliz mit meinem großen Werk von Eder über die Photographie, dem etwa zwanzigbändigen Standardwerk — Fußball im Garten spielte."

Sind diese Mitteilungen richtig — und es besteht kein Grund, daran zu zweifeln, denn sie sind ohne jede journalistische Absicht niedergeschrieben —, dann muß man leider annehmen, daß die offiziellen Berichte zum Zwecke der Vortäuschung falscher Aufbaunachrichten an die Presse geschickt wurden. Dies muß man um so mehr annehmen, als gleiche Mitteilungen fast in jedem Brief enthalten sind, der heute noch seinen Weg über die polnische Verwaltungsgrenze findet.

Polen-Terror in Oberschlesien

Zahlreiche Deutsche wurden mannigfacher Verbrechen gegen die Menschlichkeit angeklagt, viele von ihnen zum Tode oder zu langjährigen Freiheitsstrafen verurteilt. Kein vernünftiger Deutscher bestreitet den Siegern das Recht zu diesen Urteilen, ja, er empfindet vielleicht noch stärker und brennender als der Sieger selbst die Schande, die auf den deutschen Namen gehäuft wurde.

Werden wir aber der Verbrechen gegen die Menschlichkeit angeklagt, so steht auch uns das Recht zu, unsere Stimmen zu erheben und zu den zahllosen Fällen, in denen an Gliedern des deutschen Volkes zum Teil unaussprechliche Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen wurden, nicht länger zu schweigen. Was deutsche Menschen seit Anfang 1945 in Ostpreußen, in Schlesien, im Sudetenland und an unzähligen anderen Stellen Deutschlands durchgemacht haben, spottet buchstäblich jeder Beschreibung. Die Welt wird noch einmal erschauern, wenn all das Material veröffentlicht werden wird, das schon heute über die Greuel im Osten bekannt ist, das sich ständig und immer zuverlässiger vermehrt. Als eines der vielen Beispiele, die uns vorliegen, veröffentlichen wir hierunter einen eidesstattlichen Bericht über den Leidensweg der Einwohner des Dorfes Bielitzfelde, Kr. Falkenberg, Reg.-Bezirk Oppeln. Wir haben kein Wort an diesem Bericht verändert. Lediglich die seitenlange Totenliste wurde fortgelassen.

„Ich, Fleischermeister und Hausbesitzer Franz Heinisch, geboren am 30. 5. 1897, meine Ehefrau Maria, geborene Scholz, geboren am 23. 3. 1906, meine Söhne Paul, geboren am 16. 3. 1929, und Manfred, geboren am 2. 2. 1932, aus Bielitz — jetzt Bielitzfelde—, Kreis Falkenberg, Reg.-Bezirk Oppeln/Oberschlesien, befanden uns am Schluß des

Krieges auf meiner Besitzung in Bielitzfelde. Ich war infolge Kriegsverletzung des Krieges 1914/18 nicht eingezogen, da ich 50 Prozent Kriegsverletzter (Lungenverletzung) bin. Bei mir weilte meine verheiratete Schwester Helene Schmolke, geborene Heinisch, geboren am 21. 3. 1904, und ihr Sohn Manfred, geboren am 8. 5. 1930, da sich ihr Ehemann Julius Schmolke bei der Wehrmacht befand und noch bis heute vermißt ist.

Am 17. 3. 1945 besetzte die russische Wehrmacht das Dorf Bielitzfelde. Ich wurde mit ca. 12 Männern von den Russen am 25. 3. 1945 festgenommen und nach Breslau transportiert. Von da aus kamen wir in das Lager Bruch bei Neumarkt, wo wir öfters vernommen und verprügelt wurden. Man wollte von uns Eingeständnisse über Nazisympathien herauspressen, die doch gerade bei uns Bauern am wenigsten vorhanden waren. Am 23. 5. 1945 wurden wir im Fußmarsch nach Laband bei Gleiwitz, Oberschlesien, getrieben, dort entlaust und registriert. Dann wurden wir in das Konzentrationslager Ehrenforst bei Heidebreck geschafft. Dort mußten wir täglich in Blechhammer die gesamten Werkseinrichtungen abmontieren. Die Arbeitszeit begann bei Sonnenaufgang und endete bei Sonnenuntergang. Verpflegung: früh, mittags und abends Suppe, täglich acht Mann ein Brot. War aber keine Verpflegung da, gab es nichts zu essen. Es gab z. B. tagelang keinen Kaffee und kein Wasser, dies bei sehr schwerer Arbeit und der heißen Sommerzeit. Irgendeine Körperreinigung war natürlich unmöglich. Ich wurde am 12. 7. 1945 infolge meiner Kriegsverletzung durch diese Strapazen und unmenschlichen Anstrengungen lungenkrank. Dadurch war ich für die Russen wertlos geworden. Eine ärztliche Betreuung usw. gab es natürlich nicht. Am 30. 7. 1945 übergab mich und weitere Kranke das russische Kommando den Polen zum Weitertransport per Bahn als Entlassene in die Heimat. Wir wurden von den Polen bis zum 23. 8. 1945 festgehalten, als Verpflegung gab es täglich ein bis zwei Tassen gekochte

Kleie, Brot überhaupt nicht. Am 23. 8. 1945 erhielten wir von der polnischen Polizei Reisebescheinigungen, und ich fuhr mit der Bahn nach Neiße. Von Neiße wollte ich zu meiner Familie nach Bielitzfelde. Als ich im Nachbardorf Neusorge ankam, erfuhr ich, daß ich nicht nach Bielitzfelde hineingehen dürfe, da bereits am 30. 7. 1945 die Einwohner des Dorfes Bielitzfelde von den Polen, welche am 30. 6. 1945 das gesamte Besitztum der Bewohner übernommen hatten, in das polnische Konzentrationslager Lamsdorf, Kreis Falkenberg, geschafft worden waren. Ich blieb im Dorf Neusorge und versuchte, Verbindung mit meinen Familienangehörigen im KZ-Lager Lamsdorf zu bekommen. Ich sprach mit dem katholischen Pfarrer unserer Gemeinde, welcher weiter amtieren durfte; dieser machte mir sehr wenig Hoffnung. Er sagte mir, daß aus dem KZ-Lager Lamsdorf nach allem, was er bisher gehört hätte, nicht mehr viele lebend herauskämen. Ich war vollständig niedergebrochen, als ich nun allein so hoffnungslos dastand.

Während meiner Festnahme begann der furchtbare Leidensweg der Einwohner von Bielitzfelde, damit auch meiner Familienangehörigen. Während die Russen im Dorf waren, wurde jede Besitzung ausgeräubert. Alles, was irgendwie von Wert war, wurde den Leuten weggenommen. Sämtliche Tore und Türen mußten sofort Tag und Nacht geöffnet sein. Damit begann das häßlichste und grausamste Kapitel in der Besetzung, nämlich die täglichen, fortlaufenden Vergewaltigungen der Mädchen und Frauen. Die Russen kamen jede Nacht — manchmal auch am Tage — in die Wohnungen, holten sich die Mädchen und Frauen heraus und vergewaltigten sie. Ebenso wurde das auch in den Wohnungen vorgenommen, auch unter den Augen der übrigen Familienangehörigen.

Sämtliche Frauen mußten für die Russen arbeiten. In der Nähe von Bielitzfelde, fünf Kilometer davon, in Rothaus war das Wehr der Glatzer Neiße zerstört. Dorthin mußten jeden Tag frühzeitig die Frauen und Mädchen von

Bielitzfelde zum Aufbau. Verpflegung war Nebensache. Diejenigen Frauen und Mädchen, welche in der Bielitzfelder Mühle Getreide zur Verladung einschaufeln mußten, wurden erst vor Arbeitsbeginn in das leerstehende Haus des Besitzers Glatzel getrieben und dort alle täglich vergewaltigt. Es gab nur ganz vereinzelte Frauen und Mädchen des Dorfes Bielitzfelde, welche diesem Schicksal entgingen. Selbst die in Bielitzfelde stationierten Kloster- bzw. Krankenschwestern wurden ca. dreißigmal vergewaltigt. Gertrud Langfeld, dreizehn Jahre alt, und ihre sechzehnjährige Schwester Marie sowie noch viele Mädchen, welche kaum aus der Schule entlassen waren, wurden beinahe täglich und öfters hintereinander vergewaltigt.

Am 30. 7. 1945 wurde das ganze Dorf Bielitzfelde von polnischer Miliz umstellt. Wir ahnten schon Furchtbares, weil acht Tage vorher schon ca. siebzig Frauen in einem kleinen Stall eingesperrt wurden, die einzeln aus diesem von den Polen herausgezerrt, über eine Bank gelegt und mit einem eichenen Knüppel zehn bis zwanzig Schläge erhielten. Diejenigen Frauen, welche infolge dieser Schmerzen weinten und schrien, erhielten die doppelte Anzahl Schläge. Die Bäuerin Jüttner und ihre Schwägerin, welche gerade beim Anziehen ihrer Kinder waren, wurden auch aus dem Haus getrieben. Weil es aber den Polen zu lange dauerte, ehe dieselben herauskamen, wurden beide Frauen von den Polen erschossen. Die Kinder liefen nun allein zu ihren Großeltern in das Nachbardorf Neusorge.

Als die Umstellung des Dorfes Bielitzfelde beendet war, fuhren Lastautos in das Dorf ein, die gesamte Bevölkerung einschließlich der ganz Alten und Kranken wurde aufgeladen und in das KZ-Lager Lamsdorf gebracht. Im Lager angekommen, wurden wir von den Autos heruntergezogen und gestoßen, vollständig untersucht und ausgeplündert. Nichts, kein Gepäck, keine Decke, keinen Löffel oder Tasse, keine Papiere, nichts durften wir behalten. Wir hatten nur die Sommerkleidung am Körper.

Der fünfundsiebzigjährige Rich. Schmolke, ehemaliger Polizeiwachtmeister und nunmehr Rentner, hatte einen Pensionsausweis von der Polizei bei sich. Als die Polen diesen Ausweis fanden, haben sofort fünf Mann auf ihn eingeschlagen, und als er niederstürzte, auf ihm herumgetreten. Er war aber noch nicht ganz tot und wurde in eine Baracke geschleppt. In der Nacht wurde er dann von den Polen ganz totgeschlagen.

Wir anderen wurden nunmehr sortiert und kamen in Einzelbaracken, und zwar immer einzeln: die Männer, die Jungens von zehn Jahren ab, die Frauen mit Kleinkindern und die Mädchen von vierzehn Jahren ab. Es wurde ein strenges Verbot erlassen, Ehemänner durften nicht mit ihren Frauen sprechen, Eltern nicht mit ihren Kindern. Es war doch so menschlich, daß die Mütter mit ihren Kindern ein paar Worte sprechen wollten, dies war nur mit aller Vorsicht in der Klosettbaracke möglich. Die polnischen Posten beobachteten dies und schossen rücksichtslos in diese Klosettbaracke. Dabei erhielt Frau Wanzke einen Schuß in den Rücken und starb mangels Medikamenten und Verbandszeug qualvoll nach vier Wochen. Eine Frau sprach einige Worte mit ihrem Ehemann. Sie wurde vom polnischen Posten beobachtet. Als Strafe mußten sich die Frau und der Ehemann zwei Tage von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang auf die Splittergräben mit dem Rücken legen. Sie durften nicht sprechen und erhielten nichts zu essen und zu trinken. Die heiße Augustsonne brannte unbarmherzig auf Gesicht und Körper.

Jeden Morgen, wenn die Sonne aufging, mußten alle Männer und Jungens zum Appell antreten. Sie sollten polnisch abzählen, das konnte niemand. Da gab es sofort Schläge mit dem Kolben und mit lederüberzogenen Ketten. Dann mußten sie marschieren und singen, insbesondere Nazilieder. Anschließend mußten sie stundenlang hinlegen und robben, d. h. auf der Erde kriechen. Dazwischen gab es immer wieder furchtbare Schläge. Den Männern wurden

Stahlhelme aufgesetzt und darauf wurde mit einer Axt geschlagen, solange bis die Männer umfielen. Zum Schluß wurden alle wieder in die Baracken hineingejagt, der letzte Teil, der nicht schnell genug hineinkam, wurde zusammengeschlagen.

Eines Tages sollte ein Mann aus dem Lager weggelaufen sein. Am nächsten Morgen wurden vier Männer auf den Platz geführt (und zwar: Arnt, Lichter und zwei aus einer anderen Gemeinde) und mit der geballten Faust geschlagen. Als dieselben nicht mehr aufstehen konnten, wurde von den Polen auf ihnen herumgetreten, sie wurden zuletzt mit der Pistole erschossen.

Nach einigen Wochen sollte wieder ein Mann weggelaufen sein. Dafür wurden fünfundzwanzig Männer zwischen die Splittergräben geführt und dort erschossen. Aus dem Dorfe Bielitzfelde waren u. a. dabei: Paul Herrmann, Josef Artelt, Franz Stephan, Paul Wenzke und Kampe. Dabei mußten die Stubenältesten der Männer- und Jugendbaracken zusehen und die Leichen in die Splittergräben verscharren. Einzelne dieser Männer waren noch nicht ganz tot. Die Polen gingen zwischen diesen Erschossenen herum und erledigten sie dann gänzlich mit Pistolenschüssen.

Diese Grausamkeiten mußte auch mein Sohn Paul mitansehen und auch die Leichen mit den Händen verscharren. Es waren doch so viele liebe und gute Bekannte unter diesen Toten. Mein Sohn bekam daraufhin Nervenfieber und starb nach qualvollen acht Tagen, zumal jegliche Medikamente fehlten.

Der Sohn meiner Schwester Helene, Manfred Schmolke, war auch dabei. Er mußte später Gräber mit gestorbenen russischen Kriegsgefangenen freilegen und die verwesten Leichen mit den Händen herausnehmen. Auch Frauen und Mädchen mußten diese Arbeit machen. Dies bei der großen Hitze im August 1945. Durch all dies Entsetzliche bekam der Junge Manfred Schmolke Nervenfieber und starb nach vier Wochen unter schwersten Leiden.“

Leidenswege in Hinterpommern und Ostpreußen

In zahllosen Berichten, die der großen Öffentlichkeit bisher nicht zugänglich gemacht werden konnten, werden die Leidenswege geschildert, die über die deutschen Ostprovinzen gezogen wurden. Tausende, Abertausende hilfloser, hungernder Menschen kennzeichneten diese Wege. Eingesäumt waren die Straßen mit Leichen von Frauen und Mädchen, die erst geschändet und dann umgebracht wurden, und die Zahl der Kindergräber wuchs täglich.

Immer wiederholten sich die gleichen Bilder. Dabei spielte die polnische „Miliz" die Rolle der Folterknechte und Henker. In Sammellagern wurden die Männer aus Hinterpommern zusammengetrieben. Eines dieser Lager war Schneidemühl, in dem bis zu siebenstausend Mann zusammengedrängt waren. Männer im Alter von 14 bis zu 75 Jahren, auf die Bestien in Menschengestalt einschlugen, mit Knüppeln, Gummischläuchen, die mit Blei gefüllt waren, Hundepeitschen und Gewehrkolben. Die Verpflegung blieb immer dieselbe. Wassersuppe mit etwas Dörrgemüse — und, wenn es hoch kam, ein Stück Brot. Typhus und Ruhr waren die selbstverständlichen Krankheitserscheinungen. Die Toten wurden von den Kameraden begraben, die Stätte mit einem Holzkreuz geziert. Wenige Tage danach zerschlug die polnische Miliz diese Kreuze und ließ die Gräber einebnen.

Die Männer mußten Fabriken abmontieren und verladen. Alles nur irgendwie Brauchbare wurde den Gefangenen weggenommen, jeder Rasierapparat — denn die Uhren wurden ja als erstes „Beutegut" vereinnahmt. Nachts lagen diese Männer zusammengepfercht zu drei Mann auf einer Holzpritsche. Geschwollene Füße, Wasser in den Gelenken waren die normalen Erscheinungen, von denen niemand mehr redete. Ständig war Unruhe, Aufregung, wilde Jagd. Auch

die Nacht wurde durch lärmende Kontrollen, schreiende, besoffene Milizsoldaten gestört — und dazu Prügel, Prügel, Prügel ...

Das Eigentumsrecht wurde aufgehoben. Als die Austreibungen einsetzten, kamen die alten Leute und die kinderreichen Familien zuerst „dran". In zwanzig Minuten mußte das Haus geräumt sein. Was an kümmerlichen Resten mitgeführt werden konnte, wurde später wieder abgenommen. Geschrei, Jammern, Geheul, Weinen und tränenlose Angst, sie begleiteten diese Züge des Jammers und des Elends, diese Massen der in das Elend hinausgetriebenen Menschen, die dieser „humanen Aussiedlung" zum Opfer fielen. Vor ihnen ritten der Tod und die Verzweiflung, ihnen zur Seite gingen Hunger und Krankheiten, und hinterher da watete der Haß bis an die Knie im Blut ...

Nur wenig erfährt man aus russischer Quelle über das, was sich zur Zeit in Ostpreußen abspielt, und man ist schon auf gelegentliche Meldungen der skandinavischen Presse angewiesen, die die Vorgänge in den baltischen Randstaaten und — aus naheliegenden Gründen in Verbindung damit — auch die in Ostpreußen mit angespannter Aufmerksamkeit verfolgt. Ostpreußen ist durch einen Moskauer Befehl vom Oktober 1945 direkt der Räteunion zugeschlagen worden, und seit dieser Zeit ist in den Kundmachungen der Sowjets von einer „Provinz Kaliningrad" die Rede. Kaliningrad ist Königsberg, und in nichts manifestiert sich die Umkehrung der Dinge so sichtbar wie in der Umbenennung dieser Stadt nach dem vorletzten Präsidenten der Sowjetunion.

Es ist nicht die einzige geblieben, und wer sich heute in diesem Gebiet umsehen will, muß sich mit den neuen Fakten vertraut machen; er müßte wissen, daß Gumbinnen Gousiewsk, Tilsit Sowjetsk, Insterburg Tscherniajakowtsk, Preußisch-Eylau Bagrationowsk, Stallupönen Nestorow und Pillau Baltisk heißt. Aber nicht nur die Namen sind russifiziert worden, das Land selbst wurde es in einem unvorstellbaren Maße. Das deutsche Element ist verschwunden, viele waren

geflohen, viele sind umgekommen, viele wurden ausgewiesen, und nur wenige blieben. Dafür kamen Kolonisten aus dem Osten, Bauern und Landarbeiter.

Das Land hat sein Gesicht geändert, aber es fragt sich, ob es dadurch auch seine Bestimmung geändert haben kann. Es gehört in das Kapitel der Propaganda, wenn in einer Botschaft der „Arbeiter der Provinz Kaliningrad" an Stalin behauptet wird, daß Ostpreußen „seit urdenklichen Zeiten slawisches Land" gewesen sei und nun zu „einer uneinnehmbaren Festung gegen die westlichen Gegner der UdSSR" gemacht werden müsse.

In Königsberg soll, wie wir „Dagens Nyheter" entnehmen, im vorigen Jahre nur noch eines der alten deutschen Denkmäler gestanden haben: das seines größten Sohnes, Immanuel Kant. Vielleicht war es ein Zufall, vielleicht auch die Unkenntnis, die ihre Hand hier im Spiele gehabt haben mag, aber dem Funktionär der Kommunistischen Partei Ostpreußens, der die Botschaft an Moskau verfaßte, müßte ein Satz entgegengehalten werden, der von diesem Kant stammt: „Das metaphysische Hindernis aller Moral ist die Verleugnung der Freiheit."

Das Los der Südost-Deutschen

Aus Rumänien kam ein Brief, den eine deutsche Frau an ihren Vetter schrieb, der jetzt in einer der westlichen Besatzungszonen in Deutschland lebt. Das Kriegsende, das für rund 15 Millionen Deutsche den Verlust von Heimat und Besitz mit sich brachte, hatte auch diesen Mann aus seiner Heimat vertrieben. Heute vegetiert er in all der Not, die sich hinter dem Sammelbegriff „Deutschland" verbirgt. Die Frau berichtet in einfacher, unbeholfener Sprache vom Tode ihres Gatten und ihres Bruders; beide waren im Dorfe in einer Gruppe von 133 Deutschen von Partisanen und Zigeunern erschossen worden. Tod, Austreibung oder Sklaverei — etwas anderes gab es für Deutsche im Osten und Südosten nach 1944 nicht!

Was aber in diesem Brief am Erschütterndsten wirkt, ist nicht die fast sachlich trockene Schilderung der Greuel — daran hat man sich beinahe schon gewöhnt —, sondern der Rat, den die Frau ihrem Vetter am Schlusse ihres Briefes erteilt: „Lieber Josef, nach Deinem Schreiben geht es Dir auch miserabel — aber bleib, wo Du bist! Dort hast Du wenigstens Deine Ruhe — aber hier haben die Leute keine Ruhe. Bald haben sie den, bald den anderen."

Es ist gut, wenn wenigstens von Zeit zu Zeit die Aufmerksamkeit auf jene deutschen Menschen gelenkt wird, die im Südosten Europas noch verblieben sind. Der Tod hat sie verschont, die Ausweisung schwebt über ihrem Haupte wie das berüchtigte Damoklesschwert, die Sklaverei aber hat sie ausnahmslos erfaßt. So wurden z. B. in Siebenbürgen die deutschen Männer und Frauen zwischen 17 und 45 Jahren durchweg zum Arbeiten nach der Sowjet-Union verpflichtet.

Der dringende Ratschlag, den die schlichte Frau aus Rumänien ihrem Vetter in Deutschland gibt, spricht allein schon Bände! „Bleib, wo Du bist!" — Hungere, leide Not, schlage dicht mit dem neuen Leben herum, entbehre oft sogar das Selbstverständliche —, aber „bleib, wo Du bist", denn „Dort hast Du wenigstens Deine Ruhe", dort kannst du bei allem doch noch Mensch sein.

Ähnlich wie in Rumänien liegen die Verhältnisse in Ungarn. Dort sind von den ursprünglich 520 000 Deutschen (nach amtlicher Zählung) gut 300 000 ausgesiedelt worden. Wer zu dem (vorläufig noch verbliebenen) Rest gehört, kann sich der Ausweisung entziehen, wenn er möglichst rasch seinen Besitz dem Staate übereignet, denn das heute kommunistisch geführte Ungarn hat keinerlei Einwendungen gegen die Anwesenheit von besitzlosen deutschen Proletariern, die aufgrund ihrer Lage billige und willfährige Arbeitssklaven abgeben müssen. Es wendet sich nur mehr gegen den Aufenthalt von Deutschen in wirtschaftlich gefestigter Stellung. Ihr Besitz reizt die Habgier an und muß deshalb unter dem Zwang der sonst drohenden Ausweisung den Hyänen des Kriegsausganges zum Opfer fallen. Wer aber in die Sklaverei geraten ist, muß damit rechnen, daß ihn das härteste Schicksal sogar nach Rußland verschlägt, denn seit dem Jahre 1945 rollen immer und immer wieder Transportzüge mit deutschen Sklaven in die hoffnungslosen Weiten des bolschewistischen Reiches. (Bei der besitzmäßigen Umschichtung in Ungarn darf folgendes Moment nicht übersehen werden: Die ungarische Wirtschaft hatte durch die Beschlagnahme von Judenvermögen ungeheuer profitiert. Nach Kriegsende mußte dieser jüdische Besitz von seinen neuen Nutznießern natürlich zurückerstattet werden. Die Ausweisung der Deutschen bietet infolgedessen eine willkommene Gelegenheit, sich nun an dem Besitz der wirklich ausgewiesenen oder von der Ausweisung bedrohten Deutschen schadlos zu halten. Da diese Deutschen heute vollkommen hilf- und schutzlos sind, stellen sie naturgemäß

ein äußerst willkommenes Objekt für diese Bestrebungen dar.)

Auch die besondere Gruppe der Jugoslawien-Deutschen sollte man um so weniger vergessen, als vielleicht gerade sie das furchtbarste Schicksal erlitten haben. Von den ursprünglich etwa 600 000 Deutschen Jugoslawiens leben derzeit vielleicht 25 000 verstreut in Deutschland und Österreich. Rund 100 000 befanden sich zu Beginn des Jahres 1947 in jugoslawischen Lagern, und Zehntausende (ihre genaue Zahl ist bisher niemals ermittelt worden) wurden zur Zwangsarbeit nach Rußland deportiert, der Rest ist zugrunde gegangen.

Wie in den anderen Staaten wurde auch in Jugoslawien das seit Jahrhunderten bodenständige Deutschtum entschädigungslos enteignet. Die deutschen Dörfer — sie waren die reichsten und mustergültigsten des gesamten Südostraumes — wurden zum größten Teil bereits von neuen Siedlern aus dem Süden des Landes besetzt.

Ein ehemaliger deutscher Kriegsgefangener berichtet über die Greuel in Jugoslawien folgende Einzelheiten:

„Fast auf allen früheren deutschen Gutshöfen und sonstigen Besitzungen sah man drei, vier und mehr Blutflecken an den rückseitigen Mauern. Die meisten Männer und Jünglinge wurden durch Kopfschüsse erledigt, Frauen und Kinder in Arbeitslager gesteckt, wo die meisten durch Mißhandlungen, Seuchen, Erfrieren und Verhungern zu Tode kamen. Die Ländereien gingen an den Staat über, der sie an Bosniaken, Serben und Zigeuner verpachtete. Die Ernte mußte von Kriegsgefangenen eingebracht werden. Von zwei volksdeutschen Frauen, mit denen ich mich mehrmals bei Aufräumungsarbeiten unterhalten konnte, erfuhr ich, daß allein im Lager Metrowitza von 1850 Frauen und Kindern bis zum Frühjahr 1946 keine 300 mehr am Leben waren. Über 1500 waren in den Wintermonaten an Hunger, Kälte und Krankheiten zu Grunde gegangen. Dasselbe hatte man mit den deutschen Kriegsgefangenen vor. In Belgrad wur-

den nach dem Zusammenbruch Tausende von deutschen Gefangenen erschossen. 15 000 kamen allein auf dem Hungermarsch in die Gefangenschaft auf grausamste Weise ums Leben. Um die Intelligenz auszurotten, suchte man unter den Gefangenen besonders Wissenschaftler, Lehrer, Beamte usw. aus und schickte sie den Winter über in die Wälder zum Baumfällen, wo sie bei schwerer Arbeit und ungenügender Kost in Schneehütten leben mußten. Nur wenige Überlebende kamen zurück, denen aber noch die erfrorenen Glieder amputiert werden mußten. Über verminte Felder und Flugplätze ließ man oft deutsche Kriegsgefangene in Reihen hintereinander gehen, um die vorhandenen Minen zur Explosion zu bringen, ganz gleich, wieviel Gefangene dabei getötet wurden. Hinter allem, was die Partisanen nicht begreifen konnten, witterten sie Sabotage. Da fast die Hälfte von ihnen Analphabeten waren, konnten viele nicht einmal die Zeit auf den Uhren ablesen. Es ist vorgekommen, daß ein Kamerad erschossen wurde, weil er einen Kompaß bei sich trug, den die Partisanen für eine mit Absicht zerstörte Uhr hielten.

Die von mir aufgezeichneten Beispiele von Grausamkeiten ließen sich noch um viele vermehren. Es leben noch genügend Augenzeugen, die meine Ausführungen bestätigen können. Von den in jugoslawische Kriegsgefangenschaft geratenen Deutschen sind mehr als die Hälfte ums Leben gekommen. Aber das sind natürlich keine Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit, weil es sich um Deutsche handelt."

Soweit der Augenzeugenbericht.

Schon einmal — im 16. und 17. Jahrhundert — fegte ein bitteres Schicksal Zehntausende deutscher Kolonisten hinweg. Sie kamen damals in türkische Gefangenschaft und endeten ihr Leben im bitteren Sklavenlos. Unser Jahrhundert hat die Schrecken jener Zeit noch weit überboten — auch hinsichtlich des Schicksals der Südostdeutschen! Von den etwa 2,1 Mill. Südostdeutschen konnten ca. 500 000

Leben und Freiheit auf Kosten von Heimat und Besitz retten. Das übrige — also rund 1,5 Mill. — wurde verschleppt, versklavt, vernichtet.

Es liegt eine ungeheure Tragik (mancher wird vielleicht von einer Tragikomik sprechen) darin, daß gerade in den letzten Wochen der „Ausschuß für Menschenrechte" des Wirtschafts- und Sozialrates der Vereinten Nationen am 16. 12. 1947 eine Erklärung beschlossen hat, in welcher die internationalen Menschenrechte erstmalig festgelegt werden sollen. Alle Menschen, so heißt es in diesem Dokument, seien „frei geboren", besäßen „gleiche Würde und Gewissensfreiheit" und „sollten wie Brüder zueinander stehen". „Sklaverei" — so lautet es später — „widerspricht der Menschenwürde und ist ungesetzlich". In der Einleitung dieser Deklaration wird besonders betont, daß die Rechte allen Menschen gleichermaßen zustehen, ohne Unterscheidung auf Grund von Rasse, Hautfarbe, Geschlecht, Sprache, Religion, politischer oder anderer Ansicht, Besitz, Stand, nationalem oder sozialem Ursprung. Diese Erklärung der Menschenrechte ist allerdings vorläufig noch ein frommer Wunsch des genannten Ausschusses.

Sklaven (und vor allem deutsche Sklaven) gibt es heute in der Sowjet-Union, aber auch in Rumänien, Jugoslawien und Ungarn, in Polen und in der Tschechoslowakei — deutsche Sklaven, die kein Recht und keinen Besitz mehr ihr eigen nennen, die geringer gewertet werden als ein Stück Vieh. Es handelt sich dabei vielfach um Menschen, die man entgegen dem offiziellen Aussiedlungsprinzip mit Gewalt und unter falschen Vorspiegelungen gegenüber der internationalen Öffentlichkeit im Lande zurückhält, weil man ihre Arbeitskraft noch braucht. Es ist nicht anzunehmen, daß diese Staaten der vorgeschlagenen Erklärung der Menschenrechte mit Begeisterung zustimmen werden — weder Rußland noch Polen, weder Jugoslawien noch Rumänien, weder Ungarn noch die Tschechoslowakei. Wer selbst Zehntausende oder Hunderttausende (oder im Falle

Rußlands Millionen) von Sklaven hält, kann eine Deklaration der Menschenrechte, welche jede Form der Sklaverei eindeutig und schärfstens ablehnt, ehrlicherweise nicht billigen. Tut er es trotzdem, dann macht er sich einer Heuchelei internationalen Maßstabs schuldig, und es wäre sicherlich aufrichtiger, wenn ein solcher Staat gegen eine Deklaration der primitivsten Menschenrechte, gegen eine Verurteilung der Sklaverei gleich im voraus mit einem lauten „Veto" zu Felde zöge!

Ordensschwestern in russischen Bergwerken

In die erschreckende Vielzahl der Berichte, die über das Los der nach der Sowjet-Union Verschleppten und zu Zwangsarbeit Verurteilten Auskunft geben, ist ein neues Dokument eingefügt worden, nämlich die Mitteilung eines Heimgekehrten über das furchtbare Schicksal katholischer deutscher Ordensschwestern, die aus dem von den Sowjets besetzten deutschen Gebiet nach Rußland deportiert wurden. Der Bericht wurde von der in Fribourg (Schweiz) befindlichen KIPA (Katholische Internationale Presseagentur) am 13. Januar 1948 veröffentlicht und hat folgenden Wortlaut:

„Am 12. Oktober 1947 wurden wir auf dem Bahnhof Stalino zum Transport in die Heimat verladen. Wir hatten bis dahin in Stalino im Bergwerk gearbeitet. Am selben Tage wurden unsere Ersatzleute auf einem Geleise daneben ausgeladen. Es waren 1400 Vinzentinerinnen. Sie machten einen elenden Eindruck und waren genau so herunter wie wir. Die Hälfte der Schwestern etwa hatte noch ihre Schwesterntracht an, natürlich verdreckt und zerrissen, zur anderen Hälfte trugen sie Steppanzüge. Mit zwei Schwestern konnte ich sprechen. Sie sagten mir, sie seien 1946 aus ihren Häusern in der Ostzone herausgeholt und in Pommern zu einem großen Transport zusammengestellt worden. Eine der Schwestern war aus Stargard, die andere aus Leipzig, eine 34, die andere 39 Jahre. Meiner Schätzung nach waren auch 50jährige und ältere Schwestern dabei.

Von 1946 bis jetzt haben die Schwestern am Dnjepr im Brückenbau schwere Männerarbeit geleistet. Nun hat man sie wieder zu einem Transport zusammengestellt und ihnen gesagt, sie kämen in den Bergbau, bekämen bessere Verpflegung und müßten noch bis April arbeiten, dann ginge es nach Hause. Die Schwestern glaubten nichts davon,

außer daß es ins Bergwerk ginge. Sie waren sehr niedergedrückt. Ihr größtes Leid war, daß sie unter der Willkür der Bewachungsmannschaft schwer zu leiden hatten. Sie beneideten ihre verstorbenen Schwestern. Der Tod habe keine Schrecken für sie. Sie sehnten ihn sich herbei. Er könne nur Erlösung für sie sein. Die schlechte Ernährung, die schwere Arbeit, das armselige Hausen, die elenden Lumpen, den Schmutz, alles wollten sie gerne ertragen, selbst Krankheit und Tod, aber was sie zu leiden hätten unter den Wachmannschaften, das sei unerträglich. Willkürlich würden einzelne Schwestern aus den Baracken geholt, angeblich zur Kommissionierung, d. h. zur Untersuchung zwecks Einstufung und Zuteilung zu den entsprechenden Kommandos. Wenn das wirklich wahr wäre, sei das schon schlimm genug, aber leider sei es an der Tagesordnung, daß man die Schwestern nur unter diesem Vorwand hole. Auch käme es vor, daß mitten in der Nacht betrunkene Posten sich Schwestern von der Pritsche holten.

Die Schwestern drückten sich sehr scheu und zurückhaltend aus. Jeder weiß aber, was das bedeutet. Jeder der Heimkehrer war fest überzeugt, daß die Schwestern in gemeinster Weise vergewaltigt wurden. Wir hatten ja unsere Erfahrungen, waren wir doch monatelang im Bergwerk bei der Arbeit zusammen mit Rotkreuzschwestern aus dem Zivilinterniertenlager 280/15 gewesen, das direkt neben unserem Lager 280/405 in Makiewkam, 15 km von Stalino, lag. Sie hatten über diese Verhältnisse gesprochen. Von den Vinzentinerinnen hörten wir weiter, sie seien von Dnjepro-Petrowsk mit 1500 Schwestern abgefahren. Bis Stalino seien etwa 50 Schwestern tot und ebenso viele todkrank ausgeladen worden. Alle Schwestern trugen ihr Kreuz noch offen auf der Brust. Als wir abfuhren, winkten sie und riefen uns zu: „Grüßt die Heimat!“

Neutrale Ausländer als Zeugen und Leidensgenossen

Viele Leser der Greueltaten, die sich die Russen in Österreich und Deutschland zuschulden kommen ließen, sind unter dem Eindruck einer schamlosen Haßpropaganda noch immer geneigt zu sagen: „Sie verdienen es nicht anders." —

Daß es sich bei den russischen Greueltaten aber nicht um etwaige unmittelbare Rachehandlungen handelt, sondern um den Einbruch des Barbarentums nach Europa, und daß die russischen Barbaren keinen Unterschied zwischen Deutschen und anderen Europäern machen, das ist nun schwarz auf weiß in einem Buch der Auslandsschweizer „Schicksal über uns" geschildert, über das die Züricher Monatsschrift „Der Turmwart" im Märzheft die nachfolgende Besprechung veröffentlicht.

Am 8. Mai 1945 ist in den Schweizer Städten in teils gehobener, teils auch ausgelassener Stimmung der Tag des alliierten Sieges gefeiert worden. Nur wenige mochten wohl damals gedacht haben, daß dieser selbe Tag für Tausende von Schweizern den Verlust ihrer Existenz, von Freiheit, Gesundheit und Leben bedeutete. Und die, die es wußten, wissen mußten, die schwiegen. Es hätte ja so ganz und gar nicht ins Gesamtbild gepaßt.

Doch langsam begann die Wahrheit durchzusickern; bald hier, bald dort. Zungen, die in Schreck erstarrt waren, lösten sich. Und nun ist ein Buch erschienen, in welchem heimgekehrte Auslandsschweizer ihre Erlebnisse schildern; schlicht und einfach, ohne Ausschmückungen und ohne politische Nebenabsichten.

Die Schweizer und Schweizerinnen, die da zu Wort kommen, sind samt und sonders Landsleute, deren korrekte

Beziehungen zu den Heimatbehörden und Auslandsvertretungen erwiesen sind, Schweizer, die sich der neutralen Stellung unseres Landes stets bewußt waren und die dem Gastlande nie mehr gaben, als auf was es rechtmäßig Anspruch erheben konnte. Aber so sehr sich auch die Herausgeber des Buches bemüht haben, das politische Gleichgewicht zu wahren, so ist doch ein sehr einseitig gerichtetes Werk entstanden . . . weil es nicht anders sein konnte.

Zwar fehlte es nicht an Reibungen mit den Amtsstellen des Dritten Reiches; aber sie führten in keiner der Darstellungen zu tragischen Verwicklungen. Ein Bericht aus Italien schildert Vorgänge, die sich im ersten Weltkrieg abgespielt haben. Eine Heimkehrerin von den Philippinen lobt den Anstand der japanischen Soldaten, die nicht selten neben eine angebotene Tasse Tee ein Gastgeschenk legten. Schweizer in Griechenland teilten die Hungerjahre mit der einheimischen Bevölkerung.

Die große Katastrophe des Auslandsschweizertums aber war der Einbruch der Russen in die deutschen Ostgebiete in den ersten Wochen 1945. An die 3000 Schweizer verloren ihr Hab und Gut. Vielen gelang in letzter Minute die winterliche Flucht, viele fanden den Tod, von unzähligen Familien fehlt überhaupt jede Nachricht.

Beinahe aus jedem einzelnen Bericht tönt eine Anklage gegen unsere konsularischen Vertretungen, welche mit ihren Schutzbriefen die Schweizer in einer trügerischen Sicherheit wiegten. Als dann die Russen erschienen, da wurden die Schweizer nicht besser behandelt als die Deutschen; sie wurden ausgeraubt, ihre Frauen und Töchter geschändet, die Männer erschossen oder gefangen. Und wie dann gar aus gewissen Quellen die Lüge verbreitet wurde, in schweizerischen Internierungslagern seien 9000 Sowjetsoldaten getötet worden, da wurden auf höheren Befehl sämtliche Schweizer im russischen Bereich Deutschlands verhaftet und für einige Monate als Geiseln nach dem Innern Rußlands

deportiert. Zwei Berichte über die Lager Berditschew und Krasnogorsk gehören zu den bemerkenswertesten dieses Buches.

War das Verhalten der Russen von roher Wildheit beherrscht — bei einzelnen Offizieren bei aller Härte jedoch oft auch von ausgesprochener Korrektheit bestimmt — so machte sich bei Polen und Jugoslawen ein Sadismus geltend, der zu den grauenhaftesten Ausschreitungen führte. Für polnische Milizleute war ein Schweizer gerade gut genug, als „Schwein" behandelt, zur Reinigung von Latrinen und Wegschaffung von Leichen verwendet zu werden; er wurde immer wieder geprügelt, an glühende Fußeisen gekettet und schließlich scheintot in eine Leichenkammer geworfen. Vielleicht noch grauenvoller sind die Foltermethoden des jugoslawischen OZNA, denen ein schweizerischer Gutsbesitzer aus der Gegend von Marburg zum Opfer fiel.

Das Buch der Auslandsschweizer öffnet den Blick in eine Tragödie ungeheuersten Ausmaßes; eine Tragödie, innerhalb derer das Geschick unserer Landsleute nur einen kleinen Ausschnitt darstellt. Will man hier, etwa im Hinblick auf unsere konsularischen Vertretungen, von Schuld sprechen, dann liegt diese Schuld in einer völligen Verkennung der Lage begründet, im Nichtwissen um die Tatsache, daß der russische Einbruch eine Situation schuf, vor der alle bisherigen Begriffe über Rechte der Zivilbevölkerung, den Schutz neutraler Ausländer, die Vorrechte konsularischer Vertreter, zu einem Nichts zusammenschmolzen. Der Zusammenbruch der deutschen Front im Osten war nicht nur eine Tatsache militärischer Art im Geschehen des Zweiten Weltkrieges, sondern er bedeutete den Zusammenbruch der gesamteuropäischen Welt ostwärts der Elbe mit all ihren rechtlichen und sittlichen Begriffen.

„Ich habe den 10. Mai 1945 rot in meinem Notizbuch angestrichen. Es war der grauenhafteste Tag meines Lebens. Zwar habe ich den Krieg in seinen schlimmsten Auswirkungen gesehen . . . aber nichts war so erschütternd für mich

wie das Erlebnis jener Nacht, da meine Töchter geschlagen, mißhandelt und vergewaltigt wurden.“ So schreibt ein Schweizer, der den Einbruch der Russen in seinem Forsthaus in Mecklenburg erlebte.

Und ein Gutsbesitzer aus der Untersteiermark:

„Nach der sogenannten Befreiung durch die Partisanen wurde ich am 8. Mai 1945 von ihnen überfallen und ausgeraubt . . . Kaum hatte ich mich vom Schrecken dieses Überfalls erholt, wurde ich am 23. Mai 1945 von der OZNA grundlos verhaftet und in das Gerichtsgefängnis von Maribor eingeliefert . . . Zwei Tage vor meiner Verhaftung war ich Zeuge, wie ein Trupp von Hunderten von Frauen und Männern, mit einem Hemd oder einer Unterhose bekleidet — auch völlig Entkleidete befanden sich darunter —, die Körper durch Mißhandlungen und Folterungen entstellt, zu den Panzergräben getrieben wurden. Ihre Hände waren mit Draht auf dem Rücken zusammengebunden, ferner waren sie je zu zweien an Schultern und Armen aneinandergefesselt und außerdem noch an einen zwischen ihnen durchlaufenden Stacheldraht gebunden, so daß das ganze eine ununterbrochene Kette darstellte. Mit Maschinenpistolen wurden diese Unglücklichen am Rande des Panzergrabens niedergemäht und an Ort und Stelle notdürftig verscharrt.“

wie das Erlebnis jener Nacht, da meine Töchter geschändet, mißhandelt und vergewaltigt wurden." So schreibt ein Schweizer, der den Einbruch der Russen in seinem Forsthaus i. Mecklenburg erlebte.

Und ein Gutsbesitzer aus der Untersteiermark:

„Nach der sogenannten Befreiung durch die Partisanen wurde ich am 8. Mai 1945 von ihnen überfallen und ausgeraubt . . . Kaum hatte ich mich vom Schrecken dieses Überfalls erholt, wurde ich am 23. Mai 1945 von der OZNA grundlos verhaftet und in das Gerichtsgefängnis von Marburg eingeliefert . . . Zwei Tage vor meiner Verhaftung war ich Zeuge, wie ein Trupp von Hunderten von Frauen und Männern, mit einem Hemd oder einer Unterhose bekleidet — auch völlig Entkleidete befanden sich darunter —, die Körper durch Mißhandlungen und Folterungen entstellt, zu den Panzergraben getrieben wurden. Ihre Hände waren mit Draht auf dem Rücken zusammengebunden. Ferner waren sie je zu zweien an Schultern und Armen aneinandergefesselt und außerdem noch an einen zwischen ihnen durchlaufenden Stacheldraht gebunden, so daß das ganze eine ununterbrochene Kette darstellte. Mit Maschinenpistolen wurden diese Unglücklichen am Rande des Panzergrabens niedergemacht und an Ort und Stelle notdürftig verscharrt."

AN DAS GEWISSEN DER WELT

An die Uno

Die Amsterdamer Konferenz des Protestantismus hat einen Weltskandal vor das Forum der Welt gebracht. In einem Bericht heißt es: „Auf einer Vollsitzung am 30. August wurde zum ersten Mal vor einem großen internationalen Forum — mehr als 150 Presse- und Rundfunkvertreter sind aus allen Erdteilen hierbei gekommen — das deutsche Flüchtlingsproblem in seiner furchtbaren Realität und in seinem ganzen Umfang geschildert. Der Leiter der Flüchtlingskommission im Ökumenischen Rat, der Engländer Elfan Rees, trug einen Bericht vor, der als eines der wichtigsten Dokumente über die Verantwortung der Kirchen gegenüber dieser brennenden Not in verschiedenen Sprachen verbreitet werden soll. Die peinliche Bestürzung, mit der die Ausführungen von Rees aufgenommen wurden, zeigt, wie wenig Kenntnis die Welt über den Umfang des deutschen Flüchtlingsproblems hat. Nach der Kapitulation, führte er aus, haben in Europa neun Millionen „Displaced Persons" gelebt, von denen bis heute wieder über sieben Millionen in ihre Heimat zurückgebracht seien. Gleichzeitig aber sei durch die Politik der Alliierten ein noch viel größeres Problem geschaffen worden: 12 bis 14 Millionen deutsche Flüchtlinge, die eine ständige Gefahr für den Frieden überhaupt bildeten. Rees forderte die Gleichstellung der deutschen Flüchtlinge mit den DPs durch die IRO." (Christ und Welt. 4. Sept. 48.)

Die Weltkonferenz verdient für diese Stellungnahme aufrichtigen Dank aller, denen Menschenrecht und Menschenwürde nicht Fremdworte sind. Meinen Lesern sind die Gedankengänge nicht neu. Ich möchte nur wünschen, die Konferenz hätte klare Begriffe gewählt: Die 12 bis 14 Mil-

lionen sind nicht Flüchtlinge, sondern Vertriebene. Potsdam Displaced Christians! Die Forderung nach Gleichstellung der Potsdam Displaced Christians mit den offiziell anerkannten DPs ist ungenügend. Die Potsdam Vertriebenen Christen haben ein unabdingbares Recht: Rückkehr in die Heimat!

Die Weltkonferenz war peinlich bestürzt, als sie aus dem Munde eines Engländers über den Umfang des Verbrechens von Potsdam erfuhr. Man möchte fragen: Was haben die 150 Presse- und Rundfunkvertreter seitdem getan, die Kunde in die Welt zu tragen? Aber schweigen wir über das andauernde Komplott des Schweigens. Ungefähr zur selben Zeit kam der Weltskandal von Potsdam zum ersten Male vor einem deutschen politischen Forum zur Sprache, im Bayerischen Landtag. Redner verschiedener Parteien enthüllten Dokumente und Tatsachen, Verbrechen, die nur in den Unmenschlichkeiten der KZs eine Parallele haben. „Wir appellieren an die Menschlichkeit, und wir appellieren verzweifelt, befangen im Kreislauf des Bösen, an die Gerechtigkeit, durch die allein die Erkrankung der Menschheit überwunden wird." Immer wieder wurde auf die Doppelmoral für Sieger und Besiegte hingewiesen, immer wieder spürte man, wie das Vertrauen in Recht und Gerechtigkeit untergraben wurde. „Soll ich jetzt schweigen, wo wir 12 Jahre schweigen mußten. Nein, wir müssen das Weltgewissen aufrütteln. Wir müssen dafür sorgen, daß nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt ein solcher Skandal, ein solches Morden von Menschen nicht mehr vorkommt. Wenn schon internationale Gerechtigkeit, durch die Verbrechen gesühnt werden, dann soll sie für alle gelten, nicht nur für Deutschland. Es ist fast so, als ob man abgesprochen hätte, diese Greueltaten totzuschweigen. Aber, wer schweigt, macht sich mitschuldig. Wir, die Ausgewiesenen und Vertriebenen, die diese qualvolle Not und dieses Elend am eigenen Leibe zu spüren hatten, können dazu nicht schweigen. Wir weisen

mit Nachdruck darauf hin, daß zwischen den Worten der Atlantic Charta und den Handlungen . . . ein weltweiter Unterschied besteht. Diesem Amoklauf von Rache und Vergeltung, dessen Opfer deutsche Menschen sind, muß endlich einmal Einhalt geboten werden. Wir, die Ausgewiesenen und Vertriebenen . . . wollen nur Gerechtigkeit. Dazu gehört auch das Recht auf unsere Heimat. Die Welt sollte auch für uns Deutsche die Grundgesetze des Rechtes, der Freiheit und der Menschenwürde wieder herstellen, zu deren Verteidigung sie den Nationalsozialismus beseitigt und seine Hauptschuldigen in Nürnberg zur Verantwortung gezogen hat."

Die Tagung schloß mit der Annahme einer Resolution: „Die Staatsregierung wird beauftragt, sich mit der Militärregierung in Verbindung zu setzen, um eine internationale Untersuchung herbeizuführen.

1. Über die allgemein bekannten Ausschreitungen gegen die Deutschen in der Tschecho-Slowakei, in Polen, Ungarn und Jugoslawien.

2. Über die Durchführung der Ausweisungen . . ., welche laut Potsdamer Abkommen vom 2. August 1945 in humaner Weise erfolgen sollten.

3. Über das Schicksal der noch in der Tschecho-Slowakei, in Ungarn, Rumänien und Jugoslawien befindlichen Deutschen weiterhin Erhebungen durch die Einvernahme der Ausgewiesenen durchzuführen und in einer Denkschrift zusammenzufassen. Die Arbeitsgemeinschaft der Flüchtlingsverwaltungen wird ersucht, die gesamten Dokumente zu sammeln, zu sichten und nicht allein der Militärregierung, sondern auch der UN zu überreichen. Die UN sind zu ersuchen, eine unparteiliche Untersuchung einzuleiten . . ."

Es handelt sich bei den Massenausweisungen ganz klar und eindeutig um das Verbrechen des Rassenmordes (genocide), wie sowohl aus dem Wortlaut des Potsdamer Dokumentes hervorgeht, als auch aus der Barbarei der Durchführung. Der Entwurf der UN unterscheidet 1. Physischen

Rassenmord, d. h. die Tötung oder Versetzung von Menschengruppen in Verhältnisse, die ihren Tod oder schwere Schädigung ihrer Gesundheit zur Folge haben müssen; 2. Biologischen Rassenmord, d. h. die ‚retardierende' Tötung einer Gruppe durch Sterilisierung, Auseinanderreißung der Familien, Verhinderung von Eheschließungen, Deportationen und Zwangsarbeit; 3. Kulturellen Rassenmord durch Vernichtung des geistigen und kulturellen Lebens einer Gruppe.

Wenn es noch eine Gerechtigkeit gibt, kann das Verdikt in allen drei Punkten nur lauten: Schuldig! Aber, was wird die Kommission für Menschenrechte tun? Wird auch nur jemand im Kongreß die Resolution von München weitertreiben? Und die Christen . . . ?

An die „Stimme Amerikas"!

Die Versicherung sei hier abgegeben, daß mich in meiner Arbeit von allem Anfang an keine Revanchegedanken leiten, vor allem keine derartigen Gedanken irgend einem Volke gegenüber; aber ein kompromißloser Haß dem Bösen gegenüber, dem Verbrechertum gegenüber, für das heute auch mein Volk zur Verantwortung gezogen wird. Doch muß einen jeden heute Heimatvertriebenen, der während des Dritten Reiches diesem Tun ablehnend und ohne Zugeständnisse gegenüberstand, tiefe Enttäuschung erfüllen, beobachtet man die Entwicklung, die mit der Vertreibung von Millionen Menschen ihren Anfang nahm und dazu geeignet ist, ein Chaos von nie geahnten Ausmaßen zu schaffen, eine Atmosphäre von hungernden und der Verzweiflung verfallener Menschen. Doch auch jene andere Tatsache, die nicht wegzuleugnen ist, muß einen mit banger Sorge erfüllen, bekommt man im Laufe der Zeit einen kleinen Überblick über jenes bestialische und verbrecherische Morden und Sengen, das, ich spreche hier vom Sudetengebiet, zum Teil auch von den polnisch besetzten Gebieten Schlesiens, mit der deutschen Niederlage seinen Anfang nahm und einen Umfang erreichte, wie wir ihn vor einem Jahr nicht erahnen konnten.

Doch auch jener andere Umstand muß einen mit tiefer Enttäuschung erfüllen, daß die Westmächte mit ihrem Schweigen ihre Einwilligung dazu geben. Denn das hat mit dem Ausgang des Krieges garnichts zu tun. Überdies werden für dieses Tun verantwortliche Politiker und Staatsmänner für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen.

Wenn in diesen Tagen trotz der verhängnisvollen Lage in Restdeutschland, zumal in der britischen Zone, neue Transporte aus Schlesien anrollen, wenn neuerdings 400 000 Schlesier in zum Himmel schreiender Art und Weise von Haus und Hof getrieben werden, dann muß man sich die Frage stellen: Hat denn in unseren Tagen Politik noch etwas mit dem gesunden Hausverstand zu tun, oder ist es schon heller Wahnsinn? Man weiß genau, daß man unhaltbare Zustände schafft, und schweigt. Man weiß, oder man will es nicht wissen, daß in der Nachkriegszeit wiederum Hunderttausende in den Augen Gottes immer wertvoller Menschen elend zu Tode gemartert wurden, und hüllt sich in tiefes Schweigen. Ja noch mehr: man billigt durch das zustimmende Schweigen die Maßnahmen, die im Osten, gestützt auf rohe Gewalt, unternommen werden, um dieses große Sterben und die große Verzweiflung von Millionen zu fördern. Man weiß, daß auf Grund der Geschehnisse in der Nachkriegszeit jedes Bemühen um einen gedeihlichen Frieden von keinem Erfolg gekrönt sein kann, jedenfalls erscheint mir dieses Unterfangen, vom sittlich-religiösen Aspekt aus gesehen, aussichtslos, und man unternimmt nichts, um dem schwierigen Fragenkomplex zu Leibe zu rücken. Es nützt uns nichts, wollten wir die Krone des Baumes behandeln, während die Wurzel morsch und faul ist. Es sind dies leider traurige Tatsachen, von denen die Presse ungern spricht und ebenso die für das heutige Geschehen verantwortliche Welt. So mögen es die Deutschen getan haben, wenn etwas von den Greueln der KZ's ihnen zu Ohren kam. Muß man sich angesichts dessen nicht die bange Frage vorlegen: Wohin muß diese Entwicklung konsequent führen? Wiederum ist die Macht zu Recht gemacht worden. Es ist so, wie mir die „Neue Zeitung" auf eine Erwiderung antwortete: Letzten Endes sind doch alle Rechtsfragen Machtfragen. Ja, aber dies alles ist nicht der Friede. Die Atombombe wird und muß einen solchen Frieden zer-

schmettern, so sagt Bischof Muench in seinem Fastenhirtenbrief.

Mit derselben Post geht Ihnen ein Prager Bericht zu, den Frau Martha Halke, die 10 Monate in tschechischen Internierungslagern zubrachte, verfaßte. Mir gegenüber erklärte sie, es wäre nicht möglich, in Worten das zu schildern, was sich in dieser Zeit dort zugetragen hätte. Es wäre nur ein sachlich zu nüchterner Bericht. Dies ist das Schicksal, das nicht ein, sondern Zehntausende andere Sudetendeutsche erlebt und erlitten haben. Und erlauben Sie mir die Frage: Wofür? Ja wofür? Was wirft man denn eigentlich uns Sudetendeutschen vor? Warum erklärt man uns denn für Hochverräter? Ist in der Tat etwas Stichhaltiges daran? Oder hatte die andere Seite guten Grund dafür, sich für die Zeit nach dem ersten Weltkrieg schuldbewußt an die Brust zu schlagen, um sich zu fragen, wer in der Tat die Verantwortung dafür trägt, daß es zu dieser Entwicklung kam? — Ich spreche hier nur vom tschechischen Staat, in dessen Machtbereich wir zu leben gezwungen wurden. — Treibt man sie heute mit Recht von Haus und Hof? Oder hat man auf eine günstige Gelegenheit gewartet, um diese fleißigen und bescheidenen und leider zu ehrlichen Menschen wie Bettler von Haus und Scholle zu treiben, um sich so in den Besitz des Milliardenvermögens, das sich dieses kleine Volk erarbeitet und erschuftet hat, zu setzen? Kann man diese Maßnahmen durch irgend eine erdichtete nationale Notwendigkeit noch rechtfertigen? Ist eine Rechtfertigung überhaupt möglich?

Ein Wort eines englischen Politikers soll hier zitiert sein: „Was moralisch falsch ist, kann politisch nie richtig sein.“ Hätte man dies Wort eines gereiften Politikers in Anwendung gebracht, wir wären heute dem Frieden näher. Was will man nun uns zum Vorwurf machen? Warum ist das Recht der Selbstbestimmung im Jahre 1918 nicht in die Tat umgesetzt worden? Warum blieb es damals schon beim bloßen Versprechen? Warum war das Schicksal von

Millionen Menschen den damals verantwortlichen Machern der Politik für ihre Entscheidungen nicht Richtschnur ihres Handelns? Oder glaubt man, dieser Volksteil hätte sich im Jahre 1918 mit Leib und Seele dem nationalen Tschechentum verschrieben? Das damals so laute Rufen des Sudetendeutschtums nach Erfüllung ihrer berechtigten Wünsche und Forderungen ließ die Politiker kalt. — Damals war kein Hitler und kein nationalsozialistisches Deutschland, auch hätte sich dieses Volk niemals für einen Anschluß ans Reich erklärt, sondern für einen solchen an Deutsch-Oesterreich. Wäre aber die Tschecho-Slowakei trotz allem, was geschehen war, nur ein schwaches Abbild einer Schweiz gewesen, oder hätte man sich wenigstens bemüht, eine solche zu schaffen, wahrhaftig, es wäre zu dieser Entwicklung nie gekommen. Schon damals erklärte der erste Präsident dieser Republik, Masaryk, die Tschechen hätten noch nicht diesen Staat, dies würde erst dann eintreten, wenn der letzte Deutsche aus dem Grenzgebiet verschwunden sein würde. Und die große Tschechisierung dieser Gebiete setzte ein. Es sei hier ausdrücklich erklärt, daß dieses deutsche Grenzgebiet ein zusammenhängendes war, es waren keine Sprachinseln, sondern ein deutsches Sprachgebiet, das klar abgegrenzt werden kann. Die wirtschaftlichen Nachteile, die sich infolge der Weltwirtschaftskrise ergaben, hatten zum größten Teil die Deutschen zu tragen, Meter um Meter drangen die Tschechen vor, die „Narodni Jednota," welche im Grenzgebiet die zweite tschechische Regierung bildete, konnte Triumphe feiern. Dem sollten wir tatenlos zusehen? War es nicht unsere selbstverständliche und heilige Pflicht, dies mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern? Nein, man möge uns nicht nationalsozialistische Gesinnung vorwerfen, dem Sudetendeutschtum war das preußisch-militaristische Wesen fremd, es hatte vorher durch Jahrhunderte im Verband der österreichischen Monarchie gelebt, um von diesem Geiste durchdrungen zu sein. Die Wahrheit ist anders, als man sie heute von tsche-

chischer Seite zu schildern versucht, um das Verbrechertum rechtfertigen zu können.

Minister Ripka, der heute ein leidenschaftlicher Verteidiger dieser Austreibungspolitik ist, hat mit folgenden Worten der Wahrheit die Ehre gegeben, und zwar in seinem Buch: „Munich before and after“:

„Wäre es wahr, daß die Mehrheit der Sudetendeutschen Hitler, den Henlein bei ihnen vertrat, als ihren Führer betrachtet, dann hätte man erwarten müssen, daß sie begierig die Gelegenheit zur Revolte und zur Befreiung vom tschechischen Joch ergriffen hätten.“ — Nämlich in der Zeit vor München, als das Schicksal des Landes in der Schwebe war. — Minister Ripka berichtet in demselben Buche weiter, daß von wenigen Ausnahmefällen abgesehen, die Sudetendeutschen dem Befehl der Mobilisierung gegen das Dritte Reich reibungslos gefolgt sind. Und heute besitzt man die Frechheit, das Gegenteil zu behaupten, desgleichen tat Herr Eduard Benesch, der damals diesen Sudetendeutschen seinen gerührten Dank aussprach, da sie in überwiegend größter Zahl ihre Staatsbürgerpflicht erfüllt haben. Ich war damals ebenfalls dem Befehl gefolgt. Heute gehört der Staatspräsident Benesch zu denen, die gleich Hitler dieselbe Macht- und Wahnsinnspolitik treiben. Nach Papst Pius XII. ist Präsident Benesch als zweiter für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen. Welche Ironie! Wir hegen die Hoffnung, Papst Pius XII. werde angesichts dessen auf diese Ehrung verzichten. Oder hält man noch immer diese Art von Politikern für die wahren Wegbereiter des Weltfriedens? Die Entwicklung der Dinge seit Kriegsende und jene wahrhaft verbrecherischen Mächte, die sie im Osten heraufbeschworen haben, ist wirklich die beste Garantie für eine friedlose Zeit und legt den Keim für eine Katastrophe, die über die Menschheit hereinbrechen wird. Der ganze Wahnsinn der Hitlerei war ihnen nur willkommener Anlaß, diese Austreibungspolitik über Millionen Menschen zu verhängen.

Bischof Muench kennzeichnet in seinem Hirtenbrief das Gesicht des politischen Lebens mit folgenden Worten: „Die Propaganda hat ihr tödliches Werk getan. Auf der einen Seite hat sie ganzen Völkern die kollektive Verantwortung und Kriegsschuld aufgebürdet und auf der anderen Seite hat sie bei den Siegernationen eine pharisäische Haltung der Selbstgerechtigkeit erzeugt. Die Parabel des Herrn vom Pharisäer und Zöllner, die in den Tempel hinaufgingen, um zu beten, der eine stolz und überheblich, der andere bescheiden und demütig, könnte recht wohl auf die gegenwärtige internationale Lage angewandt werden."

Ich leugne nicht den Teil der Schuld, die unser Volk zu tragen hat, doch wäre es der Wahrheit nicht entsprechend, wollte man von einer Alleinschuld sprechen. Einst wird ja die Geschichte doch ein anderes Urteil über diese Zeit fällen, als dies heute geschieht. Ich möchte aber die pharisäische Haltung des tschechischen Volkes der Barbarei des Hitlertums gegenüberstellen. Das, was nach Kriegsende in unserem Heimatland geschah, ist so grauenhaft, die Szenen, die sich an Deutschen abgespielt haben, die mit der Entwicklung des Nationalsozialismus nichts zu tun hatten, sind so ekelerregend, nicht in einzelnen Fällen, sondern vollzogen an Zehntausenden von Menschen. Und man wirft sich in pharisäischer Selbstgerechtigkeit als Richter des anständigen, arbeitsamen und ehrlichen sudetendeutschen Volksteiles auf. Im Buchenwald-Prozeß trat der stellvertretende tschechische Ministerpräsident Dr. Zenkl als Kronzeuge auf. Er schilderte Szenen, da Häftlinge gezwungen wurden, Kot zu essen. Dies ist in der Tat eine Handlungsweise, die nicht zu entschuldigen ist, ein Verbrechen an Menschen, das einer gerechten Strafe zugeführt werden muß. Kein Deutscher erhebt einen Einwand dagegen. Hat aber Dr. Zenkl bekannt, daß es seine tschechischen Mitbrüder ebenso getan haben? Hat er bekannt, daß sich Deutsche hinlegen, den Mund auftun mußten, daß Tschechen sich über sie beugten und sich in ihren

Mund entleerten und dann gezwungen wurden, dies zu schlucken? Hat Dr. Zenkl bekannt, daß Deutsche gezwungen wurden, den Auswurf tuberkulös Kranker zu genießen? Hat Dr. Zenkl bekannt, daß Deutsche gezwungen wurden, Nägel zu schlucken, um dann elend zugrunde zu gehen? Glaubt man denn wirklich, daß diese Bestialitäten auf die Dauer verschwiegen werden können? Glaubt man denn, wir würden darüber schweigen, oder man könnte uns zum Schweigen zwingen? Nach all dem, was man selbst erlebt und gesehen hat, muß man annehmen, daß sich hier zwei wahrhaft verbrecherische und satanische Weltanschauungen die Hand reichen können, daß die zweite gar keinen Grund hat, der ersten etwas vorzuwerfen. Die Farben, die sich die beiden gewählt haben, sind ja voneinander nicht so verschieden, sie sind ja nur braun und rot und der Schritt von der einen zur anderen ist ja nicht groß. Sie haben sich zwar im Kriege bekämpft, sind aber im Frieden zueinander in die Schule gegangen. Beide sind aber satanisch, die eine hat Gott sei Dank das Zeitliche gesegnet, die andere erhebt nun gleich einer gefährlichen Hydra den Kopf und bedroht in erschreckendem Maße unsere abendländische Kultur und Zivilisation.

Im richtigen Augenblick, im Jahre 1937, hat Papst Pius XI. auf die beiden Gefahrenmomente durch seine beiden Enzykliken die Welt aufmerksam machen wollen. Es war das Rundschreiben „Mit brennender Sorge," das gegen den Nationalsozialismus gerichtet war, das andere gegen den atheistischen Bolschewismus Man muß Theodor Haecker Recht geben, der vom häretischen Prinzip unserer Tage spricht, daß Religion Privatsache sei. Man hörte bis jetzt nicht auf die Stelle, die noch immer gut gemahnt und gewarnt hat. Man glaubt noch immer, mit dem Teufel paktieren zu können und will nicht wissen, daß dies unmöglich ist. Möge man dies endlich erkennen und die Folgerungen daraus ziehen. Mögen die Geschehnisse, die sich nach dem Kriege im Sudetengebiet zugetragen

haben, der Welt zeigen, daß das tschechische Volk schon gar keinen Grund hat, sich in Überheblichkeit zu wiegen und den großen Ankläger dem deutschen Volk gegenüber zu spielen. Mögen aber auch einst die internationalen Gerichte dasselbe kompromißlose Urteil fällen, das sie über das Tun des Nationalsozialismus gefällt haben. Wir glauben, daß diese Stunde früher oder später kommen wird und kommen muß. Uns aber sei das Recht gegeben, für die uns angestammte Heimat uns einzusetzen. Das ist wahrhaftig keine Irredenta und keine neue Bewegung, sondern ein durch das Natur- und göttliche Gesetz den Menschen verbrieftes Recht. Dies kann uns keine Macht der Welt streitig machen. Es wäre falsch, annehmen zu wollen, wir würden je auf dieses Recht verzichten.

Pfarrer J. H.

An einen Engländer

Sehr geehrter Herr!

Sie nehmen Anstoß daran, daß ich geschrieben habe, wir Deutschen wären von den Alliierten enttäuscht worden. Darf ich Ihnen das etwas näher erklären?

Zunächst: wir sind nicht etwa der Meinung, das britische Volk hasse uns. Unsere Meinung über England geht nach einer anderen Richtung. Ich will nur versuchen, Ihnen an Hand einiger Tatsachen zu erzählen, wie wir das Vertrauen verloren haben. Mit „wir" meine ich die vielen Deutschen, die Gegner des Nationalsozialismus waren.

Kennen Sie die Atlantik-Charta? Als wir davon erfuhren durch Ihren Rundfunk, freuten wir uns. Wir hatten das Vertrauen, daß es den Alliierten ernst damit gemeint sei. Die nationalsozialistische Propaganda stellte es so dar, als ob die Atlantik-Charta ein raffinierter Versuch der Alliierten sei, den Siegeswillen des deutschen Volkes zu brechen. „Wir" glaubten es besser zu wissen: wir vertrauten auf den sittlichen Ernst der großen Staatsmänner Englands und Amerikas.

Und nun vergleichen Sie einmal (mit unseren Augen) die Wirklichkeit von heute mit der Charta von damals!

Ich habe oft am englischen Rundfunk gehört (damals, als es noch mit Lebensgefahr verbunden war, ihn zu hören!), daß die Alliierten kommen wollten, um gegenüber der Unmenschlichkeit des Hitlersystems die Menschlichkeit wieder nach Deutschland zu bringen.

Später hörten wir, daß mit Zustimmung Englands und Amerikas über 13 Millionen Menschen von den Russen und Polen unter entsetzlichen Bedingungen aus ihrer Heimat vertrieben wurden.

Die Zeitung „Daily Mirror" berichtet am 3. 10. 45 davon: „. . . das grausigste Erlebnis der Weltgeschichte . . . Sie sterben wie die Fliegen, in den Gräben, entweder durch Verhungern oder durch ansteckende Krankheiten. Nicht eine Million, sondern mehrere Millionen werden vor dem Frühjahr gestorben sein. Viel mehr Menschen sind verurteilt, in wenigen Wochen zu sterben, als das ganze britische Empire in sechs Kriegsjahren verloren hat. Ein Zug kam auf dem Berliner Bahnhof an: er hatte 75 Tote. Viele dieser Leichen wogen 56—70 Pfund . . . Alles, was ich darüber sagen kann, ist: wir haben uns entschlossen, keine Photographien darüber zu veröffentlichen . . . Eine Gruppe von 2400 Menschen hatte 1000 Tote in der ersten Woche! . . . Sie aßen Gras und Kartoffeln . . . Die Kindersterblichkeit ist 90%." Soweit der Daily Mirror.

Bevin rief im englischen Parlament aus: „Wahrhaftigen Gottes! Das ist die Höhe menschlichen Wahnsinnes!"

Menschlichkeit? Oder dieselbe Unmenschlichkeit wie unter Hitler?!

Spüren Sie, wie unser Vertrauen zerstört wurde?

Nach dem Zusammenbruch faßte ich in einer Predigt meine Ansicht in dem Satze zusammen: Deutschland trage allein durch seine Verbrechen die Schuld an dem grausigen Geschehen. Als ich diese Predigt vor einigen Wochen druckreif machte, konnte ich diesen Satz nicht mehr stehen lassen. Ich habe ihn dahin geändert, daß die Gottentfremdung und der Mangel an echtem Tatchristentum in der ganzen Welt die Schuld trage. Überall ist Chaos. Überall Verwirrung der Sitten. Überall Lüge und Schein. Überall geht Gewalt vor Recht. Wir Deutschen mögen diese bösen Dinge bis zur letzten Konsequenz gebracht haben. Aber die Atmosphäre ist im wesentlichen überall dieselbe.

Nicht *ein* Volk hat gesündigt: die ganze Menschheit ist auf falschem Wege! Wir alle bedürfen der Bekehrung.

Pf. X

Wo sind unsere Brüder und Schwestern?

Schon während der Moskauer Konferenz hat die von Außenminister Molotow angegebene geringe Gefangenenzahl großen Kummer auch bei den Sudetendeutschen ausgelöst, gab es doch im ganzen Sudetenland wohl kaum ein Dorf, aus dem nicht mindestens ein Soldat seit Stalingrad vermißt war. Dazu kommen nun in einigen westdeutschen Zeitungen noch andere Zahlen, die unter uns großen Schrecken hervorriefen. So gibt Alb. Mousset in der „Nouvelles de France" vom 3. April d. J. die Gesamtzahl der Sudetendeutschen mit 2,5 Millionen an, und nach der Zeitschrift „Die Gegenwart" sagte Herr Bevin vor dem englischen Unterhaus: „Zwei Millionen Sudetendeutsche waren in der CSR, und auch deren Schicksal haben wir entscheiden müssen."

Diese Zahlen können nicht richtig sein! Nach den Angaben des Gründers der CSR (Dr. Thomas Masaryk) bei der Friedenskonferenz von Versailles 1919 waren es 3,5 Millionen, auch die amtliche tschechoslowakische Volkszählung vom Jahre 1930 führt noch 3,25 Millionen Sudetendeutsche an. Diese letzte Zahl enthält jedoch nicht unseren gesamten Volksbestand, da sich im Jahre 1930 bereits viele Tausende von in Abhängigkeit geratenen Sudetendeutschen mit ihren Familien als Tschechen ausgeben mußten, um nicht um Arbeit und Brot zu kommen.

Wenn nun Herr Bevin, einer der vier Hauptverantwortlichen für den kommenden Frieden, unsere Zahl fast um die Hälfte kleiner angibt, so hat er entweder recht, oder er ist falsch unterrichtet. Im ersten Falle würde das bedeuten, daß noch nach Kriegsende eine ungeheuer große Zahl meiner Landsleute umgekommen ist. Nun, allein in meinem Dienstort, einem kleinen Egerländer Städtchen von 1400 Einwohnern, wanderten Hunderte ins Massengrab auf dem dortigen

Fußballplatz. Die Opfer waren freilich nicht alle Ortsbewohner. Es gab viele Heimkehrer darunter, die in der Umgebung auf den Durchgangsstraßen abgefangen worden waren. Unter den Toten ist so mancher minderjährige HJ-Führer, der 1938, als in München das Abkommen über das Sudetenland zustande kam, gerade zehn Jahre zählte. Und nach München war unser Sudetenland vom tschechischen Gebiet streng abgesperrt. Dieser tschechische Raum wurde schon fünf Monate nach unserem Anschluß zum „Protektorat" und war Betätigungsfeld für die SS-Verf.-Truppen und die Gestapo, aber nicht für uns Sudetendeutsche. Keines von den erwähnten Opfern hatte nach München das Protektorat betreten. Wenn aber heute die evakuierten Angehörigen bei den dortigen Sicherheitsbehörden anfragen, wo ihre Ernährer, ihre Söhne, Brüder usw. seien, bekommen sie im besten Falle zur Antwort: „Von Partisanen erschossen." Damit sollen wir nun zufrieden sein! Als ich bei einem Patisanenoffizier um das Leben meines besten Freundes bettelte und ihm erzählte, wie derselbe im Kriege nur mit Not vor der Gestapo gerettet werden konnte, da rief er dem ihn begleitenden Verhaftungsgendarm zu: „Siehst du, wieder ging euch ein Schuß daneben!" Mein armer Freund war schon tot. Als Junggeselle hatte er sich bei vorhergegangenen Verhaftungen freiwillig für Familienväter gemeldet, da er wohl selbst nicht glaubte, daß es bei ihm zum Todesurteil reichen könnte. Diese sogenannten Sicherheitsorgane aber, auf deren traditionelle tschechoslowakische Anständigkeit und Menschlichkeit sich erst neulich der stellv. tschechoslowakische Ministerpräsident Dr. Zenkl berief, waren die Tonangeber in den Sondergerichten und sind heute noch in Amt und Würden. Ja, der Kommandant dieser Sicherheitsorgane sandte bereits in der sechsten Woche nach Erscheinen des Dekretes der heimgekehrten Exilregierung vom 20. 5. 45 (alles deutsche und ungarische Eigentum ist Staatseigentum, und jeder Tscheche wird aufgefordert, bei der Sicherstellung desselben zu helfen), das 75. große Paket — aber

nicht an die zurückgekehrte Exilregierung, sondern an seine Heimatadresse. Obwohl diese Sorte „Sichersteller“ von ihren eigenen (edleren) Volksgenossen vor Potsdam spöttisch nur „Goldgräber“ genannt wurden und obwohl tschechische klerikale Zeitungen gleichzeitig schrieben: „Privateigentum ist nach wie vor heilig, und das siebente Gebot gilt auch heute noch!“ kamen diese „Goldgräber“ in rauhen Mengen in unser Sudetenland. Nach Potsdam freilich konnte die Ablehnung des Sicherstellens und die Befolgung des siebenten Gebotes als „Sabotage“ geahndet werden — und wurde es auch.

Wohl erschien ein Dekret des heimgekehrten Exilpräsidenten, wonach Deutsche vor Verfolgungen geschützt waren, wenn sie das Zeugnis von zwei Tschechen (deutsche Zeugen galten nur im negativen Sinn) über ihr Wohlverhalten zwischen 1938—45 erbrachten. Da aber gerade die „besitzenden Sudetendeutschen“ häufig keine oder nur nominelle Pgs waren, so mußte man den Wünschen der „Goldgräber“ entgegenkommen; also erschien ein anderes Dekret des Exilpräsidenten. „Kein Tscheche darf einen Deutschen unterstützen!“ Wieviel Leid haben ferner die häufigen Reden des Exilpräsidenten über Unschuldige gebracht, in denen die Tschechen immer wieder aufgefordert wurden, auf der Hut zu sein, denn die pangermanische Gefahr sei noch nicht tot!? Jeder Tscheche tat nach solchen Reden sein Bestes, daß diese pangermanische Gefahr nicht zu groß werde!

Wenn die „Goldgräber“ in unserem Egerland, das immer rein deutsch war, so hausten, was taten sie dann erst an der Sprachengrenze? Gaben die Tschechen die Namen der Hingerichteten nur deswegen nicht bekannt, weil ihre Zahl wirklich so hoch ist, wie man aus Herrn Bevins Angaben über die Sudetendeutschen schließen kann? Wir Sudetendeutschen hoffen alle, daß Herr Bevin nur schlecht unterrichtet war. Diese Möglichkeit birgt aber andererseits die Gefahr in sich, daß die vier Staatsmänner, die jetzt den Frieden und damit die kommende Geschichte auf Jahre hin-

aus bestimmen, unsere Sache nicht gerecht beurteilen und unsere Lage nicht bessern werden. Begann doch unsere ganze Tragik eigentlich schon damit, daß uns infolge unrichtiger Angaben und später nie gehaltener Verträge von seiten der Tschechen (Minderheitenschutz) in Versailles im Jahre 1919 das Selbstbestimmungsrecht verweigert wurde. Als damals die Slowaken, die wahrhaftig über 1000 Jahre zu den Ungarn gehört hatten und ethnisch weit mehr in diesen verzahnt waren als wir Sudetendeutschen in den Tschechen, das Selbstbestimmungsrecht zugebilligt erhielten, da gingen auch wir Sudetendeutsche, an Zahl um eine Million stärker als die Slowaken, ohne Waffen unter sozialdemokratischer Führung (Henlein war damals noch Gefangener der Italiener auf einer Insel des Mittelmeeres) auf die Straßen und verlangten auch für uns das Selbstbestimmungsrecht. Mit welchem Erfolg? Ich habe 26 Tote mitbestattet, die damals am 4. März 1919 allein auf dem Marktplatz unserer Kreisstadt ihren Glauben an das von den Alliierten versprochene Selbstbestimmungsrecht der kleinen Völker mit dem Leben bezahlt hatten.

Aber noch immer hatte wenigstens unser Egerland, dessen westlicher Teil erst im ausgehenden Mittelalter durch Schenkungen von der Oberpfalz an Böhmen gefallen war, Aussicht auf den Anschluß. Ein führender tschechischer Politiker gab auch zu, daß dort rund eine Million Deutsche geschlossen siedelte. Da aber die Tschechen unsere sudetendeutschen Weltbäder (Karlsbad, Marienbad, Franzensbad und St. Joachimstal) als Devisenbringer und unser „Braunes Gold" im Falkenauer Kohlenrevier nicht preisgeben wollten, berichtete derselbe tschechische Politiker an die damaligen Staatsmänner in Versailles, daß im Egerland auch 200 000 tschechische Arbeiter und Handwerker ansässig seien; — diese würden durch einen Anschluß an Deutschland „germanisiert", was einer Belohnung der Besiegten gleichkäme. Diese 200 000 Tschechen wären bei einer internationalen Abstimmung nicht zu finden gewesen. Eine Lüge beim Frie-

densschluß 1919 — und eine Million Heimatloser mehr im Jahre 1945!

Was uns verjagten Sudetendeutschen am meisten Leid antut, ist, daß bedenkenlos auch wirkliche Demokraten sich den heutigen, so angenehmen Standpunkt der derzeitigen „demokratischen Führer" östlicher Länder zu eigen machen. So schreibt u. a. Herr Housset in der hier verbreiteten „Nouvelles de France": „Die Ausweisung der Deutschen nach ihrem Ursprungsland erscheint als eine Garantie für die Sicherheit der Länder Osteuropas." Wir Sudetendeutschen fragen jeden wahrheitsliebenden Demokraten: Welches einzelne Land, mag es auch ein Nationalstaat sein, ist gegen den Ehrgeiz von Welteroberern gesichert? Spanien, Holland, Neapel, die westdeutschen Bundesstaaten usw. waren doch alle Nationalstaaten, und trotzdem wurden sie einst von Napoleon besetzt. So wäre gewiß die CSR von Hitler auch besetzt worden, wenn in den Sudeten Chinesen gelebt oder es gar keine Sudeten gegeben hätte. Herr Mousset empfiehlt weiter Herrn Bidaults Plan, uns in anderen Ländern anzusiedeln. Wer aber verbürgt unseren Kindern oder Kindeskindern, daß man sie nicht einmal ebenso abschiebt mit 50 kg und dem uns von Herrn Zenkl nachgeschickten Wunsche, sie möchten gute Demokraten werden, wenn diese Aufnahmeländer auch plötzlich wieder Nationalstaaten werden wollen? Denn wenn man in Potsdam die Forderungen eines Staates, den es vor 1919 nie gegeben hat, und der 1945 nur auf eine „Tradition" von 20 Jahren sich berufen konnte, über die Lebensrechte eines tausendjährigen Volkes stellte, wieviel unbeschwerter wird man dann erst den etwaigen Abschub-Wünschen der neuen Aufnahmeländer Gehör schenken, in die wir nur als Bettler kommen könnten? Hat solch ein Leben ohne Lebensrecht, ohne Anspruch auf eine Heimat, überhaupt noch einen Sinn?

Brief einer Vinzentinerin aus Rußland

Meine lieben Eltern! Nun gibt sich doch eine Gelegenheit. Euch ein Lebenszeichen zu schicken. Aber ob mein Briefchen ankommt? Ob Ihr mich schon gestorben glaubtet? Es ist ja schon so lange her, daß wir Schwestern nach Rußland verschleppt wurden. Aber spürt Ihr nicht, wie oft mein Heimweh und meine Sehnsucht bei Euch anklopft? Manchmal möchte ich schreien: „Vergeßt uns nicht. Betet für uns! Helft uns! Wir sind so arm, so verlassen, im tiefsten Elend. Vergeßt uns nicht! Betet für uns!"

Es ist so furchtbar, was wir etwa 1500 Schwestern durchmachen. Wir werden wie Tiere behandelt, mit Schlägen zur Arbeit und von ihr zurückgetrieben. Wir gelten weniger als Tiere, denn auf uns wird gar keine Rücksicht genommen, ob wir zusammenbrechen und tot liegen bleiben oder ob uns eine Wache zu Tode prügelt, ist ganz gleichgültig. Wortlos, mit mutlosem Herzen, fast stumm, wanken wir zur Arbeit. Und wenn die Arbeit nicht rasch genug vorangeht oder die Wache schlecht gelaunt ist, dann saust die Peitsche auf uns. Erst hatten wir an einer großen Brücke über den Dnjepr gearbeitet, schwerste Männerarbeit. Eisenbalken tragen und schieben, hoch über dem breiten Fluß. Wer zusammensank, bekam die Peitsche, wer liegen blieb, den stieß der Wärter hinunter in den Fluß. Den ganzen Tag schwerste Arbeit bei ganz trauriger Ernährung, nur etwas schlechtes Brot und eine dünne Suppe. Viele erliegen den Anstrengungen, und wir beneiden sie um den Tod. Gegenwärtig arbeiten wir in einem Bergwerk, den ganzen Tag unter der Erde, in schlechter Luft. Viele starben.

Wenn wir nur jemand hätten, der uns ermutigte, aufrichtete, ein wenig helfen würde. Aber wir haben gar niemand. Wir sind ganz verlassen und vereinsamt. Kein Sonn-

und Feiertag, nur Arbeit, Hunger, Schläge, eine armselige, kalte Arbeitsbaracke, eine harte Pritsche ohne Wärme, alles voll Schmutz und Ungeziefer, wir selbst in Lumpen gekleidet. Und immer schwerste Arbeit und ungestillter Hunger. Wir sind kaum mehr Menschen. Der Kampf um das Leben und etwas Nahrung beginnt.

Ach, liebe Eltern, wenn Ihr wüßtet, wie hart unser Leben und wie groß unsere Not. Wir geben uns alle Mühe, den Glauben an die Vorsehung hochzuhalten, immer wieder zu beten: „Ich glaube, ich vertraue." Aber es ist so dunkel in der Seele, so tiefes Dunkel. So einsam, so verlassen sind wir. Keine geistliche Übung stärkt uns, keine hl. Kommunion seit zwei Jahren. Wir sind verlassen und vergessen von allen. Und die Seele schreit: „Mein Gott, mein Gott, wie hast Du uns verlassen!" Es ist so schwer, keine Hoffnung zu sehen, keinen Stern. Mutter, begreifst Du mich, wenn dann die Frage kommt: „Wie kann Gott das zulassen? Warum denn? Wie lange noch? Wir gehen ja alle zu Grunde." Und dann will die Verzweiflung uns umkrallen — o Mutter, ahnst Du unsere Seelenqualen? Und niemand hilft. Allein und verlassen. Aber wir glauben an Gott und vertrauen auf die Vorsehung. Trotz allem. Wir alle tragen noch das Kreuz auf unserer Brust, und inmitten aller Not und Verlassenheit bekennen wir uns zu Ihm, dem wir doch die Treue halten wollen bis zum Tod. Aber betet für uns, bitte, bitte, betet für uns!

Wie manchmal meinte ich im Kloster, das oder jenes sei schwer und hart, lieblos und ungerecht, meinte, es nicht tragen zu können. Was wir jetzt Tag für Tag erfahren, ist nicht zu sagen, und doch glauben wir, daß Gott alles zum Heile unserer Seele lenke. Ich kann Dir nicht alles sagen, wie man uns Frauen erniedrigt, uns die Ehre nimmt und mit Füßen tritt. Und wir sind doch alle Schwestern, die sich dem Heiland geweiht und die trotz allem Ihm allein gehören. Aber die Not, die Seelennot, ich kann es nicht sagen. Wir sind ohne jedes Recht, wir werden mit Füßen getreten,

sind der gemeinsten Willkür wehrlos ausgeliefert. O diese Nächte, wenn wir trotz Übermüdung dann nicht schlafen können, wenn die Tränen in lautloser Qual der Seele rinnen — und noch immer wartet der Tod und erlöst uns nicht. Ach, Mutter, ich will es Dir nicht schwer machen, ich sage ja nur den kleinsten Teil.

Und doch murren wir nicht gegen Gottes Führung, gegen diese Sklaverei für Leib und Seele. Aber ich beschwöre Dich: Betet, betet für uns, daß wir armen Seelen Gottes Pläne erfüllen. Wie ist doch klein und unbedeutend, was ich früher durchmachte, so armselig klein gegen die Last, die wir jetzt tragen, diese Tage und Nächte, diese Not und Verlassenheit. Erbarmt Euch unser und betet für uns, daß Gott diese Tage abkürze. Daß Er uns beistehe mit seiner Hilfe. Er, der Einzige. Denn wir glauben trotz allem an Ihn und an Seine Liebe zu uns. Und wenn wir abends auf die Pritsche sinken, todmüde an Leib und Seele, befehlen wir uns doch in Seine Hände und in den Schutz und Schirm unserer Mutter Maria. So hoffen wir, daß der himmlische Vater in Gnaden herabschaue auf uns arme, verstoßene, zertretene Schwestern, die trotz allem an Ihn glauben, Ihn lieben und um seinetwillen aushalten in diesem ständigen Sterben.

Aber nun habe ich Euch schwer gemacht, liebe Eltern. Ich wollte aber nur eines, betet viel für uns, daß wir alles Leid ertragen in Vereinigung mit Christi Leiden und Tod. Betet für uns. Auf Wiedersehen im Himmel. Euer armes Kind K. R.

Aufruf der Priester

(Aus einer Resolution ostdeutscher Priester, gefaßt in Königstein im Taunus und durch den Kardinal von Köln an den Alliierten Kontrollrat und andere Stellen weitergeleitet.)

„Die offiziellen Vertreter von 2300 heimatvertriebenen römisch-katholischen Priestern aus Ost-Deutschland, dem Sudetenland und dem Südosten erbitten von den maßgebenden Autoritäten für sich und die von ihnen betreuten, aus der angestammten Heimat vertriebenen Deutschen im Namen der Gerechtigkeit, der Religion und der Humanität die Rückgabe der jahrhundertealten Heimat und die Sicherung von Religionsfreiheit, Muttersprache und eines menschenwürdigen Daseins daselbst."

„Wir berufen uns dabei auf das gottgegebene Naturrecht, das jedem Menschen und jeder Familie mit dem Leben auch das unantastbare Recht auf die ererbte und erarbeitete Heimstatt gibt."

„Wir berufen uns dabei auf die Religion und Pietät, weil die Ausgewiesenen durch die Vertreibung in größte moralische und religiöse Not gestürzt und ihnen nicht nur ihre Gotteshäuser, sondern auch die Friedhöfe mit den Gräbern ihrer Eltern und Voreltern genommen wurden."

„Wir berufen uns dabei auf das christliche Sittengesetz, welches nicht nur den einzelnen, sondern auch Völkern und Staaten Haß und Rache, Gewalttat und Raub verbietet."

„Wir berufen uns dabei auf die Menschlichkeit, da durch das, was humane Aussiedlung genannt wurde, die natürlichen Lebensgemeinschaften der Familie, der Nachbarschaft und des Berufes grausam zerrissen, die Vertriebenen in unvorstellbares Elend gestürzt wurden und sie in dem so

weitgehend zerstörten Rest-Deutschland aus Mangel an Wohnraum, Arbeitsmöglichkeit und Nahrung nicht menschenwürdig leben können und der Verzweiflung und Anarchie in die Arme getrieben werden."

„Wir berufen uns dabei auf die unverlierbaren Menschenrechte, die auch einem besiegten Volke noch zukommen."

„Wir erbitten die Rückgabe unserer Heimat im Interesse eines wahren und dauerhaften Friedens in Europa, weil dieser nie auf einem solch schreienden Unrecht, wie es die Vertreibung von 14 Millionen Menschen aus der Heimat ist, zustande kommen kann."

Papst Pius XII. und die Massenausweisungen

Der Brief, den Papst Pius XII. mit Datum vom 1. März 1948 an die deutschen Bischöfe gerichtet hat, ist in mehrfacher Hinsicht ein geschichtliches Dokument. Dies gilt vor allem in der Richtung, daß dieses Schreiben ganz unmißverständlich die Stellung des Oberhauptes der katholischen Kirche — und dieses Oberhaupt ist eine geistige Weltmacht — zur Frage der Ausweisung der deutschen Bevölkerung aus dem Osten und Südosten zum Ausdruck bringt. Papst Pius XII. hat seit dem Sommer 1945 bereits bei mehrfacher Gelegenheit unverhohlen bekundet, daß seine Sympathien, die im Kriege allen vom Nationalsozialismus Unterdrückten — ob sie nun dem deutschen Volke oder anderen Nationen angehörten — galten, heute eindeutig den Ostvertriebenen zugewandt sind, und zwar ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses. Der Papst hat übrigens diese Sympathien nicht nur öffentlich bekundet, sondern auch durch die Tat unterstrichen. Die Vorbereitung von Hilfsaktionen zugunsten der deutschen Vertriebenen wie des deutschen Volkes überhaupt begann im Vatikan bereits zu einer Zeit, da die Einfuhr von Hilfssendungen nach Deutschland seitens der Besatzungsmächte noch verboten war.

In seinem Schreiben vom 1. März 1948 erklärt Papst Pius XII. u. a. wörtlich:

„Besondere Berücksichtigung werden immer die Ostflüchtlinge verdienen, die aus ihrer Heimat im Osten zwangsweise und unter entschädigungsloser Enteignung ausgewiesen und in die deutschen Zonengebiete überführt wurden. Wenn wir auf sie zu sprechen kommen, so beschäftigt uns hier nicht so sehr der rechtliche, wirtschaftliche und politische Gesichtspunkt jenes in der Vergangenheit Europas beispiellosen Vorgehens. Über die genannten Gesichtspunkte wird

die Geschichte urteilen. Wir fürchten freilich, daß ihr Urteil streng ausfallen wird. Wir glauben zu wissen, was sich während der Kriegsjahre in den weiten Räumen von der Weichsel bis zur Wolga abgespielt hat. War es jedoch erlaubt, im Gegenschlag zwölf Millionen Menschen von Haus und Hof zu vertreiben und der Verelendung preiszugeben? Sind die Opfer jenes Gegenschlages nicht in der ganz überwiegenden Mehrzahl Menschen, die an den angedeuteten Ereignissen und Untaten unbeteiligt waren, die ohne Einfluß auf sie gewesen sind? Und war eine Maßnahme politisch vernünftig und wirtschaftlich verantwortbar, wenn man an die Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes und darüber hinaus an den gesicherten Wohlstand von ganz Europa denkt? Ist es wirklichkeitsfremd, wenn wir wünschen und hoffen, es möchten alle Beteiligten zu ruhiger Einsicht kommen und das Geschehene rückgängig machen, soweit es sich noch rückgängig machen läßt?"

Wie man sieht, spricht der Papst ganz unverhohlen seine Meinung über die Ausweisung der vielen Millionen schuldloser Menschen aus dem Osten und Südosten aus. Er ist zu dieser Qualifizierung vollkommen berechtigt, denn er darf ja mit vollem Recht auf seine Haltung gegenüber den Gewalttaten des nationalsozialistischen Regimes hinweisen. Ein um so größeres Gewicht kommt daher seinen folgenden Ausführungen zu. Wenn der Papst in seinem Brief an die deutschen Bischöfe auch sicherlich nicht ex cathedra sprechen, also nicht in Fragen der Glaubens- und Sittenlehre eine oberste und letzte Entscheidung treffen will, so besteht doch andererseits kein Zweifel darüber, daß er mit dem ganzen Gewicht seiner Autorität die millionenfache Ausweisung aus dem Osten und Südosten mit einer absolut verurteilenden Sentenz belegen will. Wenn der Papst auch die Form der rhetorischen Frage wählt „War es jedoch erlaubt . . .", so ist dies nichts anderes als eine sorgsam abgewogene Formulierung des uralten Wortes: „Es ist dir nicht erlaubt!" Hier rüttelt Papst Pius XII. an das Gewissen der Christenheit,

der Menschheit. Es besteht natürlich kein Zweifel, daß sich die Staatsmänner von Stalin bis Gottwald von diesem Wort des Papstes nicht sonderlich beeindrucken lassen werden. Es wird aber nicht zu übersehen sein, daß es in den Kreisen jener verantwortlichen Faktoren seinen Eindruck nicht verfehlen dürfte, die sich heute zum Christentum oder gar zum Katholizismus selbst bekennen. Nicht zuletzt aber schafft das Wort des Papstes in der Ausweisungsfrage auch Klarheit für die maßgebenden Kreise der Kirche selbst. Man muß hervorheben, daß der überwiegende Teil der Hierarchie in den verschiedenen Ländern die Ausweisung von 12 bis 15 Millionen Menschen, die unter furchtbaren Begleiterscheinungen vor sich ging, genau so verurteilt hat wie die Greuel der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Die deutschen Erzbischöfe und Bischöfe haben sich mit ihrer ganzen Autorität gegen die Ausweisung und für deren Opfer eingesetzt, und auch namhafte Kirchenfürsten des Auslandes, der amerikanische Episkopat, der Londoner Kardinal-Erzbischof Griffin, der ungarische Primas Kardinal Mindszenty und andere haben die Millionen-Vertreibung in schärfsten Worten gebrandmarkt. Man wird in dem Brief des Papstes jedoch auch ein deutliches Wort an die Adresse jener (eine Minderheit bildenden) kirchlichen Würdenträger erblicken dürfen, deren Pflicht es gerade infolge der Besonderheit ihres Amtes gewesen wäre, den Ausweisungen samt ihren Greueln und der restlosen Enteignung von Menschen mit dem Täufer-Worte „Es ist dir nicht erlaubt!" entgegenzutreten. Angesichts der Klarstellung des Papstes dürfte es z. B. dem Prager Erzbischof Dr. Beran in Zukunft kaum mehr möglich sein, die Vertreibung der Sudetendeutschen als eine „imperative Notwendigkeit" zu bezeichnen, und der ungarische Bischof von Fünfkirchen wird in der Ausweisung der Ungarndeutschen kaum mehr eine „gerechte Strafe" für ihren angeblichen „Hochverrat" erblicken dürfen.

Das rhetorische „War es jedoch erlaubt . . .", dieses unmißverständliche „Es ist dir nicht erlaubt!" des Papstbriefes

bezieht sich mit gleicher Schärfe auch auf die fast vollkommene Proletarisierung der vertriebenen Ost- und Südostdeutschen, die beinahe ohne Ausnahme ihres ehrlich erworbenen Eigentums verlustig gingen, zum Teil durch eine formal-rechtliche „Enteignung", zum Großteil aber durch ausgesprochenen Diebstahl und offenen Raub. Man wird in dieser wiederum vollkommen unmißverständlichen Klarstellung des Papstes die nachdrückliche, an manche direkte und indirekte Nutznießer dieser millionenfachen Vertreibung gerichtete Belehrung herauslesen dürfen, daß das Oberhaupt der katholischen Kirche das Gebot „Du sollst nicht stehlen!" in seiner ganzen Schärfe und Eindeutigkeit auch für die Frage der Ausraubung von 12 bis 15 Millionen Menschen aus dem Osten und Südosten Mitteleuropas angewendet wissen will. Dadurch erfahren auch gewisse Scheinargumente, mit denen sich manche polnische und tschechische katholische, ja selbst kirchliche Kreise vor dem eigenen Gewissen zu rechtfertigen versuchten, eine eindeutige Ablehnung. Man hatte sich hier z. B. die Auffassung zurechtgelegt, der enteignete deutsche Besitz werde vom Staate und nicht vom deutschen Eigentümer her übernommen, oder hatte sich mit der Zwecktheorie vom „herrenlosen Gut" zu behelfen versucht. Diese und andere fadenscheinige Gewebe hat der Brief des Papstes an die deutschen Bischöfe zerrissen.

Das moralische Urteil Pius XII., das sich ohne jede Berücksichtigung opportunistischer Momente ausschließlich nach den Grundsätzen religiös und naturrechtlich fundierter Postulate richtet, wird noch unterstrichen durch den (wiederum in die Form einer Frage gekleideten) Hinweis auf das Unvernünftige und Unwirtschaftliche dieser Austreibungen. Es entspricht vollkommen den Auffassungen der kirchlichen Lehre, das Postulat des Rechtes ohne Rücksicht auf Fragen der Zweckmäßigkeit an die erste Stelle zu setzen. Dem Appell an das gläubige Empfinden der katholischen Welt, der gleichzeitig einen naturrechtlich gestützten Anruf der gesamten Menschheit bedeutet, folgt die Unterstreichung

durch den Hinweis auf das Unvernünftige und Unwirtschaftliche dieser Massenaustreibung. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß diese Stelle des Papstbriefes an die deutschen Bischöfe gerade in verschiedenen Kreisen der Ausweisungsländer (wenn seine Kenntnis nämlich dorthin gelangen sollte) heute mit Verständnis aufgenommen würde. Man hat ja sowohl in Polen als auch besonders in der Tschecho-Slowakei in gewissen nicht kommunistischen Schichten bereits vor längerer Zeit zu erkennen begonnen, daß die Vertreibung der deutschen Bevölkerung ein Akt der Rache und des nationalen Chauvinismus war, der letzten Endes dem bolschewistischen Bestreben entsprang, durch die Übervölkerung Deutschlands in der Mitte Europas einen dauernden Unruhe- und Gefahrenherd zu schaffen. Daneben haben diese Ausweisungen gewissen Elementen Gelegenheit zu unverschämter Bereicherung geboten, haben die betreffenden Staaten anerkannt tüchtiger Arbeitskräfte beraubt und ihre Wirtschaft in Schwierigkeiten gestürzt. Infolge des Mangels an Arbeitskräften liegen heute sowohl östlich der Oder und Neisse als auch in der Tschecho-Slowakei weite Gebiete unbebaut. Sogar der tschecho-slowakische Staatspräsident Dr. Benesch hatte bereits im Sommer 1946 erklärt: „Viele Tschechen werden sich erst jetzt der Schwierigkeiten bewußt, die durch die Aussiedlung der Deutschen hervorgerufen wurden. Das ist vielleicht gut so, denn hätten sie gleich zu Beginn der Evakuierung die Folgen in ihrer ganzen Tragweite überblickt, dann hätten sich viele abschrecken lassen." Nunmehr ladet Papst Pius XII. mit seiner Frage „Und war jene Maßnahme politisch vernünftig und wirtschaftlich verantwortbar . . ." die gesamte Welt einschließlich der Signatarmächte von Potsdam ein, die „Erfolge" der Massenvertreibung einer vernunftgemäßen und wirtschaftlichen Prüfung zu unterziehen. Der „gesicherte Wohlstand" von ganz Europa, auf den der Papst hinweist, war gerade in den letzten Monaten Gegenstand angestrengter Beratungen in zwei Erdteilen. Man darf in diesem Zusammenhang die

Frage aufwerfen, ob dieser gesicherte Wohlstand von ganz Europa ohne die Vertreibung und Verelendung von 12 bis 15 Millionen Menschen nicht wesentlich leichter zu erreichen gewesen wäre!

Auch Papst Pius XII. ist sich darüber im klaren, daß mit einer bloßen Verurteilung des an so vielen Millionen Schuldloser begangenen Unrechts wohl dem Recht und der Wahrheit Genüge getan, praktisch jedoch niemandem geholfen wäre. Deshalb schließt er seiner verurteilenden Sentenz den Ausdruck des Wunsches und der Hoffnung an, „es möchten alle Beteiligten zu ruhiger Einsicht kommen und das Geschehene rückgängig machen, soweit es sich noch rückgängig machen läßt." Hier kann der Papst freilich nur mahnen, bitten, beschwören. Es liegt nicht an ihm, das durch die millionenfache Ausweisung angerichtete Unheil und Unrecht wieder aus der Welt zu schaffen. Wie weit man dieser Mahnung zu einer „Rückführung der Vertriebenen", die allerdings nach beiden Seiten hin im Zeichen der Gerechtigkeit, des Ausgleichs und garantierter Freiheit stehen müßte, in der Welt Gehör schenken wird, hängt von zwei Faktoren ab: Von der Antwort auf die Frage, in welchem Maße sich jene katholischen und christlichen Elemente, die heute in den Parlamenten und Regierungen der Völker sitzen, die Auffassungen des Oberhauptes der katholischen Kirche auch für die Praxis zu eigen machen werden. In der Hauptsache hängt jedoch die Antwort auf die letzte Frage der zitierten Stelle des Papstbriefes von der Entwicklung der großen Sphinx im Osten ab, die heute noch keineswegs gewillt sein dürfte, das Unrecht, das sie und ihre Gefolgsleute in Europa begangen haben, wieder gut zu machen.





